

Fachgebiet Soziologie

Verlieben – Lieben – Entlieben heute
Eine soziologische Untersuchung anhand von ausgewählter
belletristischer Literatur

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der
Philosophischen Fakultät
der
Westfälischen Wilhelms-Universität
zu
Münster (Westf.)

vorgelegt von
Hermann Hebert
aus Berlin

2006

Tag der mündlichen Prüfung: 17.11.2006 Nebenfach Politikwissenschaft
28.11.2006 Hauptfach Soziologie

Dekan: Prof. Dr. Dr. h.c. Wichard Woyke

Referent: Prof. Dr. Horst Herrmann

Korreferent: PD Dr. Dieter Hoffmeister

Saskia und Roman gewidmet

Ende 2000 habe ich nach gut 35 Jahren mein so genanntes ‚Berufsleben‘ beendet. Vor dieser Lebensphase hatte ich mein Soziologiestudium in Frankfurt planmäßig mit dem Diplom abgeschlossen. Meine Diplomarbeit befasste sich seinerzeit mit dem Begriff der Ehe in der Literatur. Mit meiner Heirat - unmittelbar nach dem Studium und vor dem Schritt ins Berufsleben - begann für mich auch in dieser Hinsicht die ‚Praxis‘ (die übrigens bis auf den heutigen Tag andauert). Die vorliegende Dissertation deutet darauf hin, dass mich mein damaliges Studium und die Thematik meiner Diplomarbeit auch nach meinem Berufsleben erneut in ihren Bann gezogen haben. Die Gesellschaft hat sich in diesen vier Jahrzehnten sehr stark verändert und mit ihr auch das Leben im Allgemeinen sowie das Liebesleben im Besonderen. Diesem Wandel so gründlich wie möglich nachzuspüren, hat mich gereizt und bewogen, erneut zu studieren und dieses Zweitstudium mit einer Promotion abzuschließen.

Im Institut für Soziologie an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster traf ich auf außerordentlich aufgeschlossene, freundliche und hilfsbereite Dozentinnen und Dozenten. Das gilt ganz besonders für die Herren Prof. Dr. Rolf Eickelpasch und Prof. Dr. Horst Herrmann. Der Erstere erklärte sich schon im ersten Gespräch grundsätzlich bereit, zu gegebener Zeit als ‚Doktorvater‘ zu fungieren. Er stand mir schließlich als solcher auch bis in die Schlussphase des Studiums mit wertvollen Anregungen, Ratschlägen, aber auch mit sehr überzeugenden Einwänden und Verbesserungsvorschlägen hilfreich und geduldig zur Seite. In der allerletzten Phase (nach Abgabe der bis dahin noch nicht als solcher ausdrücklich anerkannten Dissertation) zwangen ihn gesundheitliche Gründe, auf seine Rollen als Doktorvater und Hauptgutachter umgehend vollständig zu verzichten. Er riet mir, im Interesse einer möglichst zügigen Promotion nach einem anderen Doktorvater und Hauptgutachter Ausschau zu halten. Möglicherweise sei Herr Prof. Dr. Horst Herrmann, so sein Hinweis, unter diesen besonderen Umständen bereit, so kurzfristig in die Bresche zu springen und diese Funktionen zu übernehmen. Und zu meiner großen Freude (und Erleichterung) erklärte sich Herr Prof. Dr. Herrmann tatsächlich auf Anhieb bereit, diesen Part zu übernehmen. Nicht nur das; er signalisierte mir, ohne seinerseits irgendwelche weiteren Forderungen oder Bedingungen zu stellen, in kürzester Zeit, dass er die eingereichte Arbeit als Dissertation akzeptiert und damit (wenn auch die Frage geklärt sei, wer das Zweitgutachten und wer die Rolle des Nebenfachprüfers übernehme) der Weg für das eigentliche Promotionsverfahren frei ist. Da Frau Prof. Dr. Irene

Gerlach bereit war, für die Prüfung im Nebenfach (Politikwissenschaft) zur Verfügung zu stehen und Herr PD Dr. Dieter Hoffmeister zusagte, die von Herrn Prof. Dr. Eickelpasch zwar angedachte, aber noch nicht verabredete Rolle des Zweitgutachters zu übernehmen, was in Anbetracht des außergewöhnlichen Arbeitspensums, das er zu diesem Zeitpunkt zu schultern hatte, ein besonderes Entgegenkommen war, konnte das Promotionsverfahren ohne nennenswerte Verzögerungen zum Abschluss gebracht werden. Ich danke diesen Dozenten, vorab Herrn Prof. Dr. Herrmann, für ihr unkompliziertes Entgegenkommen und die Hilfsbereitschaft, Aufgeschlossenheit und Freundlichkeit, mit denen sie mir halfen, diese Klippen des Promotionsverfahrens zu meistern.

Mein ausdrücklicher Dank gilt auch den anderen Lehrkräften, die mich beraten, bestärkt und ermuntert haben, den eingeschlagenen Weg weiter zu gehen und ja nicht aufzugeben (was hier und da durchaus eine Versuchung war). Das gilt besonders für Frau PD Dr. Monika Friedrich und Herrn Prof. Dr. Alfons Cramer, ferner für die Herren Prof. Dr. Ullrich Bauer, Dr. Uwe Bittlingmayer sowie Herrn PD Dr. Dirk Richter (allesamt Münster bzw. vormals Münster), nicht zuletzt für Frau Prof. Dr. Sabine Brombach (Braunschweig). Ich weiß auch die immer freundliche Unterstützung zu schätzen, die ich durch Frau Christine Eglseder vom Promotionsprüfungsamt der Philosophischen Fakultät sowie durch Frau Karin Erke und Frau Edeltraud Rensing im Sekretariat des Instituts für Soziologie jederzeit erfahren habe.

Nicht zuletzt hatte ich auch im privaten Umfeld einerseits sehr wohlwollende, andererseits aber auch sehr kritische Begleiter und Ratgeber: vorab meine Frau und meine Kinder, ferner Studien-Kollegen und Freunde: Dr. Walter Spöhring einerseits, Dr. Hermann Zinn und Werner Zühlke sowie Andrea Chanicki-Moser und Dr. Viktoria Pollmann andererseits. Als gewissenhafte Korrekturleserin fungierte Katrin Jaksch. Bei DV-Problemen half mir neben meiner Frau gelegentlich auch Petra Schröder.

Inhaltsverzeichnis

Kapitel		Seite
0	Einleitung	1
0.1	Thema, Fragestellung und Zielsetzung	1
0.2	Weitere Erläuterungen zum Thema und zur Zielsetzung	2
0.3	Methodik	8
1	Philip Roth: Das sterbende Tier - Oder: Liebe? Ja! (In Form von „harmonischem Hedonismus“); Liebe in Form von Bindung und Ehe? Nein! (Einmal und nie wieder!)	14
1.1	Zu Konzeption und Inhalt des Romans	14
1.2	Zur Person des Protagonisten: Professor David Kepesh, ein trotz seines hohen Alters vitales, selbstbewusstes, mit beiden Beinen im Leben stehendes, auf seine Freiheit und Unabhängigkeit (auch und gerade gegenüber Frauen) pochendes, angesehenes und erfolgreiches, aber wegen seines unkonventionellen Liebeslebens auch umstrittenes Mitglied der Gesellschaft	15
1.3	Zur Person der wichtigsten Geliebten von David Kepesh: Consuela Castillo, eine (aus der Sicht von David Kepesh) auffallend gut aussehende, gut proportionierte, gut gekleidete, sicher auftretende, selbstbewusste und attraktive junge Frau, die einerseits wie eine moderne Amerikanerin wirkt (und auch in Amerika geboren ist), sich aber andererseits eher als Kubanerin fühlt (weil sie ihre aus Kuba stammenden wohlhabenden Eltern, Verwandten und aristokratischen Vorfahren besonders schätzt und sich in diese konservative Familientradition liebevoll eingebunden sieht)	20
1.4	Zur ‚Vorprägung‘ der anderen Romanfiguren: Personen im Dschungel von sexueller Revolution und Aufbruch-Stimmung sowie aus dem Dunstkreis von mehr oder weniger missglückten Ehen und sonstigen Paarbeziehungen	24
1.5	Zur Struktur der ‚Beziehungskiste‘ zwischen David Kepesh und Consuela Castillo: Gegenseitige, befristet angelegte Instrumentalisierung mit und ohne Einvernehmen als ‚Vertragsvoraussetzung‘ (1. Anbahnungs-Strategien und - ‚verhandlungen‘)	30
1.6	Zur Struktur der ‚Beziehungskiste‘ zwischen David Kepesh und Consuela Castillo: Gegenseitige, befristet angelegte Instrumentali-	36

	sierung mit und ohne Einvernehmen als ‚Vertragsgrundlage‘ (2. Sex gegen Einbeziehung in kulturellen Status)	
1.7	David Kepesh und Carolyn Lyons: „Harmonischer Hedonismus“ oder doch eher eine eheähnliche Paarbeziehung auf Raten?	48
1.8	Die Ehen des Romans: Für ‚richtige‘ (für David Kepesh nämlich polygam veranlagte) Männer ein unwürdiger Käfig und eine einzige Katastrophe	49
2	John Maxwell Coetzee: Schande – Oder: „DEINE TAGE SIND VORBEI, CASANOVA“ (58)	53
2.1	Zu Konzeption und Inhalt des Romans	53
2.2	Zur Person des Protagonisten: Professor David Lurie, ein in der abendländisch-humanistischen Literatur und Weltsicht verwurzelter und gefangener Großstädter und Weltbürger, als Hochschullehrer nur mäßig Erfolgreicher, der sich an den Ruppigkeiten der sich schnell verändernden Gesellschaft reibt und hierbei herbe Niederlagen und bleibende Verletzungen davongetragen hat, andererseits aber die Mechanismen dieser Gesellschaft für sein - andere zum Teil abstoßendes - unkonventionelles Liebesleben sehr wohl relativ skrupellos zu nutzen versteht	56
2.3	Zur Person von Lucy und ihrer Freundin Bev Shaw und dem afrikanischen Netzwerk der beiden: Aus der westlichen Zivilisation Ausgestiegene, ‚alternativ‘ Lebende, die im schwarzen Südafrika der Nachapardheit Fuß gefasst haben und vitale Verbindungen zur einheimischen Bevölkerung pflegen, u.a. zu Petrus, dem (muslimischen) Miteigentümer von Lucys kleiner Farm	66
2.4	Zu David Luries ‚Partnerinnen‘: Frauen für Geld (Soraya und Soraya II), Verlegenheitsfrau oder Missverständnis (Sekretärin Dawn), Abenteuer mit Folgen (Melanie Isaacs) ‚Geliebte‘ aus Mitleid (Bev Shaw), Ex-Ehefrau in ‚Kumpel‘-Funktion (Rosalind)	68
2.5	Zur Struktur der ‚Beziehungskiste‘ zwischen David Lurie und Soraya: Sex mit ‚Exoten‘ als käufliche Ware bzw. Dienstleistung – eine Marktnische der „Milch-und-Honig-Gesellschaft“ im globalisierten Sexmarkt	75
2.6	Zur Struktur der ‚Beziehungskiste‘ zwischen David Lurie und Melanie Isaacs: Gegenseitige befristete Instrumentalisierung von Ungleichem	81
3	Zeruya Shalev: Liebesleben- Zwischen Traumliebe und Liebes-trauma	97
3.1	Zu Konzeption und Inhalt des Romans	97

3.2	Zur Person von Ja'ara: Junge verheiratete Akademikerin mit widersprüchlichem Verhältnis zu traditionellen Normen und Mustern	99
3.3	Zur Person von Arie Even: Ein aus bescheidenen Verhältnissen stammender Studienfreund von Ja'aras Vater und ehemals auch dessen Rivale um Ja'aras Mutter, der inzwischen eine sehr reiche Frau geheiratet hat und seit Jahrzehnten für den Geheimdienst im Ausland tätig war und dem man nachsagt, dass er ein mit allen Wassern gewaschener Egozentriker und Einzelgänger ist, der es glänzend versteht, es sich auf Kosten anderer, speziell von Frauen, gut gehen zu lassen	101
3.4	Zur Person von Joni: Aufs falsche Pferd gesetzt	105
3.5	Die ‚Beziehungskisten‘ von und zwischen Ja'ara und Arie Even: Partnersuche im Zeichen „vielbödiger Moralen“ und Kompromisse	106
4	Martin Walser: Der Lebenslauf der Liebe – Oder: ‚Bis dass der Tod (uns) scheidet‘ (können wir ansonsten machen, was wir wollen)	131
4.1	Zu Konzeption und Inhalt des Romans	131
4.2	Zur Person der Protagonistin: Susi Gern, eine einfache, extrem anpassungsfähige, älter gewordene, resolute Ehefrau, Hausfrau und Mutter, die sich mit ihrem Mann prinzipiell gut versteht, die sich aber in sexueller Hinsicht schon sehr früh mit ihm auseinander gelebt hat und die schließlich – einigermassen im Einklang mit ihren Grundsätzen - eigene Wege gegangen ist, schließlich - als Witwe - sogar noch einmal im Alter von siebenundsechzig heiratet, und zwar einen achtunddreißig Jahre jüngeren Marokkaner und Moslem, Fachhochschulstudent für Energietechnik, und dabei ins Vergleichen kommt	133
4.3	Zur Person von Edmund Gern: Einer, der zielstrebig die Chancen, die ihm das Wirtschaftswunderland Deutschland als cleverem Anwalt bot, genutzt hat und dabei – an der Seite seiner für diese Karriere ‚maßgeschneiderten‘ Frau Susanne (die sich in der Rolle der Nur-Hausfrau und Mutter pudelwohl fühlt und ihn als ihr ‚Haupt‘ und ‚Versorger‘ voll anerkennt) - in wenigen Jahrzehnten steinreich geworden ist; der aber schließlich seine Fähigkeiten und Möglichkeiten, auch im privaten Bereich, überschätzt und seine legendären Erfolge in katastrophale Misserfolge verwandelt hat, wobei nicht zuletzt veränderte Rahmenbedingungen in der Wirtschaft, vor allem aber sein rapider gesundheitlicher Verfall das Ihrige beitragen	137
4.4	Zur Person von Khalil Algat: Jahrgang 61, aus Casablanca, Marokko, Moslem, Fachhochschulstudent für Energietechnik in Deutschland, Susis Liebhaber und schließlich auch Ehemann aus einem ‚anderen Kulturkreis‘	139
4.5	Die ‚Ehe‘ von Edmund und Susanne (Susi) Gern: eine Form, die	141

	den aus ihr weitgehend entwichenen Inhalt trotz allem überlebt hat, eine ‚auf den Hund gekommene‘ offene Ehe	
4.6	Die Ehe Khalil Algat/Susanne Gern-Algat: Ehe als Klammer und kleinster gemeinsamer Nenner zwischen verschiedenen Kulturen	144
5	Julian Barnes: Liebe usw. – Oder: Über den Stellenwert des Liebeslebens im Leben und aus der Sicht des Einzelnen	150
5.1	Zu Konzeption und Inhalt des Romans	150
5.2	Zur Person von Gillian: Eine charmante, attraktive, liebenswerte, kluge, einführende und tüchtige Frau, Mutter und Partnerin, die als Gemälderestauratorin nebenbei auch für den Löwenanteil des Lebensunterhaltes der Familie sorgt	152
5.3	Zu den Personen von Stuart und Oliver: Unterschiedlich ‚realistische‘ und ‚erfolgreiche‘ Sozialcharaktere	153
5.4	Verlieben – Lieben – Entlieben in der Dreiecksbeziehung von Gillian, Oliver und Stuart im Zeichen sich verändernder ‚Marktwerte‘ der Beziehungspartner	155
6	Adam Thirlwell: Strategie – Verlieben, Lieben und Entlieben in einer nicht nur heterosexuellen Dreiecksbeziehung	170
6.1	Zu Konzeption und Inhalt des Romans	170
6.2	Zu den Personen, den drei Protagonisten Nana, Moshe und Anjali: Um permanenten Konsens in der Beziehung bemühte ‚wirkliche‘, von der weltoffenen Großstadt London geprägte Freunde und Liebende	172
6.3	Verlieben, Lieben und Entlieben in einer Dreiecksbeziehung mit verschiedenen sexuellen Identitäten	175
7	Elfriede Jelinek: Lust – Oder: Das Liebesleben ist - wie das Leben bzw. die Gesellschaft überhaupt - durch und durch grausam und widerwärtig	200
7.1	Zu Konzeption und Inhalt des Romans	200
7.2	Zur Person von Hermann: Ein allgegenwärtiger, allmächtiger Fabrikdirektor, der seine Ausnahmestellung in der ländlich-katholischen österreichischen Provinz als wichtigster Arbeitgeber weit und breit genießt, der Widerstände nicht kennt oder leicht zu brechen versteht und sich auch sonst - etwa als sexuell unersättlicher Ehemann und als Vater, als Mann von altem Schrot und Korn - gut durchzusetzen versteht	202
7.3	Zur Person von Gerti: Eine aus der Stadt ihrem Mann in die Provinz	203

	gefolgte ‚Nur‘- Ehefrau, die mit den unersättlichen Ansprüchen von Mann und Kind nicht klarkommt und dabei - nach Irrwegen mit Pseudo-Problemlösern (wie Konsumrausch, Alkoholsucht und eigenen Affären) - in ihrem ‚goldenen Käfig‘ systematisch zugrunde geht	
7.4	Die Ehe Hermann-Gerti: In einem Bündnis von Ungleichen kommt die Nachfrage (notfalls) auch ohne Angebot zurecht	207
8	Soziologische Quintessenz für das Liebesleben von heute aus den sieben Romanen: Nicht nur Diskurs, sondern auch Wirklichkeit	214
8.1	Das zeitgenössische Liebespaar (Hans und Grete) und seine ‚Beziehungskisten‘ als (virtueller) Literaten-Golem: Der Golem lebt	214
8.2	Das Alter der Liebenden: Mit dem Leben verlängert und verändert sich auch das Liebesleben	215
8.3	Umgang mit Sexualität: Mehr Sex, weniger Eros	218
8.4	Sonstige körperliche Befindlichkeiten: Mehr Körper, weniger Seele	225
8.5	Städtisches versus ländliches Milieu: Städtische Lebensweise tonangebend und weiter auf dem Vormarsch	227
8.6	Karrierezwänge: Mehr Geplantes, weniger Zufälliges	230
8.7	Liebesleben und Moral: Weniger ‚Objektives‘, Allgemeinverbindliches; mehr ‚Subjektives‘, Unverbindliches, ‚Selbstgestricktes‘, Selbst- verantwortetes; mehr vielbödige Moralen als eine einzige Moral	232
8.8	Liebesleben und Weltsicht: Nur sehr bedingt kompatible Weltsichten der heutigen Individuen erschweren den Konsens, fördern den Dissens zwischen Liebenden	237
8.9	Beziehungskisten heute: ein kunterbuntes Neben- und Nacheinander	240
9	Theoretische Exkurse zum Thema „Verlieben – Lieben – Entlieben heute“	249
9.1	Freiheit (Unabhängigkeit, Emanzipation)	249
9.2	Moral (Gewissen, Über-Ich, Liebes- und Sexualmoral, Verantwortung)	258
9.3	Liebe	273
9.4	Ehe	291

10	Epilog zum Thema ‚Verlieben – Lieben - Entlieben heute‘	302
10.1	Machtverschiebungen und Emanzipationsbewegungen	302
10.2	Großbaustelle Moral	
10.3	Vom Liebestraum über die Traumliebe zum Liebestrauma	312

Literaturverzeichnis

0 Einleitung

0.1 Thema, Fragestellung und Zielsetzung

„Verlieben – Lieben – Entlieben¹ heute. Eine soziologische Untersuchung anhand von ausgewählter belletristischer Literatur“ lautet der Titel dieser Arbeit. Die Arbeit interessiert sich für das, was der Volksmund ‚Beziehungskisten‘ und die Theorie ‚Liebesordnungen‘² nennt.

Genauer gesagt, geht es darum, die soziologisch relevanten Umstände und Rahmenbedingungen dafür herauszuarbeiten, warum solche ‚Kisten‘ heute und in unserem Kulturkreis³ einerseits so attraktiv, unter Umständen auch so haltbar und robust sind, andererseits aber auch so unerträglich, labil und brüchig. Was veranlasst, zieht und treibt die Individuen heute zum ersten oder wiederholten Mal, sich auf solche kurz-, länger- oder langfristigen Paarbeziehungen, in- oder exklusive Kinder, einzulassen? Und was veranlasst, zieht und treibt sie, solche Beziehungen für längere Zeit aufrechtzuerhalten oder sie zum ersten oder wiederholten Mal (vorzeitig) zu beenden? Lockt die ‚Kiste‘ möglicherweise zunächst mit einer unwiderstehlichen Schokoladenseite, um dann früher oder später, zumindest in einer erheblichen Zahl von Fällen, ebenso selbstverständlich ihre abstoßende und ungenießbare Kehrseite zu offenbaren? Was passiert in diesem Zusammenhang mit dem ‚Kinderwunsch‘?⁴ Agieren hierbei selbstbewusste, einigermaßen autonome ‚Akteure‘, oder sind gesellschaftliche, psychologische und biologisch-chemische Kräfte am Werk, welche die Individuen, wenigstens zeitweise, wie willenlose Spielbälle aufeinander zutreiben und ‚verkuppeln‘, um sie, scheinbar oder anscheinend planlos, früher oder später wieder auseinander zu reißen? Möglicherweise bleibt

¹ Der Begriff „entlieben“ ist dem Buch „Strategie“ von Adam Thirwell entnommen. (Frankfurt a. M. 2004)

² Papst Pius XI. erwähnt in seiner 1930 geschriebenen Ehe-Enzyklika „Casti connubii“, dass bereits der hl. Augustinus den Begriff „Ordnung der Liebe“ benutzte. Das „Kursbuch 144“ vom Juni 2001 widmet dem Begriff „Liebesordnungen“ ein ganzes Heft.

³ Erläuterung des in dieser Arbeit benutzten Begriffs „Kulturkreis“ auf Seite 2

⁴ Bundespräsident Horst Köhler stellt bezüglich Deutschland fest: „Bleibe die Geburtenrate gleich, stiege die Lebenserwartung wie bisher und kämen von heute auf morgen keine Einwanderer mehr, dann würden am Ende dieses Jahrhunderts nicht einmal halb so viele Menschen in Deutschland leben wie heute.“ (Rede bei der Konferenz „Demographischer Wandel“ in Berlin am 06. 12. 05; Entwurfsfassung; www.bundespraesident.de; Der Bundespräsident / Home) Die Geburtenraten im gesamten Kulturkreis sind zwar unterschiedlich; der Trend ist aber der gleiche.

das Aussteigen aus einer ‚Beziehungskiste‘ den ‚ernüchterten‘ Akteuren bisweilen als einzige relativ autonome Eigenleistung überlassen. Liegt die Wahrheit eher in einer ‚mixtura mirabilis‘ (wundersamen Mischung) aus allen diesen Möglichkeiten? Wenn ja, wie ist diese ‚mixtura‘ beschaffen?

Die Vielzahl der angeschnittenen Fragen lässt sich, zumindest aus der Perspektive dieser Arbeit, in einer einzigen Frage zusammenfassen: Wie und wodurch entstehen, gedeihen und zerbrechen (heute und in unserem Kulturkreis) welche Arten von (heterosexuellen) Paarbeziehungen (in ausgewählten Werken der neueren belletristischen Literatur)? Die Dissertation soll diese Frage – aus soziologischer Perspektive - so weit und so gut wie möglich beantworten.

0.2 Weitere Erläuterungen zum Thema und zur Zielsetzung

Das Interesse gilt nicht allen denkbaren Paarbeziehungen gleichermaßen, sondern vorrangig den heterosexuellen. Paarbeziehungen von Homosexuellen sind sicher auch ‚Beziehungskisten‘, und sie wären als solche auch von Interesse⁵; da sie aber, zumindest bis auf weiteres, für die hier indirekt ebenfalls interessierende Frage der Nachkommenschaft keine oder nur eine untergeordnete Rolle spielen, werden sie in dieser Arbeit nicht besonders berücksichtigt.⁶

Der Kulturkreis, auf dessen Hintergrund das Thema „Verlieben – Lieben – Entlieben“ behandelt wird, meint hoch entwickelte ‚westliche‘ Industriegesellschaften mit christlich-jüdischer und demokratisch-republikanischer Tradition. Der Grundsatz der Monogamie, die Idee der Gleichberechtigung der Geschlechter, das Prinzip des Rechtsstaats mit ausdrücklichen Rechten des Einzelnen und der Herausbildung einer Privatsphäre, das Zurückdrängen der geistlichen Autorität und Gewalt aus und in der öffentlichen Sphäre sind heute besondere Kennzeichen dieses Kulturkreises, die mit dem Thema dieser Arbeit aufs Engste verknüpft sind. „Das

⁵ Anthony Giddens widmet sich in seinem Buch „Wandel der Intimität – Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften“ zu Recht sehr ausführlich solchen Beziehungen, weil sie u.a. eine Pionierfunktion für die modernen heterosexuellen Paarbeziehungen haben, indem sie – wie letztere – aus sich selbst begründet sind, keinen übergeordneten Interessen verpflichtet sind (wie ehemals die heterosexuellen, die früher aus ökonomischen und familiären Interessen von Dritten arrangiert wurden). (Frankfurt am Main 1993, S. 155 ff.)

⁶ Im Westfälischen Anzeiger vom 22.01.05 zeigen „Bärbel Voss und Mona Voss geb. Schmitz mit Alisa“ an: „Wir haben am 21. Januar 2005 geheiratet...“ Möglicherweise geht die Entwicklung auch zu solchen ‚Beziehungskisten‘ schneller, als hier angenommen.

weichste soziale Band, die gemeinsame Kultur“, schreibt Michael Vester, „ist zugleich das machtvollste“. ⁷ „Das Fühlen und Handeln in Intimbeziehungen“ orientiert sich, so Niklas Luhmann, „an kulturellen Imperativen“, und „selbst sexuelle Beziehungen in Phantasie und Praxis“ verdanken diesem Einfluss „Einschränkung und Steigerung“. ⁸

Bei allen (kulturellen) Unterschieden, die auch heute zwischen den einzelnen Ländern dieses Kulturkreises bestehen, gibt es gerade bei diesem Thema erstaunliche Gemeinsamkeiten. Das gilt auch für die belletristischen Texte, die als Untersuchungsmaterial für diese Arbeit ausgewählt wurden, weil sie das ‚Liebesleben‘ und die ‚Beziehungskisten‘ bzw. ‚Liebesordnungen‘ der Protagonisten mit ihren Partnern auf vielschichtige Weise behandeln und damit zur Beantwortung der Ausgangsfrage wichtige Beiträge leisten. Obwohl in verschiedenen Ländern und Sprachen entstanden, sind sie inzwischen ohne Ausnahme in deutscher Sprache auf dem Markt und damit zumindest für die deutschsprachigen Leser ein Beitrag zum globalen Diskurs über dieses Thema.

Im Einzelnen wurden aus der unüberschaubaren Fülle der belletristischen Literatur die folgenden Romane von folgenden Autoren als Untersuchungsmaterial im engeren Sinne ausgewählt: Barnes, Julian (England): Liebe usw., Köln 2002; Coetzee, John Maxwell (Südafrika): Schande, Frankfurt a.M. 2000; Jelinek, Elfriede (Österreich): Lust, Reinbek bei Hamburg, 9. Auflage 2004; Roth, Philip (USA): Das sterbende Tier, München 2003; Shalev, Zeruya (Israel): Liebesleben, Berlin 2000; Thirlwell, Adam (England): Strategie, Frankfurt a.M. 2004; Walser, Martin (Deutschland): Der Lebenslauf der Liebe. Frankfurt a.M. 2001. Bei der notgedrungen keineswegs repräsentativen Auswahl ging es, wie erwähnt, im Wesentlichen darum, Beispiele zu finden, die der Vielschichtigkeit und Komplexität des Themas so angemessen und so realistisch wie möglich Rechnung tragen. Statt sieben hätten es aber auch fünf oder zehn Bücher sein können. (Über das Untersuchungsmaterial im weiteren Sinne: Siehe weitere Ausführungen in diesem Kapitel unter 0.3 Methodik)

⁷ Vester, Michael: Das relationale Paradigma und die politische Soziologie sozialer Klassen, in: Bittlingmayer, Uwe H., Eickelpasch, Rolf, Kastner, Jens, Rademacher, Claudia (Hrsg.): Theorie als Kampf? Zur politischen Soziologie Pierre Bourdieus, Opladen 2002, S. 72

⁸ Luhmann, Niklas: Liebe als Passion – Zur Codierung von Intimität, Frankfurt am Main 1994, Klappentext

Die Erscheinungsjahre der Bücher umschreiben in etwa, was im Titel mit ‚heute‘ gemeint ist, nämlich der Zeitraum um die Jahrtausendwende. Da es in dieser Arbeit aber mehr um grundlegende Trends geht und weniger um zeitliche und regionale Feinheiten, kommt es dabei auf zehn oder fünfzehn Jahre gar nicht an, zumal die Autoren unterschiedlich alt sind und Erfahrungen in ihre Werke einfließen lassen, die zum Teil viele Jahrzehnte zurückliegen und in phylogenetischem Sinne sogar noch wesentlich weiter zurückreichen. Außerdem geht es mehr um die Beschreibung und Erklärung von längerfristigen Prozessen, nicht so sehr um zeitlich und räumlich eng abgrenzbare Zustände. Insofern spielt nicht nur das Heute eine Rolle, sondern auch das Gestern und Morgen.

Ohnehin liegt es nahe, bei diesem Thema ein besonderes Augenmerk auf die onto- und phylogenetischen Aspekte zu richten. Sowohl die Akteure von Paarbeziehungen als auch die gelebten Beziehungsstrukturen (‚Beziehungskisten‘ bzw. Liebesordnungen) sind danach zu differenzieren, welche Faktoren, welche Rahmenbedingungen sie synchron und diachron durchlaufen haben und Einfluss auf sie hatten und haben. Solche Rahmenbedingungen können die Häufigkeit, den Umfang, die Tiefe, die Dichte, die Festigkeit, die Qualität und die Dauer der Beziehungen wesentlich mit beeinflussen.

Das Liebesleben eines Einzelnen kann sich im Laufe seiner Entwicklung ganz verschieden darstellen, je nachdem, in welcher Phase des Lebens (bzw. einer Beziehung) und der Gesellschaft dieser⁹ sich gerade befindet und welche Rahmenbedingungen er dabei vorgefunden und in welcher Weise er sie verarbeitet hat. Ob jemand erstmalig ‚auf Freiersfüßen geht‘ und dabei seine Partnerwahl trifft, ist anders zu sehen, als wenn er sie trifft oder ostentativ meidet, wenn er bereits mehrere Ehen und Scheidungen oder sonstige Paarbeziehungen hinter sich hat. Ob solche Erfahrungen noch aus den Anfängen des vorigen Jahrhunderts stammen oder erst an dessen Ende gewonnen wurden und wo, kann für die jeweiligen ‚Beziehungskisten‘ ebenfalls von Bedeutung sein.

⁹ In der gesamten Arbeit wird darauf verzichtet, männliche und weibliche Endungen gesondert auszuweisen, wenn sich aus dem Sinn ergibt, dass beide Geschlechter gemeint sind.

Wie ein Paar seine Liebesbeziehungen, seine ‚Beziehungskiste‘ bzw. ‚Liebesordnung‘ (mit) strukturiert und (mit) definiert, wird sicher wesentlich davon abhängen, wie tief oder wie wenig die Partner in Traditionen¹⁰ verwurzelt sind, welchen Schichten sie angehören, welchen Bildungs- und Ausbildungshorizont sie haben, um nur einige solcher Rahmenbedingungen zu nennen. Dass heute ganz verschiedene ‚Beziehungskisten‘ bzw. ‚Liebesordnungen‘ auf dem ‚Markt‘ sind und nebeneinander existieren, ist sicher kein Zufall, sondern sogar eines der wesentlichen Merkmale für die heutigen Rahmenbedingungen beim Verlieben, Lieben und Entlieben.

„Ist nun schon das menschliche Einzelwesen“, schreibt Georg Simmel, „mit einer fast unübersehbaren Fülle latenter und wirkender Kräfte ausgestattet, so muß die Komplikation da noch eine viel größere werden, wo gegenseitige Wirkungen solcher Wesen aufeinander vorliegen und die Kompliziertheit des einen, gewissermaßen mit der des andern sich multiplizierend, eine Unermeßlichkeit der Kombinationen ermöglicht.“¹¹ Genau das gilt für Paarbeziehungen und die entsprechenden ‚Beziehungskisten‘ bzw. ‚Liebesordnungen‘. Im Laufe eines Lebens kann ein Individuum ganz verschiedene Paarbeziehungen durchlaufen und dabei auch hinsichtlich der ‚Beziehungskisten‘ bzw. ‚Liebesordnungen‘ ganz unterschiedliche Erfahrungen machen. Dass sich dabei auch ständig die Gesellschaft verändert und mit ihr auch die Rahmenbedingungen für Paarbeziehungen sich ändern, ist ebenfalls einleuchtend.

Die Vielschichtigkeit und Komplexität des Themas machen einerseits seinen besonderen Reiz aus; andererseits erschweren sie aber seine wissenschaftliche Bearbeitung. Es ist kein Zufall, dass das Thema wesentliche Bezüge zu den Theorien mehrerer Soziologen hat, etwa zu denen von Ulrich Beck, Pierre Bourdieu, Günter Burkart, Peter Fuchs, Anthony Giddens, Jürgen Habermas, Niklas Luhmann, um nur einige zu nennen. Insofern fällt es schwer, den theoretischen Bezugsrahmen

¹⁰ Dabei wird näher zu klären sein, um welche Traditionen es sich handelt. Je nach Tradition können die Wurzeln sehr weit oder weniger weit zurückreichen. Ob die Anfänge einer Tradition vor zweitausend Jahren liegen oder aus der Neuzeit stammen, ist quantitativ und qualitativ ein gewaltiger Unterschied. Der Begriff ‚Tradition‘ wird vielfach (zum Beispiel auch bei Anthony Giddens) zu pauschal verwendet.

¹¹ Simmel, Georg: Über soziale Differenzierung, in Simmel, Georg: Aufsätze 1887-1890 Über soziale Differenzierung. Die Geschichtsphilosophie 1892, Frankfurt a. M. (o.J), S. 118

so festzulegen, dass man dem Thema und den wissenschaftlichen Anforderungen und Usancen gleichermaßen gerecht wird.

Dass sich die Arbeit schwerpunktmäßig auf literarische Texte stützt, könnte als weiteres Handicap für ihre wissenschaftliche Tauglichkeit angesehen werden. Schließlich sind solche Texte ‚Kunst‘-Produkte und als solche etwas anderes als die Realität oder Wirklichkeit, wie sie üblicherweise in Form von ‚facts and figures‘ empirisch (v)ermittelt wird. Andererseits gibt es, wie Watzlawik zu Recht sagt, keine absolute Wirklichkeit, sondern nur subjektive, zum Teil sich völlig widersprechende Auffassungen von Wirklichkeit, von denen naiv angenommen wird, „dass sie der >>wirklichen<< Wirklichkeit entsprechen“. ¹² Watzlawik unterscheidet zwei Arten von Wirklichkeitsbegriffen. „Der erste bezieht sich auf die rein physischen und daher weitgehend objektiv feststellbaren Eigenschaften von Dingen und damit entweder auf Fragen des gesunden Menschenverstands oder des objektiven wissenschaftlichen Vorgehens. Der zweite beruht ausschließlich auf Zuschreibung von Sinn und Wert an diese Dinge und daher auf Kommunikation.“ ¹³

Die in dieser Arbeit interessierenden Romane ¹⁴ bewegen sich selbstverständlich auf beiden Wirklichkeitsebenen. Wenn die Autoren das Liebesleben und die ‚Liebesordnungen‘ ihrer Protagonisten schildern, haben sie sicher den Anspruch, dass das nicht von vorne bis hinten frei erfunden, gewissermaßen an den Haaren herbeigezogen, sondern ‚echt‘ ist, die Wirklichkeit oder wichtige Aspekte der Wirklichkeit mindestens so echt wie möglich abbildet. ¹⁵ Nietzsche hat zwar Recht, wenn er sagt: „ (...) ein Homer hätte keinen Achill, ein Goethe keinen Faust gedichtet, wenn Homer ein Achill und Goethe ein Faust gewesen wäre.“ ¹⁶ Ob die Autoren aber ihre Werke als Person selber verkörpern oder ob sie ihre Protagonisten und deren Beziehungskisten aus vielen einzelnen Erfahrungselementen ganz anders und neu zusammensetzen, ist allerdings auch gar nicht entscheidend. Entscheidend ist, ob

¹² Watzlawik, Paul: Wie wirklich ist die Wirklichkeit, München 1978, S. 142

¹³ Ebenda, S. 142 f.

¹⁴ Der Roman, speziell der Liebesroman, ist seit dem 17. Jahrhundert für die Leser zum Lern- und Orientierungsfaktor in Liebesangelegenheiten avanciert und hat dabei eine Wirklichkeitskonstituierende Funktion übernommen. Vgl. Luhmann, Niklas: Liebe als Passion – Zur Codierung von Intimität, Frankfurt am Main 1994, S. 12

¹⁵ Vgl. Brombach, Sabine: Literatur als Erkenntnisquelle gesellschaftlicher Wirklichkeit - Interpretationen ausgewählter Eheromane und Analysen ehe- und familiensoziologischer Forschungsarbeiten aus der westdeutschen Nachkriegszeit bis 1961, Frankfurt am Main 1995

¹⁶ Nietzsche, Friedrich: Zur Genealogie der Moral, in: Nietzsche, Friedrich: Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral, Leipzig 1930, S. 339

es ihnen gelingt, sich in das Leben ihrer Protagonisten und Leser - mit viel Empathie - so hineinzusetzen, dass andere das, was sie lesen, - weitestgehend - als ‚wirklich‘¹⁷ empfinden.¹⁸ Gustave Flaubert hatte sich als Autor zum Grundsatz gemacht, dass der Autor wie Gott im Universum überall gegenwärtig und nirgends sichtbar sein“ solle.¹⁹

Die Lektüre von Goethes „Die Leiden des jungen Werthers“ bzw. die in diesem Buch geschilderte Tragik der Protagonisten haben etliche Leser als so echt empfunden, dass sie in ihrem Liebeskummer ebenfalls Selbstmord begangen haben. Goethe hat sich durch seine Liebe zu Charlotte, die als Muster für dieses Werk diente, natürlich nicht zum Selbstmord verleiten lassen.²⁰

Die Interpretation der Texte muss die Fiktionen eines Autors, seine spezifische Art, sich mit ‚der‘ Wirklichkeit auseinanderzusetzen, danach abklopfen, ob und wo sie nur fiktional sind und ob und wo sie die ‚Wirklichkeit‘, die ‚Realität‘ überzeugend simulieren. Die Autoren müssen sich im Übrigen aber gar nicht damit begnügen, die Realität im Verhältnis von 1:1 in ihre Romane zu übernehmen, sie sozusagen nur affirmativ zu bestätigen; sie können die Wirklichkeit sehr wohl auch kritisch sehen, indem sie versuchen, auf Dinge und Entwicklungen aufmerksam zu machen, die sie für inadäquat und veränderungsbedürftig halten. Ihre Wirklichkeitsbeschreibungen sind unter Umständen also nicht nur deskriptiv zu verstehen; sie können auch evokativ gemeint sein, indem sie sich mit einer Wirklichkeit identifizieren, die es noch gar nicht gibt, die sie aber am liebsten herbeirufen möchten. Wenn etwa Ibsen in „Nora oder ein Puppenheim“ die ‚Puppenrolle‘ der Frau in einer bürgerli-

¹⁷ Nach dem Theorem von William Thomas gilt: „Wenn Menschen eine Situation für real halten, dann ist diese in ihren Folgen real.“ Zitiert nach Welzer, Harald: Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden, Frankfurt am Main 2005, S. 254

¹⁸ Im Magazin der Frankfurter Rundschau vom 22.01.05, S. 4 f. wird unter dem Titel „immer wieder sonntags“ von Kathrin Hartmann beschrieben, wie auf sie die wöchentlich ausgestrahlte Serie „Lindenstraße“ im Fernsehen gewirkt hat (nachdem sie in zwanzig Jahren von tausend höchstens zehn Sendungen verpasst hat): „(...) Nirgends bekam ich menschliche Abgründe und die Unbill des Daseins plastischer vor Augen als sonntags um 18.40 Uhr. Ich durchlebte Seitensprünge, Scheidung, Vergewaltigung, ungewollte Schwangerschaft, Unzucht mit Abhängigen, Abtreibung, tödliche Unfälle, Selbstmord, Totschlag, Entführung, Vatermord, Krebs, Aids, Kindesmissbrauch, Babyklau, Kuckuckskinder, Sterbehilfe, Schutzgelderpressung, Teenie-Mütter, Prostitution, Nazis, Drogenschmuggel, Alkohol, Spielsucht, Tablettenmissbrauch, Herointote, Tollwut, Fahrerflucht; Wohnungsbrand; Bulimie, Folter, Schießereien, Stasi-Vergangenheit, 20 Hochzeiten und 52 Todesfälle, „Sodom und Gomera“, wie die kittelbeschürzte Else Kling durch den Hausflur keifte, aber auch sozial-liberale Volkserziehung. (...)“

¹⁹ Zitiert nach Harenbergs Lexikon der Weltliteratur. Autoren – Werke – Begriffe. Band 2, S. 960, Dortmund 1989

²⁰ Wellershoff, Dieter: Der verstörte Eros. Zur Literatur des Begehrens, Köln 2001, S. 18

chen, wesentlich auf Ungleichheit der Geschlechter beruhenden Ehe so ‚echt‘ darstellt, dass die Leserschaft oder das Theaterpublikum ihre bzw. seine eigenen Eheprobleme wiedererkennt, hat die ‚Theorie‘ des Autors die eigentlich gemeinte und nicht länger zu akzeptierende ‚Wirklichkeit‘ offenbar richtig beschrieben und auf den Punkt gebracht. Wenn Goethe in „Die Wahlverwandtschaften“ den sittlichen Grundsatz von der Unauflöslichkeit der Ehe an zwei Paaren - fiktiv und realistisch zugleich - demonstriert, die sich über Kreuz neu verlieben, dabei aber aus Respekt vor diesem Grundsatz nur unglücklich werden, weil die neue Partnerwahl oder Wahlverwandtschaft im Sinne des internalisierten Unauflöslichkeitsgrundsatzes nicht akzeptabel ist, die alten Bindungen aber zerstört werden und der im Namen der Unauflöslichkeit vermittelnde Geistliche nur Unheil anrichtet, kritisiert er zugleich dieses Sittlichkeitsempfinden und bereitet dessen Überwindung vor.²¹

Dass die Unauflöslichkeit der Ehe kein Wert an sich ist, ist heute - für das Gros der Menschen in unserem Kulturkreis - eine Selbstverständlichkeit. Die Möglichkeit der Scheidung ist inzwischen ein mehr oder weniger selbstverständliches Recht in den Staaten des Kulturkreises geworden.

Insofern geht es in dieser Arbeit nicht um *die Wirklichkeit*, sondern ‚nur‘ um den Diskurs über diese Wirklichkeit. Besser gesagt, geht es um den Teil der Wirklichkeit, der die Erfahrungswirklichkeit (kritisch) im Bewusstsein spiegelt und entweder affirmativ bestätigt oder als etwas beschreibt, was nicht in Ordnung ist und daher nach Veränderung ruft.

0.3 Methodik

Methodisch gesehen, wird wie folgt vorgegangen: Die sieben Romane werden nacheinander - unter besonderer Berücksichtigung soziologischer Perspektiven - vorgestellt. (Kapitel 1 bis 7; Kapitel 8 beinhaltet eine Zusammenfassung der Kapitel 1 bis 7) Nach einer kurzen Inhaltsangabe werden die Texte nach zwei Fragestellungen untersucht.

Der erste Fragenkomplex gilt den *Protagonisten* und anderen für das Verständnis der Romane wichtigen *Personen*. Es gilt herauszuarbeiten, welche beziehungsre-

²¹ Vgl. Benjamin, Walter: Goethes Wahlverwandtschaften, in: Benjamin, Walter: Illuminationen – Ausgewählte Schriften, Frankfurt a.M. 1961, S. 70 ff.

levanten Eigenschaften bzw. Merkmale diese Personen in das Romangeschehen entweder von vornherein mit einbringen oder im Verlaufe ihrer in den jeweiligen Romanen geschilderten Entwicklung erst herausbilden. Es interessieren also die Einflüsse auf diese Personen, die darüber Aufschluss geben, wie und warum sie sich bei der Entstehung, Aufrechterhaltung oder Beendigung von heterosexuellen Paarbeziehungen so verhalten, wie sie es tun, warum sie so denken, wie sie denken, und warum sie sich so geben, wie sie sich geben.

Der zweite Fragenkomplex ist den ‚*Beziehungskisten*‘ bzw. ‚*Liebesordnungen*‘, also den *Beziehungsstrukturen*, gewidmet, die diese Personen mit ihren Partnern bilden. Auch hier geht es um die spezifische ‚Duftnote‘ oder ‚Handschrift‘ der betreffenden Personen mitsamt der Frage, welchen (soziologisch relevanten) onto- und phylogenetischen Einflüssen diese Personen möglicherweise ausgesetzt gewesen sein könnten. Was und wie viel ist dabei von bereits existierenden Vorbildern - mehr oder weniger ‚blind‘ – übernommen und was ist möglicherweise ‚selbst gestrickt‘?

Derjenige, der solche Texte nach den oben genannten Gesichtspunkten interpretieren will, geht dabei nolens volens (nicht wollend und wollend zugleich) von einem Vorwissen aus, das möglicherweise auch mit Vorurteilen und Wertungen durchsetzt ist. Meinungen, Bewertungen, Glaubenshaltungen, Hoffnungen, Sehnsüchte, Rechtfertigungen und Appelle der Protagonisten zu interpretieren, ohne selber ‚Stellung‘ zu beziehen oder die eigene Position durchschimmern zu lassen, dürfte kaum möglich sein, auch wenn man sich noch so sehr bemüht, nur aus den Texten heraus und nicht in sie hinein zu interpretieren.

Insofern mag es sinnvoll sein, das hier zugrunde liegende ‚Vorwissen‘²² in groben Zügen zu skizzieren.

Was die beiden Fragenkomplexe angeht, kommen viele Einflussgrößen in Betracht. Man braucht sich nur vorzustellen, man würde einen Probanden zu seinem

²² Die Thematik dieser Arbeit berührt gelegentlich auch Gedankengänge der soziologischen Diplomarbeit, die der Verfasser dieser Arbeit 1964 in Frankfurt am Main, Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, vorgelegt hat: „Zum Begriff der Ehe in der Literatur der bürgerlichen Gesellschaft“

Liebesleben im Allgemeinen und zu seinen ‚Beziehungskisten‘ im Besonderen befragen wollen und dafür einen Interviewleitfaden entwickeln müssen. Selbst wenn der Interviewleitfaden - für ein narratives Interview - nur Stichworte enthalten soll, wäre man gezwungen, aus der Fülle möglicher Stichworte radikal auszuwählen:

Die Herkunft, diesbezügliche Traditionen, Gepflogenheiten und Einschätzungen in der Herkunftsfamilie, das Leben in einer eher ländlichen oder eher städtischen Umgebung, der Bildungs- und Ausbildungshorizont, die Stellung im Erwerbsleben, einschlägige Erfahrungen in Sachen Liebesleben im Allgemeinen, Paarbeziehungen im Besonderen, Verhältnis zu Geschlechterrollen, zur Arbeitsteilung der Geschlechter, zu Familie, Ehe und Kindern, Anforderungen an Partner, an ein erfülltes Liebesleben, Verhältnis zum eigenen Geschlecht, zur Sexualität, zum eigenen Körper, zum Aussehen, zur Größe, zum Gewicht, zum Alter, Verhältnis zum Glauben, zur Religion, zur Kirche, zum Status in der Gesellschaft, zum Staat, zum eigenen Kulturkreis. Wollte man all diese Einflüsse zusammenfassen und auf den Punkt bringen, käme man nur sehr bedingt mit den Begriffen Sozialisation und Enkulturation aus.

Was speziell die ‚Beziehungskisten‘ oder ‚Liebesordnungen‘ anbelangt, interessiert, welche Rolle im Liebesleben der Protagonisten etwa langfristige Bindungen spielen: mehr oder weniger nach katholischen und/oder bürgerlichen und/oder romantischen und alternativen Maßstäben und Moralvorstellungen auf Dauer angelegte Ehen oder eheähnliche Paarbeziehungen (mit mehr oder weniger einvernehmlichen Vorstellungen von Partnerschaft, vom Geschlechterverhältnis, von Gleichberechtigung und Arbeitsteilung im Erwerbs- und Familienleben, von Sexualität und Recht auf eigene Entfaltung). Wenn auch kurzfristige Liebesbeziehungen und Beziehungskisten eine Rolle spielen: Sind solche Beziehungen (und warum) eher die Regel oder die Ausnahme, eher das erklärte Ziel oder eine ungewollte Konsequenz (woraus)? Geht es überwiegend um annähernd partnerschaftliche Verhältnisse oder eher um eine Instrumentalisierung, weil der Partner nicht so sehr als Person interessiert, sondern eher als einer, der aufgrund spezieller Eigenschaften oder Fähigkeiten von Nutzen ist, etwa eigene Triebe befriedigt oder Versorgung garantiert, um nur die gängigsten Instrumentalisierungen aus konventionellen Paarbeziehungen zu nennen?

Die Interpretation der einschlägigen Literaturpassagen erfolgt u.a. auf Basis des Kommunikationsmodells von Schulz v. Thun²³: Das heißt: Die einschlägige Kommunikation der Akteure wird daraufhin untersucht, ob und gegebenenfalls, welche beziehungsrelevanten und gleichermaßen soziologisch aufschlussreichen Botschaften die Partner der Beziehung gegebenenfalls miteinander oder mit Dritten austauschen, was sie dabei über sich selbst offenbaren, welche Appelle sie in Richtung Partner richten und was die Art ihrer Kommunikation für Aufschlüsse über das Verhältnis der Partner zueinander - und das ihrer Geschlechter - erlaubt.²⁴

Der vorgenannte theoretische Rahmen des Vorwissens ist sozusagen das Orientierungsraster, in dem die Befunde aus den Texten verortet werden sollen. Da *wenige Autoren* und *wenige Bücher* nur *wenige* der insgesamt möglichen *Konstellationen* für Partner und deren Beziehungsstrukturen behandeln können, muss die Arbeit notwendigerweise einen essayistischen²⁵ und impressionistischen Charakter haben. Es geht in etwa darum, in dem unermesslichen ‚Sternenhimmel‘ der Möglichkeiten einzelne Sterne, die vielleicht etwas heller leuchten, weil sie entweder größer sind als andere oder dem Betrachter näher sind, ausfindig zu machen und zu lokalisieren. Damit die Interpretation der Texte den Kontakt zur ‚Realität‘ aber nicht verliert, werden da, wo es sinnvoll und nützlich ist, Informationen aus anderen Materialien eingefügt, etwa aus Tageszeitungen oder anderen Printmedien, aus Statistiken und Untersuchungen.

Ferner werden zu Begriffen, die für das Verständnis wichtiger Zusammenhänge von grundsätzlicher Bedeutung sind, Exkurse zum theoretischen Hintergrund erstellt. (Kapitel 9) Diese Exkurse - zu den Begriffen ‚Freiheit‘, ‚Moral‘, ‚Liebe‘ und ‚Ehe‘ - bilden in ihrer Gesamtheit das theoretische Pendant bzw. Netz zu den Befunden aus der Textinterpretation.

²³ Vgl. die diesbezüglichen Ausführungen in: Faktum Lexikoninstitut (Hrsg.): Lexikon der Psychologie, Gütersloh/München 1995, S. 228 ff.

²⁴ Ganz bewusst wird für die Interpretation der Texte viel mit Zitaten gearbeitet, einerseits, weil die Autoren Meister der Formulierung sind, ihre Texte also nicht so einfach durch andere Worte ersetzt werden können, andererseits, um dem Leser die Gelegenheit zu geben, die (möglicherweise hier und da gewagte) Interpretation selber nachvollziehen zu können.

²⁵ Der Dissertation geht es ähnlich wie dem Essay, von dem Theodor W. Adorno schreibt: „Er fängt nicht mit Adam und Eva an sondern mit dem, worüber er reden will; er sagt, was ihm daran aufgeht, bricht ab, wo er selber sich am Ende fühlt und nicht dort, wo kein Rest mehr bliebe (...). Weder sind seine Begriffe von einem Ersten her konstruiert noch runden sie sich zu einem Letzten.“ (Adorno, Theodor W.: Gesammelte Schriften, Frankfurt am Main 1997, Band 11, S. 10)

Die zusätzlich eingestreuten Materialien und die theoretischen Exkurse dienen insgesamt der Vergewisserung, dass man es hierbei – hoffentlich - nicht mit fiktionalen Hirngespinnsten, sondern letztlich eben doch mit ‚Realitäten‘²⁶ des ‚Hier‘ und ‚Heute‘ zu tun hat. Sie bilden gewissermaßen das ‚Netz‘ für den Drahtseilakt des interpretierenden ‚Artisten‘.

Der Epilog (Kapitel 10) stellt den Versuch dar, die ‚Wirklichkeit‘ der Literatur mit der ‚Wirklichkeit‘ der ‚Theorie‘ wenigstens bruchstückartig weiter zu vernetzen.

Bei der Planung dieser Arbeit und der Lektüre der unzähligen Texte wurde dem Verfasser immer mehr bewusst, wie schwer, um nicht zu sagen wie aussichtslos es sein kann, so etwas wie ‚Wirklichkeit‘, wie ‚Wahrheit‘ anzusteuern oder gar in den Griff zu bekommen, zumal bei einem so komplexen, andererseits aber so nahe liegendem und reizvollen Thema. In einem ganz anders gelagerten Buch fand ich Hinweise, die meinen Ahnungen sehr nahe kommen. Ich erlaube mir, diese Zeilen gewissermaßen als mein Motto für diese Arbeit voranzustellen:²⁷

„Der Wahrheitsbegriff (...) ist sozusagen asymptotisch; d.h. man kann sich der Wahrheit immer mehr nähern, aber sie ist unendlich, und ganz kann man sie nie wissen. In einem alten Text findet sich folgendes Gleichnis, wie Wahrheit zu verstehen sei:

Ein König ließ einmal alle Blindgeborenen der Stadt versammeln, um ihnen einen Elefanten zu zeigen. Ein Mann wurde beauftragt, die Blinden zum Elefanten zu führen, damit sie ihn betasten und nachher beschreiben konnten. So zeigte der Mann einigen Blindgeborenen den Kopf, einigen anderen das Ohr, wieder anderen den Zahn, einigen den Rüssel, den Rumpf, den Fuß, das Hinterteil, den Schwanz und das behaarte Schwanzende. Darauf forderte der König die Blindgeborenen auf, den Elefanten zu beschreiben. Die Blinden, die den Kopf befühlt hatten, sagten, der Elefant sei wie ein Kessel, diejenigen, die den Zahn berührt hatten, er sei wie eine Pflugschar. Die Betaster des Rüssels behaupteten, der Elefant sehe aus wie eine Stange am Pflug; und wer den Rumpf erkundet hatte, behauptete, der Elefant sehe aus wie ein Kornspeicher. Wer den Fuß befühlte, sagte, der Elefant sei wie ein

²⁶ Dass auch Theoretiker wie Anthony Giddens und Niklas Luhmann (neben vielen anderen) auf literarisches Material zurückgreifen (müssen), um ihre (zu Recht viel beachteten) Theorien zu untermauern, soll nicht unerwähnt bleiben. Für Horst Herrmann etwa ist der eine oder andere Blick in die Belletristik“ alles andere als schädlich, „zumal Schriftstellerinnen und Schriftsteller intensiver, facettenreicher, lebensnäher als Professoren wiedergeben, wie Individuen denken, fühlen, handeln.“ (Herrmann, Horst: Liebesbeziehungen – Lebensentwürfe. Eine Soziologie der Partnerschaft, Münster 2001, S. 6)

²⁷ Reichle, Verena: Die Grundgedanken des Buddhismus, Frankfurt am Main 2000, S. 19 ff.

Pfeiler, wer das Hinterteil berührt hatte, er sei wie ein Mörser. Wer den Schwanz in der Hand gehalten hatte, verglich den Elefanten mit einer Keule, und wer das behaarte Schwanzende befühlte, verglich ihn mit einem Besen. Leider hielt jeder Blinde seine Beschreibung für die einzig richtige und verfocht sie deshalb auch immer hitziger, so daß die Beschreibung des Elefanten zu einem Handgemenge der Blinden ausartete.(...)

Aus diesem Gleichnis lassen sich folgende [im Originaltext nummerierte; H.H.] Anschauungen ableiten, (...):

In gewissem Maße sind wir alle blind; d.h. wir können nicht die ganze Wahrheit erfassen.

Einen Aspekt oder eine Teilwahrheit zu erhaschen, liegt jedoch für jeden Menschen im Bereich des Möglichen. Das Problem besteht nur darin, daß jeder dabei geneigt ist, seinen Teilaspekt für die einzig richtige, ja sogar für die ganze Wahrheit zu halten.

Ein weiteres Problem liegt in der Interpretation: Da einem nur ein Teilaspekt zugänglich ist, besteht die Gefahr der Fehlinterpretation. Auch die Assoziation zu anderen, früher betasteten Objekten führt zu Fehlinterpretationen. Die Wahrheit ist sowohl-als-auch, nicht entweder-oder. Die einzelnen Teilaspekte, die von verschiedenen Menschen wahrgenommen werden, schließen sich gegenseitig nicht aus, obschon das auf der Oberfläche so aussehen mag. Ein Strick und ein Kornspeicher scheinen nichts miteinander gemeinsam zu haben.

Je mehr man selber von der Wahrheit erhascht, desto weniger kann man sie in konkreten Begriffen oder Vorstellungen ausdrücken; und desto eher läßt man Teilwahrheiten anderer gelten, die man selbst zuvor für unmöglich gehalten hätte, weil man sie noch nicht erfahren hat.“

1 Philip Roth: Das sterbende Tier²⁸ - Oder: Liebe? Ja! (In Form von „harmonischem Hedonismus“); Liebe in Form von Bindung und Ehe? Nein! (Einmal und nie wieder!)

1.1 Zu Konzeption und Inhalt des Romans

David Kepesh heißt der Protagonist und Ich-Erzähler des Romans. Er ist im Jahre 2000 siebzig Jahre alt und von Beruf Professor für Literaturwissenschaft. Er hält freiwillig noch regelmäßig an seinem College in New York ein Oberseminar für Literaturkritik ab; Lehrverpflichtungen hat er ansonsten nicht mehr. Andererseits tritt er weiterhin in Funk und Fernsehen als Literaturkritiker auf. Er gilt als Koryphäe in seinem Metier und erfreut sich hierdurch in der Fachwelt und in der Öffentlichkeit großer Anerkennung und Wertschätzung, auch und gerade bei jungen Frauen, was ihm sehr wichtig ist. Er ist seit vielen Jahren geschieden und hat einen zweiundvierzigjährigen Sohn. Seine Ehe war für ihn ein einziges Desaster. Für ihn steht seitdem fest: Männer, die etwas taugen, eignen sich nicht für die Ehe. Gegen alles, was mit Ehe, Familie, Nestbau und Kinderwunsch, mit langfristiger Bindung an das andere Geschlecht zu tun hat, ist er allergisch. Gleichwohl mag, liebt und braucht er Frauen. Mit schönen, attraktiven (jungen) Frauen so lange ein Verhältnis zu haben, wie beide Seiten daran Spaß haben – „harmonischen Hedonismus“ nennt das eine seiner zahlreichen Geliebten – das ist seine Philosophie für ein erfülltes Liebesleben. Damit verstößt David vielfach gegen ‚Konventionen‘, was deren Repräsentanten – unter ihnen besonders sein eigener Sohn - gehörig ärgert und auf die Barrikaden bringt.

Die Rahmenhandlung des Romans besteht darin, dass David einem dem Leser anonym bleibenden Gesprächspartner (einem Interviewer?) in der Ich-Form freimütig sein Liebes- und Sexualleben schildert und die Hintergründe dafür erläutert, warum es so und nicht anders verlaufen ist. Dabei spielt sein Verhältnis zu Consuela Castillo, einer seiner (ehemaligen) Studentinnen und Tochter aus einer sehr reichen, traditionsbewussten Familie von Exil-Kubanern, eine besondere Rolle, weil sie sein Gleichgewicht und Selbstverständnis grundlegend in Frage stellt, ihn schmerzlich zwischen ‚Herz‘ und ‚sterbendem Tier‘ hin- und herreißt.

²⁸ Roth, Philip: Das sterbende Tier, München Wien 2003. Die im Text dieses Kapitels eingeklammerten Ziffern beziehen sich auf die Seitenzahlen in diesem Buch

Der Roman liest sich wie ein ‚echtes‘, hochkarätiges narratives Interview mit einem ‚echten‘ Zeitgenossen.²⁹

1.2 Zur Person des Protagonisten: Professor David Kepesh, ein trotz seines hohen Alters vitales, selbstbewusstes, mit beiden Beinen im Leben stehendes, auf seine Freiheit und Unabhängigkeit³⁰ (auch und gerade gegenüber Frauen) pochendes, angesehenes und erfolgreiches, aber wegen seines unkonventionellen Liebeslebens³¹ auch umstrittenes Mitglied der Gesellschaft

David Kepesh, der Professor für Literaturwissenschaft, ist zum Zeitpunkt des imaginären Gesprächs oder Interviews, nämlich im Jahr 2000, siebzig Jahre alt. Dafür, dass er aus einfachen Verhältnissen stammt – sein Vater ist 1898 „in einer Mietskaserne in der Lower East Side geboren“ (75), und seine Eltern hatten in den vierziger Jahren, seiner Jugendzeit, ein kleines Urlaubshotel in einem „Provinzstädtchen in den Catskill Mountains“ (75) – hat er es erstaunlich weit gebracht. Regelmäßige Auftritte in Funk und Fernsehen und regelmäßig stattfindende Oberseminare für Literaturkritik, die sich großer Beliebtheit erfreuen, haben dafür gesorgt, dass er als *der* Experte auf seinem Gebiet großes Ansehen genießt. Dank der persönlichen Tüchtigkeit, dank seiner Leistung und dank des ‚American way of life‘ und des ‚amerikanischen Traums‘ ist dieser erstaunliche Aufstieg innerhalb eines Menschenlebens möglich geworden.

David Kepesh hat es auch materiell zu etwas gebracht. Er besitzt eine „hübsche aufgeräumte Maisonettewohnung“, hat eine imponierende Bibliothek mit „beidseitig zugänglichen Bücherregalen“, die „die Lektüre eines ganzen Lebens enthalten und beinahe das gesamte untere Zimmer einnehmen“, sowie einen Flügel (14), auf dem er auch zu spielen versteht. (28) Dass er einen Porsche fährt (105) und mit einer Leica fotografiert (141), unterstreicht, dass er noch ‚voll dabei‘ ist. Und David

²⁹ Weitere Erläuterungen zu Inhalt und Konzeption werden, sofern für das Verständnis der folgenden Textanalyse erforderlich, laufend eingeflochten

³⁰ Vgl.: Theoretischer Exkurs 1 (Kapitel 9.1)

³¹ Vgl.: Theoretische Exkurse 2 bis 4 (Kapitel 9.2 bis 9.4)

genießt sein Ansehen; er weiß auch, dass Ansehen Macht verleiht, auch und gerade über Frauen, und für die hat er nun mal eine besondere Schwäche.³²

„Seit Jahren veranstalte ich nur noch dieses eine Seminar, (...). Es kommen viele Studentinnen. Aus zwei Gründen. Zum einen bietet dieses Seminar eine verführerische Kombination aus intellektuellem Glamour, zum anderen haben sie mich und meine Buchrezensionen auf NPR gehört oder mich auf Channel Thirteen gesehen, wo ich über Kultur spreche. In den vergangenen fünfzehn Jahren habe ich in dieser Region durch meine Fernsehauftritte als Kulturkritiker einen gewissen Bekanntheitsgrad erreicht, und deswegen kommen sie in mein Seminar. Anfangs war mir nicht bewußt, daß wöchentliche Zehn-Minuten-Auftritte im Fernsehen so beeindruckend sein können, wie sie es offenbar sind. Diese jungen Frauen fühlen sich hoffnungslos zu Berühmtheiten hingezogen, so unerheblich meine auch sein mag.“ (9)

„Sie kommen zur ersten Seminarsitzung, und ich weiß beinahe sofort, welche für mich bestimmt ist.“ (10)

Das Seminar als ideales Rekrutierungsfeld für Liebschaften und Verhältnisse mit jungen Studentinnen? David weiß, dass das für ihn gefährlich ist, weil er als Professor während des Seminarbetriebs „in loco parentis“ (in einer Vater-Position) (13) fungiert und damit vertraglich gehalten ist, dieses Abhängigkeitsverhältnis der ihm anvertrauten jungen Leute nicht zu missbrauchen. Spätestens, seit er Mitte der achtziger Jahre „die Notrufnummer für Opfer sexueller Belästigung an der Tür [seines; H.H.] Büros fand“ (13), hat er sich zur eisernen Regel gemacht, sich während des laufenden Semesters jegliches Anbandeln und Flirten mit seinen Studentinnen zu versagen. Damit er aber nicht leer ausgeht, hat er vorsorglich Folgendes institutionalisiert: Er lädt seine Studenten nach Abschluss des Seminars, wenn die Prüfung absolviert ist und die Noten vergeben sind, regelmäßig zu einer Party in seine (gerade junge Leute beeindruckende) Wohnung ein. (13 f.) Dank dieser genialen Kontaktbörse hat er keine Schwierigkeiten, seine Bedürfnisse nach immer neuem ‚Nachschub‘ für sein Faible zu befriedigen.

Dass sich David so offen zu seinem unkonventionellen Liebesleben bekennt, war nicht immer so.

„Als ich heranwuchs, besaß man als Mann im Reich des Sex keine Bürgerrechte. Man war ein Dieb im Reich des Sex. Man überredete, man bettelte,

³² David Kepesh ist geradezu die Inkarnation der Bourdieu-Theorie über die subtile Wirkung des persönlich angeeigneten Kapitals, gerade auch die des „kulturellen Kapitals“.

man schmeichelte, man beharrte – alles, was mit Sex zu tun hatte, mußte gegen die Werte, wenn nicht gar gegen den Willen des Mädchens erkämpft werden. Die Regeln besagten, daß man ihr seinen Willen aufzuzwingen hatte. Auf diese Weise, hatte man ihr beigebracht, könne sie den Anschein der Tugend bewahren. Es hätte mich verwirrt, wenn ein ganz normales Mädchen diese Regel freiwillig und ohne endloses Drängen gebrochen und in einen sexuellen Akt eingewilligt hätte. Niemand, ganz gleich welchen Geschlechtes, hatte nämlich das Gefühl, ein angestammtes Recht auf Erotik zu haben. Dergleichen war unbekannt. (...) daß ein Mädchen sich ohne das Ritual psychologischer Belagerung und unablässiger, monomanischer Hartnäckigkeit und Beschwörung auf irgendetwas einließ, war schlicht undenkbar. (...). In dem Provinzstädtchen in den Catskill Mountains (...) gab es einvernehmlichen Sex nur mit einer Prostituierten oder mit einem Mädchen, mit dem man schon jahrelang befreundet war und von dem jeder annahm, daß man es eines Tages heiraten werde. Und das hatte seinen Preis, denn oft genug heiratete man dieses Mädchen dann tatsächlich.“ (74 f)

„Der Mann, der Ihnen gegenüber sitzt, ist nicht derselbe, der 1956 in den Stand der Ehe trat. Wer eine selbstbewußte Vorstellung vom Rahmen seiner Autonomie bekommen wollte, brauchte eine Anleitung, wie sie damals nirgends zu finden war, jedenfalls nicht in meiner kleinen Welt, und das war der Grund, daß es 1956 selbst mir ganz natürlich erschien, zu heiraten und ein Kind in die Welt zu setzen,“ (74)

Dieser für heutige Maßstäbe rigide und restriktive Umgang mit Sex dauerte, so David, noch bis in die Mitte der sechziger Jahre.

„(...), während meiner Studienzeit, waren die Universitäten perfekt regiert worden. Es gab strikte Regeln für den Umgang der Geschlechter miteinander. Es gab eine widerspruchlos hingenommene Überwachung. Die Autorität residierte an einem entrückten, kafkaesken Ort – in >>der Verwaltung<< - , und die Sprache, deren sie sich bediente, hätte die des heiligen Augustinus sein können. Man versuchte, sich dieser fortwährenden Kontrolle mit List zu entziehen, doch bis 1964 waren im großen und ganzen alle, die dieser Kontrolle unterlagen, gesetzestreue Menschen, hoch angesehene Mitglieder jener Schicht, die Hawthorne als die Klasse bezeichnet hatte, >>die Grenzen liebt<<. Dann kam die lange hinausgezögerte Explosion, der anrühige Angriff gegen die Nachkriegsnormalität und den kulturellen Konsens. All das, was nicht zu bändigen war, brach sich Bahn, und die unumkehrbare Verwandlung der Jugend hatte begonnen.“ (59 f.)

Das war auch in der Hochschule spürbar. Man nannte sie die „Wilden Mädchen“: eine zunächst noch kleine Clique von intelligenten und mutigen Studentinnen, die mit den Frauen und Mädchen, die David in seiner Jugend und als junger Mann kennen gelernt hatte, nicht zu vergleichen waren. Nicht ‚Widerstand um jeden Preis‘ war die Devise der „Wilden Mädchen“, sondern ‚Entgegenkommen auf gan-

zer Linie', Freizügigkeit in Sachen Sex und ‚Recht auf Glück', eben auch für Frauen. Sie beriefen sich auf die amerikanische Unabhängigkeitserklärung von 1776, auf den in dieser Erklärung schriftlich fixierten Anspruch auf Glück, und das war, so David, ihr gutes Recht und machte Sinn. (61) David hat seinerzeit von Janie Wyatt, der Anführerin dieser Bewegung an seiner Hochschule, eine Seminararbeit über die Hintergründe dieses Wandels schreiben lassen, und er erinnert sich an einzelne Faktoren, die in dieser Arbeit genannt wurden: Die Vororte, in denen die Jugendlichen beider Geschlechter die Zeit nutzten, während ihre Eltern in den Städten ihrer täglichen Arbeit nachgingen; die Pille, die das Risiko bei sexuellen Kontakten verringerte, die Liebe (weiter) demokratisierte, die Autos, mit denen man sich schnell und einfach jeglicher Aufsicht entziehen konnte, die Musik, ihr „Rhythmus, der auf das Becken zielte“, der Wohlstand, die Drogen, die Senkung der Barrieren für eine Scheidung, alles Dinge, die auch die Eltern in Anspruch nahmen und ablenkten. (63) David war nicht nur Beobachter dieser sexuellen Revolution; er ließ sich auch gern in sie hineinziehen:

„Ich und die Sechziger? Ja, ich nahm den Aufruhr dieser relativ wenigen Jahre ernst, ich ergründete die tiefste Bedeutung des bedeutendsten Wortes jener Zeit: Befreiung. Damals verließ ich meine Frau. Um genau zu sein: Sie ertappte mich mit den Wilden Mädchen und warf mich hinaus.“ (70 f.)

David hatte zwar noch versucht, seine Ehe mit seiner neuen Vorstellung von Freizügigkeit zu verbinden. Aber seine Frau hat das nicht mitgemacht. Aus dem konventionellen Ehemann und Vater wurde ein dezidiertes und erklärtes Ehegegner:

„(...) – die schlimme erste Ehe, die so schlimm wie die Grundausbildung bei der Armee war, doch danach war ich entschlossen, keine zweite, dritte oder vierte Ehe einzugehen. Danach war ich entschlossen, nie wieder im Käfig zu leben.“ (31)

„Sehen Sie, heterosexuelle Männer, die in den Stand der Ehe treten, sind wie Priester. Sie legen ein Keuschheitsgelübde ab, nur wird ihnen das anscheinend erst drei, vier, fünf Jahre später bewußt. Für eine potentiellen Heterosexuellen ist eine Ehe nicht weniger erdrückend als für einen Schwulen oder eine Lesbierin“. (76)

„Wer eine Bindung eingeht, ist verloren.“ (109) Das ist die Lehre, die David aus seiner missglückten Ehe und den vielen Ehen in seinem Freundes- und Bekann-

tenkreis gezogen hat. Was er von Frauen will, hat mit Nestbau und Nachkommen-
schaft und dem „Aussuchen von Vorhängen und Steppdecken“ nicht (mehr) das
Geringste gemein. Die Evolution, meint David, kommt auch ohne ihn zurecht. (25)

Man sieht, der David, der 1930 in bescheidenen Verhältnissen geboren wurde und
in der Provinz aufgewachsen ist, hat im Laufe der Jahre und Jahrzehnte eine Ent-
wicklung durchgemacht, die ihn stark verändert hat. Sein Wechsel aus der Provinz
in die Weltstadt New York, seine Erziehung (durch, wie David sagt, sehr verständ-
nis- und liebevolle jüdische Eltern) und die Konventionen, in die diese Erziehung
eingebettet war, hatten ihm auch vermittelt, wie man mit Frauen umgeht. Dass man
eine Frau, mit der man wiederholt ‚Sex‘ haben, möglicherweise auch auf lange
Sicht zusammenleben, ja sogar gemeinsame Kinder nicht ausschließen möchte,
üblicherweise heiratet, war für David damals noch selbstverständlich. Dass ihm das
Leben an der Seite *einer* Frau (ohne die Möglichkeit von Seitensprüngen) und mit
einem Kind (für das er weder so recht Verständnis noch Zeit hatte) so wenig zusa-
gen würde, hat er erst so richtig gemerkt, als er verheiratet war. Die sexuelle Revo-
lution in den sechziger Jahren, das Auftauchen von Frauen, die zu Sex bereit sind
(und wie die Männer sogar Spaß daran haben), ohne den Anspruch auf langfristige
Bindung, geschweige denn Ehe geltend zu machen, war irgendwie neu und ver-
heißungsvoll für ihn. Solche Möglichkeiten hatte es (zumindest für ihn) früher nicht
gegeben; sie entsprachen aber dem, was er als seine (polygame) Veranlagung, als
seine ‚Natur‘ empfindet und wohl auch damals schon empfand, viel eher. Sein Stu-
dium und seine Hochschullaufbahn haben ein Übriges getan: Sie untermauerten
und ‚legitimierten‘ seinen ‚Durst‘ nach Freiheit, Befreiung von Zwängen, Abhängig-
keiten und (blinden) Konventionen. Sie machten ihn, der sich im weiteren Verlauf
seines Lebens religiös oder kirchlich nicht mehr gebunden fühlte (20), sich sogar
als „Dorfatheisten“ (122) bezeichnete, sensibel gegen Philistertum und Scheinmo-
ral und eine zum Fundamentalismus neigende Religiosität, die in der amerikani-
schen Geschichte gewissermaßen von Anfang an ein Zwilling der Unabhängigkeit
und Freiheit waren und auch heute noch sind. (66 ff.)³³

³³ Der Werdegang des Protagonisten umfasst gewissermaßen zwei Leben: In seinem ersten Leben
war David in seiner Ontogenese jemand, der mehr oder weniger so dachte und das tat, was ‚man‘
im Rahmen der Konvention (damals) allgemein so dachte und tat. Man lebte in der Provinz, absol-
vierte seine Schulausbildung und hatte in etwa die Weltsicht, die Eltern und Freunde einem vermit-
telten. Dazu gehörte auch, wie man mit dem anderen Geschlecht umzugehen hatte. Sexuelle Erfah-
rungen mit dem anderen Geschlecht gab es, von ‚illegalen‘ Kontakten mit Prostituierten abgesehen,

1.3 Zur Person der wichtigsten Geliebten von David Kepesh: Consuela Castillo, eine (aus der Sicht von David Kepesh) auffallend gut aussehende, gut proportionierte, gut gekleidete, sicher auftretende, selbstbewusste und attraktive junge Frau, die einerseits wie eine moderne Amerikanerin wirkt (und auch in Amerika geboren ist), sich aber andererseits eher als Kubanerin fühlt (weil sie ihre aus Kuba stammenden wohlhabenden Eltern, Verwandten und aristokratischen Vorfahren besonders schätzt und sich in diese konservative Familientradition liebevoll eingebunden sieht)

Als David Consuela Castillo in seinem Oberseminar kennenlernt, ist sie vierundzwanzig, er zweiundsechzig Jahre alt. Die Affäre David-Consuela dauert gut ein- einhalb Jahre; die Beziehung lebt aber nach acht Jahren noch einmal auf, weil sie - inzwischen an Brustkrebs erkrankt – seine Nähe und Hilfe sucht.

Doch zurück zum Anfang der Beziehung. David schildert, inzwischen siebzugjährig, wie es vor acht Jahren begann.

„Sie ist nicht wie die anderen Studentinnen. Sie sieht nicht aus wie eine Studentin, jedenfalls nicht wie eine gewöhnliche Studentin. Sie ist kein spätpubertäres, ungepflegtes Mädchen mit schlechter Haltung, das ständig >>irgendwie<< sagt. Sie drückt sich gut aus, sie ist sachlich, ihre Haltung ist perfekt – sie scheint etwas über das Erwachsenenleben zu wissen, unter anderem, wie man sitzt, steht und geht. Sobald man den Seminarraum betritt, sieht man, daß diese Frau entweder mehr weiß oder mehr wissen will. Wie

nur, wenn man diejenige, die dazu bereit war, auch heiratete. Dass man in solchen Ehen wohl Treue und Exklusivität vereinbarte, aber, zumal als männlicher Partner, hierbei nicht selten für sich eine Doppelmoral beanspruchte und (wie David Kepesh) auch praktizierte, war allgemein bekannt und mehr oder weniger geduldet. Nachdem David verheiratet war, entdeckte er sein zweites Leben: Frauen, die zu Sex (und ganz anderem Sex) bereit waren, ohne auf einer Heirat zu bestehen. Seine Karriere (die ihn in die anonyme Megametropole New York führte) gab ihm Gelegenheit, sich ausführlich mit seiner eigenen Phylogenese zu beschäftigen, was dazu führte, dass er sich das, was seinen Ambitionen mit Frauen entgegen kam, herauspückte und zu einem Plädoyer in eigener Sache ausbaute. Nicht von ungefähr hasste er seine geschiedene Frau und seinen Sohn, weil die seine Schwächen besonders gut kannten, und floh in ständig wechselnde Beziehungen zu (vorwiegend unterlegenen) Frauen. Als (geschlechtsneutrales) Individuum hat er die zusätzliche Freiheiten und die Unabhängigkeit genutzt und geschätzt, welche die gesellschaftliche Entwicklung den modernen Individuen gewissermaßen als ‚Bonbon‘ mitgab, als sie sie aus ihren (überwiegend persönlichen) ständischen und familiären Bindungen herauslöste und sie in (die überwiegend anonymen) Systeme allseitiger Abhängigkeit voneinander als selbstreferenzielle Wesen entließ. Dass die Frauen sich dabei gleichzeitig von den Männern emanzipierten und ihrerseits in der Selbststeuerung die Männer ein- und überholten, hat David (offenbar) weniger mitbekommen; da ist er vergleichsweise stehengeblieben bzw. zurückgefallen.

sie sich kleidet. Sie hat nicht direkt das, was man Chic nennen würde, sie ist jedenfalls nicht extravagant, aber immerhin trägt sie nie Jeans, seien es nun gebügelte oder ungebügelte. Sie wählt die Garderobe sorgfältig, mit dezentem Geschmack: Röcke, Kleider, gut sitzende Hosen. Nicht um ihre Vorzüge zu verbergen, sondern vielmehr, wie es scheint, um einen professionellen Eindruck zu machen, kleidet sie sich wie eine attraktive Sekretärin in einer angesehenen Anwaltskanzlei. Wie die Sekretärin eines Vorstandsvorsitzenden einer Bank. Eine cremefarbene Seidenbluse unter einem maßgeschneiderten blauen Blazer mit Goldknöpfen, eine braune Handtasche mit der Patina teuren Leders. Dazu passend knöchelhohe Stiefel und einen grauen, engen Strickrock, der ihre Konturen so subtil betont, wie ein solcher Rock das nur kann. Ihre Frisur ist unaufwendig, ihr Haar gepflegt. Sie hat eine blasse Haut, ihre Lippen sind geschwungen, aber voll, und ihre Stirn ist gewölbt, aber faltenlos und von der glatten Eleganz einer Brancousi-Skulptur. Sie ist Kubanerin. Ihre Angehörigen sind wohlhabende Kubaner, die in Jersey leben, jenseits des Flusses in Bergen County. Sie hat tiefschwarzes, glänzendes Haar, das aber auch ein kleines bißchen grob ist. Und sie ist eine große Frau mit einem großen Busen. Die oberen beiden Knöpfe der Seidenbluse sind geöffnet, so daß man sehen kann, daß sie ausladende, wunderschöne Brüste hat. Man sieht sofort auf ihr Dekolleté. Und man sieht, daß sie das weiß. Man sieht, daß sie sich trotz aller Zurückhaltung, trotz aller Gewissenhaftigkeit, trotz aller sorgsamem Gepflegtheit – oder vielleicht gerade deswegen – ihrer selbst bewußt ist.(...) Dieser Körper ist für sie noch neu, sie probiert ihn noch aus, sie denkt darüber nach – sie ist ein bißchen wie ein Jugendlicher, der mit einer geladenen Pistole durch die Straßen geht und noch nicht weiß, ob er die Waffe zur Selbstverteidigung eingesteckt hat oder dabei ist, eine Verbrecherlaufbahn einzuschlagen. (10 ff.)

Was David an Cosuela Castillo so „blendet“ und fasziniert, ist nicht ‚die‘ abstrakte, zeitlose „weibliche Schönheit“ (10), sondern die ‚mixtura mirabilis‘ (wundersame Mischung), die diese mit zahlreichen Vermittlungsmechanismen der Gesellschaft eingegangen ist: Consuela ist nicht einfach nur ‚schön‘; sie kommt – und das gefällt David – aus einem wohlhabenden Elternhaus. Die Castillos sind auch keine Neureichen; ihr Reichtum ist in Generationen gewachsen: Im Stammbaum von Consuela gab es, wie David richtig vermutet hat, katholische Adelige und Aristokraten in großer Zahl. (22) Daher das für ihn so bestechende Auftreten; die tadellose Haltung, die Klarheit und Präzision im Ausdruck, der Sinn für Formen und Formales, ein über Generationen entwickelter Geschmack und Sinn für (eine allerdings konservativ anmutende) Ästhetik.

Dass er sie sich beruflich als Sekretärin vorstellen könnte, also als jemanden, der in einem sehr persönlichen und engen Unterordnungsverhältnis steht, dem Unterordnungsverhältnis par excellence, scheint nicht wenig mit seinen geheimen Wün-

schen zu tun zu haben. Und dass er sich ihre Chefs als Anwälte in einer „angesehenen Anwaltskanzlei“ denkt oder, noch besser, als den „Vorstandsvorsitzenden einer Bank“, scheint mehr über die Sehnsüchte und den Neid des (in einer Generation in die Oberschicht aufgestiegenen) Wissenschaftlers David Kepesh gegenüber den steinreichen (materiell uneinholbaren) Oberschicht-Kollegen (und damit um die imaginären Konkurrenten um eine so attraktive, kultivierte Frau) zu verraten als über das berufliche Umfeld von Consuela Castillo. Und David findet noch etwas an Consuela bemerkenswert:

„Sie findet Kultur wichtig, auf eine ehrerbietige, altmodische Weise. Nicht daß Kultur etwas ist, nach dem sie ihr Leben ausrichten möchte. Das tut sie nicht, und das will sie auch gar nicht – dazu ist sie zu sehr Produkt einer traditionellen Erziehung -, aber Kultur ist wichtiger und wunderbarer als alles andere, das sie kennt. Sie ist eine von denen, die impressionistische Kunst überwältigend finden, doch einen kubistischen Picasso muß sie lange und eingehend – und stets mit einem Gefühl qualvoller Verwirrung – betrachten und sich die allergrößte Mühe geben, ihn zu verstehen.³⁴ (...) Beim Anblick eines auch nur entfernt modernen Kunstwerks ist sie nicht nur verwirrt, sondern auch enttäuscht von sich selbst. Sie hätte so gern, daß Picasso für sie bedeutsamer wäre, daß er vielleicht ihr Leben verändern würde, doch vor dem Proszenium des Genies hängt ein Schleier, der ihr die Sicht nimmt und ihre Verehrung ein bißchen auf Distanz hält. Sie gibt der Kunst in all ihren Erscheinungsformen weit mehr, als sie zurückbekommt – eine Ernsthaftigkeit, die nicht ohne einen gewissen ergreifenden Reiz ist. Ein großes Herz, ein hübsches Gesicht, ein einladender und zugleich zurückhaltender Blick, herrliche Brüste – eine Frau, die erst vor kurzer Zeit geschlüpft war, daß ich nicht überrascht gewesen wäre, wenn an ihrer glatten, eiförmig gekrümmten Stirn³⁵ noch Schalenstückchen geklebt hätten. Ich sah sofort, daß sie genau mein Fall war.“ (12 f.)

Und schon ist alles beisammen, was Consuela zu einer einzigartigen ‚Beute‘ für David, den „Professor der Begierde“ (eine Charakterisierung von David durch seinen Freund) (108), macht: Schönheit, Reichtum, eine gute Kinderstube, Jugend, um nicht zu sagen, ein noch ins „Kindchenschema“ passendes Kleinkindhaftes,

³⁴ Wer sich nicht nur [wie Consuela; H.H.] in den klassischen Kunstrichtungen auskennt, sondern darüber hinaus [wie David; H.H.] auch ein genuines Verhältnis zur Moderne hat, ist hinsichtlich der „feinen Unterschiede“ im Sinne Bourdieus jemand, der sich besonders wertvolles kulturelles Kapital angeeignet hat. Vgl. Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a. M. 1987, S. 158

³⁵ Die Beschreibung von David entspricht dem, was in der Psychologie „Kindchenschema“ genannt wird. Typische Merkmale sind nach Konrad Lorenz u.a. ein „runder Kopf und rundliche Körperformen, vorgewölbte Stirn, (...). Solche Merkmale „können die Zuneigung und das Pflegebedürfnis [aber offenbar auch die ‚Geilheit‘; H.H.] des [männlichen; H.H.] Erwachsenen gegenüber dem Menschen- oder Tierkind auslösen“. (Lexikon der Psychologie, Gütersloh München 1995, S. 216

rührende Unterlegenheit gerade auf den Gebieten, in denen er, der Professor für Literaturwissenschaft und Kulturkritiker, dank seiner Bildung, seiner Erfahrung und seiner Genialität brillieren und belehren kann, dazu noch „herrliche Brüste“ und was sonst noch alles eine schöne, attraktive Frau auszeichnen mag. Dass Consuela ihm, David, intellektuell ‚nicht das Wasser reichen‘ kann, stört David nicht im Geringsten; im Gegenteil, es scheint eine Vorbedingung dafür zu sein, dass er spontan so auf sie ‚abfährt‘, regelrecht ‚scharf‘ auf sie ist: Amazonenwirkung zum Glück ja, Amazonenbewusstsein zum Glück nein. (134) David weiß schon, warum er sich auf Consuela einlässt. Er hat ihre rührende Naivität von vornherein mit einkalkuliert. Derjenige, der sich überordnen möchte, kann gut damit leben, dass der andere, der sich unterordnen soll, nicht alles so durchdenkt und durchschaut, wie man es selber gewohnt ist. (134)

Man denkt, dass Immanuel Kants „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“³⁶ aus dem Jahre 1764, seine haarsträubenden Ausführungen und Ansichten über das schöne (nämlich weibliche) und das erhabene (nämlich männliche) Geschlecht ein für alle Mal aus dem Diskurs über das Geschlechterverhältnis verbannt seien, und muss staunend zur Kenntnis nehmen, dass das auch im Zeitalter der Postmoderne, selbst bei einschlägig gebildeten Zeitgenossen, nicht so ist.

David Kepesh fehlt es nicht an Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen. Was die hübsche vierundzwanzigjährige Consuela an ihm, dem Zweiundsechzigjährigen, attraktiv finden könnte, beantwortet er (sich) wie folgt:

„Ich halte es für möglich, daß Consuela glaubte, in mir eine Version der Kultiviertheit ihrer Familie gefunden zu haben, die sie besitzen konnte, jener unwiederbringlich verlorenen aristokratischen Vergangenheit, die für sie mehr oder weniger ein Mythos war. Einen Mann von Welt. Eine kulturelle Autorität. Ihren Lehrer. (...) Daß sie Gegenstand seines uneingeschränkten Interesses ist, daß sie die Leidenschaft eines Mannes geweckt hat, der in jedem anderen Zusammenhang unerreichbar gewesen wäre, daß sie Zugang zu einem Leben gefunden hat, das sie bewundert und das ihr sonst verschlossen bleiben würde – das ist Macht, das ist die Macht, nach der sie verlangt.“ (40 f.)

³⁶ Kant, Immanuel: Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, Berlin-Steglitz 1910

David scheint es – so weit so gut – ganz in Ordnung zu finden, dass der Adel und die Aristokratie ihre Funktion und damit ihre Macht und ihr Ansehen ein für alle Mal verloren haben.³⁷ Es grenzt aber schon an Chuzpe, sich selbst gewissermaßen als den Prototypen der legitimen Nachfolger ins Gespräch zu bringen, sich als Mann von Welt zu ‚verkaufen‘, der sich durch eigene Leistung die Qualifikation und das Recht erworben hat, von diesem Zuwachs an Status und Macht auch Gebrauch zu machen, eben auch dadurch, dass er (besonders junge) Frauen, die in diesem Sinne zu ihm ‚aufschauen‘ bzw. auf ihn ‚abfahren‘, als Partnerinnen für seine Affären gewinnt. So gesehen, ist seine Beschreibung von Consuela und ihren möglichen Motiven zugleich eine (mindestens für andere peinliche) Selbstoffenbarung .

1.4 Zur ‚Vorprägung‘ der anderen Romanfiguren: Personen im Dschungel von sexueller Revolution und Aufbruch-Stimmung sowie aus dem Dunstkreis von mehr oder weniger missglückten Ehen und sonstigen Paarbeziehungen

Die Frauengestalten des Romans sind entweder solche, die mit David ein Verhältnis hatten oder haben, oder Frauen, die von ihren Männern laufend betrogen wurden oder werden. Die Männer des Romans sind ohne Ausnahme polygam veranlagte und polygam lebende Ehemänner oder ehemalige Ehemänner, die zwar einerseits unter ihrem (für David) zwangsläufigen Käfig-Dasein leiden, aber andererseits – auch nach mehreren Seitensprüngen und Ausbruch-Versuchen - immer wieder brav in ihren alten oder einen neuen Käfig zurückkehren.³⁸ Der Prototyp des moralisierenden, spießigen, selbstzufriedenen, aber dennoch fremd gehenden Ehemannes ist sein eigener zweiundvierzigjähriger Sohn Kenny.

³⁷ Siehe Theoretischer Exkurs 1 (Kapitel 9.1)

³⁸ Die ‚Weltsicht‘, die der ‚Kulturexperte‘ David Kepesh (Philip Roth?) hier über das Geschlechterverhältnis im Allgemeinen und die Ehe im Besonderen zum Besten gibt, ist reichlich pauschal und einseitig. Dass Männer wie David, für die Frauen als solche nur interessant sind, wenn sie sich auch als Sexualobjekte, also für die Triebbefriedigung, eignen, mit Frauen, die (auch) ganz andere Ambitionen in heterosexuellen Liebesbeziehungen haben, keine Ehe eingehen sollten, ist einleuchtend. Solche Männer waren in früheren Zeiten, als ihnen im Verhältnis der Geschlechter zueinander mehr Privilegien und Rechte eingeräumt wurden, möglicherweise besser aufgehoben. Vgl. Theoretische Exkurse 2 bis 4 (Kapitel 9.2 bis 9.4) Eheleute, die über viele Jahre oder sogar lebenslang partnerschaftlich und zur beiderseitigen Zufriedenheit miteinander umgehen (wie Anthony Giddens das in seinem „Modell partnerschaftlicher Liebe“ beschreibt), hat David offenbar nicht kennengelernt. Vgl. Giddens, Anthony: Wandel der Intimität – Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften, Frankfurt am Main 1993, S. 204 ff.

Von den zahlreichen Geliebten, die David im Laufe der Jahre hatte, erwähnt er gegenüber seinem Gesprächspartner neben Consuela Castillo gewissermaßen beispielhaft ein paar weitere:

Bei einer Prostituierten (einer „Schlampe, die jeden ranließ“)³⁹ (76) aus der kleinen Provinzstadt, in der er aufgewachsen ist, hatte er sich eine Geschlechtskrankheit geholt, bevor sein Vater mit ihm 1946 (David war damals also sechzehn Jahre alt) auf Drängen seiner Frau mit äußerster Verlegenheit das obligate, aber nichts sagende ‚Aufklärungsgespräch‘ führte. (75 f.)

Auf seine ehemalige Frau, eine inzwischen pensionierte Kunstrestauratorin, ist David nicht gut zu sprechen. Dass sie ihn bei den ‚Wilden Mädchen‘ bei Seitensprünge ertappt und schließlich rausgeworfen hat⁴⁰ (70 f.), nachdem sein Versuch, die Ehe mit der Option auf weitere Seitensprünge fortzusetzen, bei ihr nicht auf Gegenliebe gestoßen war, ist die eine Seite seines tief sitzenden Ehefrusts und Hasses auf seine Frau. Dass sie sich – bis in die Gegenwart - mit ihrem gemeinsamen Sohn Kenny gegen ihn und seine Art, sich mit ständig wechselnden jungen Frauen einzulassen und abzugeben, verbündet hat und, wie er meint, den Sohn ständig gegen ihn aufwiegelt, ist die andere, noch ungemütlichere Seite seiner Ehe- und Familienvergangenheit. Mit anderen Worten: Die einzigen, mit denen er bisher eng und länger zusammen gelebt hat, sind seine schärfsten und unerbittlichsten Kritiker. Da ‚zieht‘ sein Nimbus als Autorität des Kulturbetriebs nicht im Geringsten; im Gegenteil, da ist Schluss mit dem Zu-ihm-Aufsehen, da hänselt man ihn, stempelt ihn zum moralischen Monster und kratzt an seinem in der Öffentlichkeit so geachteten Image.⁴¹

³⁹ Interessanterweise werden die Frauen, die den Männern dabei behilflich sind, ihre unabdingbaren ‚polygamen‘ Neigungen auszuleben, dafür verachtet und beschimpft.

⁴⁰ Die Frauen sind dank ihrer Emanzipation, die sie nicht zuletzt auch wirtschaftlich unabhängig gemacht hat, nicht mehr darauf angewiesen, die Doppelmoral der Männer zu dulden.

⁴¹ Niklas Luhmann beschreibt sehr anschaulich, welche Möglichkeiten die moderne Gesellschaft dem Individuum in puncto persönliche bzw. unpersönliche Beziehungen bietet: Einerseits ist der Alltag von unzähligen unpersönlichen Beziehungen geprägt; man verkehrt mit X und Y in erster Linie nicht als Personen, sondern als Funktionsträgern. Man muss sich gegenseitig also (als Menschen) gar nicht ‚kennen‘, um sinnvoll miteinander zu kommunizieren. In persönlichen Beziehungen (wie Liebesbeziehungen) ist es umgekehrt; da steht die Person des anderen im Vordergrund, weniger seine spezielle Fachfunktion. Professor Kepesh interessiert sich für die Person seiner diversen Geliebten aber so gut wie gar nicht. Frauen, denen das genau so geht, dürfte es dank der allgemeinen Emanzipation des weiblichen Geschlechts immer seltener geben. Vgl. Luhmann, Niklas: Liebe als Passion – Zur Codierung von Intimität, Frankfurt am Main 1994, S. 13 f.

Miranda ist eine von Davids vielen Eroberungen, die ihm quasi über den Weg gelaufen ist. Sie war eine seiner Studentinnen aus dem Oberseminar. Während er, wie er behauptet, normalerweise auf den ersten Blick weiß, wer „für ihn bestimmt ist“, hatte er die lustige, quirlige [aber vermutlich nicht so hübsche; H.H.] Miranda [eben deswegen; H.H.] gar nicht ‚auf seiner Rechnung‘ gehabt. Miranda hatte ihn auf einer seiner [berühmten; H.H.] Abschlusspartys, wie er sich erinnert, hier und da – scheinbar unbeabsichtigt – mit lasziven Posen irritiert. Sie hatte sich dann im weiteren Verlauf der Party - von allen, auch von ihm - unbemerkt zurückgezogen, um sich so lange im Bad zu verstecken, bis die Party beendet war und alle anderen Gäste seine Wohnung verlassen hatten. Es versteht sich von selbst, dass sie unbedingt mit ihm, dem berühmten Professor Kepesh, schlafen wollte, und es versteht sich ebenfalls von selbst, dass er ihrem Ansinnen nicht im Wege stand und, wie er sagt, eine herrliche Nacht mit ihr verbracht hat und nebenbei staunen durfte, welche begabte „Fellatorinnen“ diese Generation hervorgebracht hat. David war sich sicher, dass Miranda mit ihrer ‚One-night-stand‘-Eroberung bei ihren Kommilitoninnen gehörig angeben würde. Das war ihm aber letztendlich auch egal. [Möglicherweise war es ihm sogar recht, wenn die richtigen Kreise eine Art Casanova-Image von ihm verbreiteten; H.H.] (15 ff.)

Carolyn Lyons war eines der ‚Wilden Mädchen‘, die David in der Hochschule kennen gelernt hatte. Auch sie gehörte - damals war sie neunzehn - zu seinen Studentinnen. Er schätzte seinerzeit ihre wache und kluge Mitarbeit im Seminar; sie faszinierte ihn aber auch und gerade als „sinnliche, kundige, aufmerksame Liebhaberin.“ (55) Das Verhältnis mit Carolyn begann mit einer „wilden Nacht“ (55) in seinem Büro und endete nach über einem Jahr (79) vorläufig damit, dass sie nach Kalifornien ging, um Jura zu studieren. Durch Zufall hatten sich beide aber nach vierundzwanzig Jahren in New York wieder getroffen und in bester Erinnerung an frühere Zeiten umgehend (obwohl David zu dieser Zeit mit ‚Haut und Haaren‘ in Consuela verliebt war) zum Essen und erneutem Tête à Tête und danach zu etlichen weiteren solcher Treffen verabredet. David schätzte und mochte die um fast fünfundzwanzig Jahre älter und fünfunddreißig Pfund schwerer gewordene Frau (78) mitsamt der Entwicklung, die sie auch als Person inzwischen genommen hatte genau so gern wie die damalige Studentin. (Carolyn war inzwischen eine sehr erfolgreiche, für David interessante Geschäftsfrau geworden; privat hatte sie einiges

durchgemacht: zwei Ehen (ohne Kinder) und zwei Scheidungen, weil ihre Männer, wie sie bitter kommentierte, „mit anderen Frauen gevögelt haben“. (82)) Für David war Carolyn mit ihrer „nüchternen, an der Welt der Wirtschaft geschulten Art“ (80) ein willkommener und notwendiger Gegenpol zu Consuela. Bei dieser verlor er sein inneres Gleichgewicht, sein Selbstvertrauen und seine Unabhängigkeit; im „harmonischen Hedonismus“ (82) mit Carolyn kam man ohne romantische Illusionen aus (82), war das Geben und Nehmen für beide Seiten wesentlich ausgeglichener, mündete nicht in Selbstaufgabe und Abhängigkeit. Für Carolyn, nicht für David, war aber selbstverständlich, dass harmonischer Hedonismus und polygame Parallelbeziehungen sich ausschlossen. David war also der nächste Mann, der sie heimlich hinterging, betrog und anschließend dreist belog.

Elena Hrabovsky, Augenchirurgin, Netzhautspezialistin, außerordentlich tüchtig, erfolgreich im Beruf, gutherzig, vorzeitig ergraut, aber noch ledig (117 f.), ist eine weitere Freundin von David aus früheren Zeiten, die bei David gern mal wieder einen Abend und eine Nacht verbringt, um mit ihm zu plaudern, sich angestauten Kummer und Frust von der Seele zu reden und ein paar unbeschwerte Stunden zu erleben, bevor sie wieder in ihren anstrengenden Arbeitsalltag eintaucht. Elena versucht verzweifelt, einen Mann zu finden, mit dem sie Kinder haben kann, um endlich die sehnlich erwünschte Familie zu gründen. Aber es klappt einfach nicht, obwohl sie für ‚teures Geld‘ Mitglied in einer Partnervermittlungs-Agentur ist. Die Agentur verpflichtet sich nur, innerhalb eines bestimmten Zeitraums, etwa innerhalb von zwei Jahren, soundsoviel Partner-Kandidaten, zum Beispiel fünfundzwanzig, für soundsoviel Geld, in diesem Fall zum Beispiel einundzwanzigtausend Dollar, vorzustellen. (116) Elena hat es inzwischen auf neunzehn solcher Kandidaten-Vorstellungen gebracht. Sie schildert diese ewig gleichen und zermürenden Anbahnungs-Abende so:

„>>Sie holen einen mit schicken Wagen ab. BMW's. Unterwegs klassische Musik. Sie führen einen in ein hübsches Restaurant aus, und die meiste Zeit sitze ich da und denke: Lieber Gott, laß mich nach Hause gehen. Ich will Kinder, ich will eine Familie, ich will ein Zuhause<<“ (117 f.)

Für David besteht Elenas Krux darin, dass sie gedankenlos und blind darauf ‚abfährt‘, was die Konvention, die sich ihrerseits wiederum auf alte Vorbilder stützt, ihr von Kindesbeinen an eingetrichtert hat:

„Elena ist intelligent und tüchtig, aber bei ihr entspringt der Wunsch nach einem Kind der ganz normalen Gedankenlosigkeit. Ja, diese Vorstellung weckt den Fortpflanzungstrieb, und genau das ist so mitleiderregend. Dennoch ist sie eine Folge der ganz normalen Gedankenlosigkeit: Man sucht einfach den nächsten Schritt. Es ist so primitiv für eine Frau, die es derart weit gebracht hat.⁴² Doch so hat sie sich das Leben als Erwachsener immer schon vorgestellt, schon vor langer, langer Zeit, bevor sie erwachsen war, bevor die Erkrankungen der Netzhaut zur beherrschenden Leidenschaft wurden.“ (118 f.)

Was, von David Kepesh abgesehen, die männlichen Romangestalten anbelangt, gibt es zum einen diejenigen, die zwar zum ersten oder wiederholten Mal (für David gewissermaßen wider ihre Natur) Ehemänner geworden sind, aber wenigstens durch wiederholte Seitensprünge deutlich zu erkennen geben, dass sie sich mit ihrem ‚Käfig‘-Dasein nur so einigermaßen abfinden können und sich in dieser Hinsicht auch nichts vormachen. Für solche Männer hat David durchaus Verständnis, wie etwa für seinen besten Freund George O’Hearn, der seine Frau (für David natürlicherweise) ab und zu mit einer Geliebten betrogen hat, was seiner klugen Frau allerdings auch nicht entgangen ist, womit sie sich aber abgefunden zu haben schien.⁴³ In diesem Zusammenhang denkt David auch an einen befreundeten Schriftstellerkollegen, der in der Mitte der fünfziger Jahre als junger Mann eine nette Frau geheiratet und mit ihr drei nette Kinder in die Welt gesetzt hat. Anfang der siebziger Jahre hatte er die Ehe satt und trennte sich von seiner Frau nach dem Motto: „Gib mir die Freiheit , oder gib mir den Tod“. (120) Doch schon bald nach seiner Scheidung war er wieder unglücklich , so dass er erneut heiratete, diesmal

⁴² In der Bundesrepublik Deutschland sind heute vierzig Prozent der Akademikerinnen kinderlos. Davids ‚Denke‘ stößt also auf immer mehr Gegenliebe.

⁴³ Als George, so David, nach einem Schlaganfall mit fünfundfünfzig Jahren zunächst eine Woche bewusstlos im Krankenhaus lag und dann von seiner Frau Kate und der ganzen Familie nach Hause geholt wurde, um ihm das Sterben im Kreise der Familie zu ermöglichen, kam George (auch David als sein bester und wichtigster Freund war zugegen) kurz vor seinem Tod noch einmal teil- und zeitweise zu sich. Dabei verlangte er u.a. nach seiner Frau, um sie zu umarmen und zu küssen. Dabei machte er – für die Umstehenden unmissverständlich - den Versuch, ihr die Bluse auszuziehen, wozu er aber andererseits gar nicht mehr in der Lage war. „Er versuchte, diese Frau auszuziehen, die er, wie ich wusste und wie sicher auch die Kinder wussten, im Bett seit Jahren nicht mehr angerührt hatte. Die er überhaupt kaum noch angerührt hatte.“ (131) Als Kate David später verabschiedete und ihn bis zu seinem Wagen begleitete, meinte sie: „>>Ja, das war schon was, nicht?<< Und dann fügte sie mit ihrem müden Lächeln hinzu: >>Ich frage mich, für wen er mich gehalten hat.<<“ (132)

eine Frau, die bereits ein Kind hatte und mit der er keine weiteren Kinder zeugen wollte. Mit dem Sex war es nach ein paar Jahren wieder vorbei, obwohl der Bekannte von David einer ist, bei dem Sex einen sehr hohen Stellenwert hat und der „in seiner ersten Ehe fortwährend untreu war und in dessen Büchern es ständig um Sex geht“. (120) So wiederholt sich das Trauerspiel: Er kann das Fremdgehen nicht lassen, kann aber ebenso wenig die dazugehörige Heimlichtuerei, Lügnerie und Täuscherei ertragen.

Ein ganz anderer Fall ist sein zweiundvierzigjähriger Sohn Kenny. Kenny ist zwar, wie David (wohl zu Recht) meint, keinen Deut besser als andere Männer; er fühlt sich aber so, besonders im Vergleich zu seinem Vater. David ist für Kenny moralisch ein unerträgliches Monster, das sich in unverantwortlicher Weise seinen familiären Verpflichtungen entzogen hat und stattdessen – mit fragwürdiger Berufung auf seine Freiheit und Unabhängigkeit - jungen Studentinnen nachstellt und trotz seines hohen Alters den jugendlichen Casanova rauskehrt und sich zu allem Überfluss auch noch ausgerechnet dazu berufen fühlt, andere über Kultur zu belehren. Dabei hat Kenny, so sein Vater, gegen Ende seiner College-Zeit selber eine Kommilitonin geschwängert, sie dann nach einigem Zögern schließlich aus einer Art Pflichtgefühl, nicht etwa aus Liebe, gegen seinen ausdrücklichen Rat geheiratet. Die beiden haben dann ihr Kind bekommen und, als es eigentlich mit dem bisschen Liebe schon zu Ende war, drei weitere Kinder in die Welt gesetzt. Jetzt, mit zweiundvierzig, hat er ein Verhältnis zu einer Frau, die er ganz toll findet, weil sie vieles hat und kann, was seine Frau nicht hat und kann, für die er aber andererseits nicht seine Familie, seine Kinder und seine Ehe aufs Spiel setzen will, weil er es allen, den Kindern, der Frau und der Freundin und deren Eltern (und ‚last but not least‘ auch sich selber) gleichermaßen recht machen will. Kenny kommt aber nicht auf den Gedanken, dass auch er ein ganz normaler Ehebrecher sein könnte, der ein Verhältnis hat, sondern redet sich ein, dass er in jeder Beziehung ein besserer Mensch ist und eine ‚weiße Weste‘ hat und behält. Kenny ist die einzige der Romanpersonen, die für die Ehe streitet und zu Felde zieht. Er ist aber leider ein denkbar schlechter (ziemlich blinder und unerträglich moralisierender) Verteidiger dieser strukturell zwar angeschlagenen, aber nach wie vor nicht überholten Institution. Der Roman wird dadurch unnötig einseitig. Es gibt vermutlich ‚in der Wirklichkeit‘ viele, die diesen Part überzeugender übernehmen könnten. Aber Philip Roth

sieht das sicher anders. Andernfalls hätte er die Gegenposition zu seinem Helden stärker gestaltet. (89 ff.)

1.5 Zur Struktur der ‚Beziehungskiste‘ zwischen David Kepesh und Consuela Castillo: Gegenseitige, befristet angelegte Instrumentalisierung mit und ohne Einvernehmen als ‚Vertragsvoraussetzung‘ (1. Anbahnungs-Strategien und –,verhandlungen‘)

Wie bereits geschildert (vgl. S. 16), hatte David bei Consuela auf den ersten Blick ‚Feuer gefangen‘. Die Partnerwahl war für ihn innerhalb weniger Sekunden bereits ‚gelaufen‘. Auch war von Anfang an klar, dass er vor allem eins wollte: mit ihr schlafen, und zwar so schnell wie möglich. Damit dieses ‚Verlangen‘ Wirklichkeit werden konnte, brauchte er ihr Entgegenkommen. Er musste sie dafür gewinnen, dass sie das, was er wollte, ihrerseits auch wollte, zumindest billigte. Und er musste zugleich sicherstellen, dass er sie ‚rumkriegte‘, ohne sich eine langfristige ‚Bindung‘ einzuhandeln. Das war insofern ein schwieriges Unterfangen, weil Frauen, wie David wusste, durch die Emanzipation besonders sensibilisiert dafür waren, sich nicht von sexhungrigen Männern instrumentieren zu lassen. Er musste auch irgendwie dem Image vorbeugen, dass Männer mehr oder weniger ‚nur das Eine wollen‘, an der Person des Partners, wenn überhaupt, nur bedingt interessiert sind (obwohl das ja, ehrlich gesagt, bei ihm ‚den Nagel auf den Kopf traf‘). Strategisch war besonders zu beachten, dass das Ganze erst dann passieren durfte, wenn er nicht mehr „in loco parentis“ war, also keinen Ärger mit dem Gesetz oder seinem Vertrag bekommen konnte. Ferner musste es ihm gelingen, den Nachteil des hohen Alters durch besondere Vorzüge (etwa seinen Status als Professor und Koryphäe des Kulturlebens) zu kompensieren. Instinktiv hatte er bei seiner Partnerwahl ohnehin (genial und gerissen) berücksichtigt, dass der andere Vertragspartner ihm in mehrerlei Hinsicht ‚nicht das Wasser reichen‘ konnte und eher lieb und naiv als berechnend und gerissen war.

David hatte gehofft, aber nicht unbedingt damit gerechnet, dass Consuela zu seiner Abschlussparty kommt, und sie war gekommen. Und David sieht die Situation von damals wieder vor sich und schildert minutiös, was sich an jenem Abend zwischen ihm und ihr abspielte.

„(...) zu unseren Seminarsitzungen erschien sie immer in einer Bluse: über der schneeweißen Haut diese Seidenblusen in irgendeinem Cremeton, die obersten zwei Knöpfe geöffnet. Auf der Party jedoch zog sie das Jackett bereits nach dem ersten Glas Wein aus und strahlte mich kühn und jackenlos an, mit einem offenen, verführerischen Lächeln. Wir standen dicht nebeneinander in meinem Arbeitszimmer, wo ich ihr ein Kafka-Manuskript gezeigt hatte, drei handschriftliche Seiten, eine Rede, die er als Versicherungsangestellter anlässlich der Feier zur Pensionierung des Direktors gehalten hatte; dieses Manuskript aus dem Jahre 1910 war ein Geschenk einer dreißigjährigen, reichen, verheirateten Frau, die einige Jahre zuvor meine Studentin und Geliebte gewesen war.

Consuela sprach aufgeregt über alles mögliche. Es hatte sie fasziniert, das Kafka-Manuskript in Händen zu halten, und nun sprudelten alle die Fragen hervor, die sie ein ganzes Semester lang bewegt hatten: (...) Aus jeder dieser Fragen ging hervor, wie sehr sie mein Leben, mein in sich geschlossenes, gesetztes kulturelles Leben bewunderte – das war das Wort, das sie benutzte. Ich fragte sie, was sie so tue, wie ihr Leben aussehe, (...).“ (18)

Der ‚small talk‘ der beiden über sein Leben als Kulturgröße und ihr Leben in und außerhalb des Elternhauses ist für sie etwas Einmaliges, Neues und Aufregendes, für ihn ist es eher Routine und Zwischenphase eines Flirts, der ihn möglichst schnell und ohne Umwege an sein eigentliches Ziel bringen soll, nämlich, mit ihr zu intimeren Beziehungen zu kommen. Er wechselt daher das Thema, indem er ihr ein Kompliment macht: Sie erinnere ihn an das berühmte Gemälde *Las Meninas* von Velázquez, das in Madrid, im Prado, zu sehen sei. Natürlich kennt sie das Bild nicht, doch er kann ihr da behilflich sein...

„Wir gingen die stählerne Wendeltreppe hinunter zu meinen Bücherregalen. Ich nahm einen großformatigen Bildband über Velázquez, und wir setzten uns nebeneinander an einen Tisch und blätterten fünfzehn Minuten darin. Es war eine bewegende Viertelstunde, in der wir beide etwas lernten: Sie erfuhr zum erstenmal etwas über Velázquez, und ich erfuhr zum wiederholten Male etwas über die herrliche Verrücktheit der Lust. All dieses Reden! Ich zeigte ihr Kafka und Velázquez... Warum tut man das? Nun ja, irgendetwas muß man ja schließlich tun. Das sind die Schleier des Tanzes. Man darf das nicht mit Verführung verwechseln. Es ist nicht Verführung. Was man verbirgt, ist das, was einen dorthin gebracht hat: die pure Lust. Die Schleier verhüllen den blinden Trieb. Man redet und hat – wie sie – das irriige Gefühl, man wüßte, womit man es zu tun hat. Aber es ist nicht so, als würde man sich mit einem Anwalt beraten oder mit einem Arzt sprechen, als würde irgend etwas, was da gesagt wird, am weiteren Verlauf etwas ändern. Man weiß, daß man es will, und man weiß, dass man es tun wird, und es gibt nichts, was einen aufhalten könnte.

Der große biologische Witz ist, daß man miteinander intim ist, bevor man irgend etwas über den anderen weiß. In dem Augenblick, in dem es beginnt, begreift man alles. Zu Beginn wird man von der Oberfläche des anderen angezogen, aber man begreift intuitiv auch die ganze Tiefe. Und die Anziehung muß nicht gleich sein: Die Frau fühlt sich von der einen Sache angezogen, man selbst aber von etwas ganz anderem. Es geht um die Oberfläche, es geht um Neugier, aber dann – bum – kommt die Tiefe. Es ist schön, daß sie kubanischer Herkunft ist, daß ihre Großmutter dieses und ihr Großvater jenes war, daß ich Klavier spielen kann und ein Kafka-Manuskript besitze, aber das alles ist lediglich ein Abschweifen von dem Weg, der uns zu unserem Ziel führt. Dieses Abschweifen ist vermutlich ein Teil des Zaubers, aber es ist der Teil, ohne den ich mich viel besser fühlen würde, wenn es denn möglich wäre, auf ihn zu verzichten. Der einzige Zauber, den es braucht, ist Sex. Finden Männer Frauen immer noch so bezaubernd, wenn Sex keine Rolle mehr spielt? Von wem sonst ist man verzaubert? Von niemandem.

Sie denkt: Ich sage ihm, wer ich bin. Er interessiert sich dafür, was ich bin. Das stimmt, aber ich bin neugierig, wer sie ist, weil ich mit ihr vögeln will. Ich brauche dieses große Interesse für Kafka und Velázquez nicht. Ich unterhalte mich mit ihr und denke: Wie lange muß ich das noch durchhalten? Drei Stunden? Vier? Bin ich bereit, acht Stunden weiterzumachen? Zwanzig Minuten Verschleierung, und schon frage ich mich: Was hat das alles mit ihren Brüsten zu tun, mit ihrer Haut, mit ihrer Haltung? (...) Nein, hier wird nur der Kurs bestimmt – allerdings nicht voraus, sondern zurück zum elementaren Trieb. Man sollte die Verschleierung nicht mit dem verwechseln, was jetzt ansteht. Gewiß, es könnte sich auch etwas anderes entwickeln, doch das hat nichts mit dem Ausschauen von Vorhängen und Steppdecken zu tun oder mit dem Einstieg in die Gemeinschaft derer, die die Evolution voranbringen. Die Evolution kommt auch ohne mich zurecht.⁴⁴ Ich will mit diesem Mädchen vögeln, und ich werde mich wohl mit einer gewissen Verschleierung abfinden müssen, doch diese ist ein Mittel zum Zweck: Wieviel davon ist Gerissenheit? Ich würde gern sagen: alles.“ (22 ff.)

David Kepesh ist bei seiner Schilderung, so will es scheinen, nicht eine Person und ein Bewusstsein, sondern er ist gewissermaßen (arbeitsteilig) mehrere Personen und mehrere Bewusstseine (Identitäten) zugleich. Je nach Erinnerungssegment meldet sich der David, der gerade darin aufgeht, eine Studentin zu belehren, oder der listenreiche Taktiker, der seine Gesprächspartnerin von den übrigen Partygästen isoliert, indem er ihr vorschlägt, mit ihm nach unten zu seinen Bücherregalen zu gehen, um den Bildband über Velázquez anzuschauen, oder der David, dessen Es von den Brüsten fasziniert ist, die leider immer noch unter der cremefarbenen Bluse mit den beiden geöffneten Knöpfen versteckt sind. Derselbe David ist auch

⁴⁴ Zur Moral des mehr und mehr auf Selbstreferenz umgepolten Individuums vgl. auch: Theoretischer Exkurs 2 (Kapitel 9.2)

gleichzeitig in der Lage, sich in sein Gegenüber hineinzuversetzen, um nachzuvollziehen, wie seine Taktik beim gegnerischen ‚Heer‘ ankommt. Der Computer, der diese Identitätsarbeit leisten soll, muss postmoderne Komplexität bewältigen: Er muss blitzschnell von ‚rational choice‘ auf ‚triebhaftes Treibenlassen‘ oder ‚Sich-dem- Augenblicklichen-Gefühl-überlassen‘ umschalten können. Ob das Ich, das Es oder das Über-Ich im Bewußtsein (welchem?) von David die Oberhand gewinnt, mag u.a. vom Gegenüber, vom Alkohol, von den anderen Partygästen abhängen. Aber wer in seinem Inneren beherrscht das ‚Rechenzentrum‘? Gewonnen hat am Schluss der, der sein Ziel erreicht. Dabei gilt es, nicht nur sein Gegenüber mit seinen widersprüchlichen Gefühlen, Gedanken und Überlegungen im Auge zu behalten, sondern auch die Gesellschaft, ihre Gesetze, ihre informellen Normen und Konventionen. Aber es scheint so, als habe bei David das Es eindeutig die Führung bei den ‚countervailing powers‘ in seinem Inneren übernommen. Ich und Über-Ich begleiten das Es nur kritisch; sie passen auf, dass das Es nicht zu tollpatschig daher kommt und alles verdirbt. Vorsichtshalber beschließt David, lieber noch Umwege in Kauf zu nehmen, als gleich beim ersten Abend ‚mit der Tür ins Haus zu fallen‘. Man kommt überein, miteinander ins Theater zu gehen...⁴⁵

„Also aßen wir in der Stadt zu Abend und sahen uns das Stück an, das sehr uninteressant war, und ich saß neben ihr und warf Blicke auf ihr wunderschönes Dekolleté. Sie hat BH-Größe D, diese Herzogin, wirklich große, schöne Brüste und eine sehr weiße Haut, eine Haut, die man in dem Augenblick, da man sie sieht, ablecken möchte. Im Theater, im Dunkeln, war die Kraft ihrer Reglosigkeit enorm. Was könnte in dieser Situation erotischer sein als die scheinbare Abwesenheit jeglicher erotischer Intention⁴⁶ in einer erregenden Frau?“ (26)

⁴⁵ Die arbeitsteilig organisierten und je nach Situation abrufbaren Identitäten von David Kepesh, einem robusten und ‚starken‘ Individuum, sind nur ein Bruchstück von dem, was den modernen (im Allgemeinen nicht so starken und selbstbewussten) Individuen in Sachen Identitätsfindung allgemein widerfährt: „Angesichts des Zerfalls überkommener Identitätsschablonen und handlungsleitender Gewissheiten“, schreiben Rudolf Eickelpasch und Claudia Rademacher, „findet das Ich keinen Haltepunkt mehr, keinen >>Fels, an dem der Spaten sich zurückbiegt<< (Adorno). Selbst die Kernbestände unserer Identitätskonstruktionen – Geschlechtsidentität, Klassenidentität, ethnische Identität – haben ihre >natürliche< Qualität als Identitätsgaranten verloren. In dem Maße, in dem die soziokulturellen Identitätsgarantien wegschmelzen, entsteht die Gefahr einer Dissoziation, einer Aufsplitterung des Subjekts.“ (Eickelpasch, Rolf /Rademacher, Claudia: Identität, Bielefeld 2004, S.27 f.)

⁴⁶ Niklas Luhmann bezeichnet das Phänomen, dass Liebende sich bei ihren Annäherungsversuchen zum Teil einer ausgesprochen widersprüchlichen Kommunikation bedienen, in seinem Buch „Liebe als Passion...“ an diversen Stellen als „Paradoxierung“: Um das eigentliche (nicht offen aussprechbare, weil sonst gefährdete) Ziel zu erreichen, gibt man sich (offiziell) den Anschein, als sei man mit ganz anderen (von der eigentlich interessierenden Sache weit entfernten) Dingen beschäftigt. Das vielschichtige Individuum verliert zunehmend seine Naivität; seine mittlerweile ‚mit allen Wassern gewaschene‘ ‚Abstandsverringertechnik‘ (Manfred Schneider) nimmt immer raffiniertere For-

Roth lässt den Leser miterleben, wo David mit seinen Gedanken ist, während der sich offiziell mit Consuela ein Theaterstück ansieht. Das Über-Ich hat sich auf die Rolle der ‚Anstandsdame‘ zurückgezogen, die hier und da ein wenig bremst, damit der Eindruck nicht verloren geht, dass hier ein Gentleman am Werk ist und kein Heißsporn. Erst wenn Consuela signalisiert, dass ihre ‚Festung‘ keinerlei Widerstand mehr leistet, darf auch der ‚Kulturpapst‘ sein ‚sterbendes Tier‘ behutsam von der Leine lassen. Nach dem Stück schlägt David daher folgerichtig vor, noch „irgendwo etwas zu trinken“. (26) Er macht aber Consuela – fürsorglich und gerissen zugleich – darauf aufmerksam, dass man ihn möglicherweise erkennt, was wiederum zur Folge haben könnte, dass man dem Getuschel und Tratsch der Leute ausgesetzt sei. Und richtig, die ‚Anstandsdame‘ bzw. das Über-Ich von Consuela meldet sich umgehend:

„>>Ich möchte gern meinen College-Abschluß haben, bevor meine Eltern ihre Tochter auf Seite sechs der Post sehen .<<“ (27)

Als David daher vorschlägt, den Drink bei sich zu Hause zu nehmen, willigt sie ein. Für David ist das der erlösende Auftakt zum Finale: Zur Liebe gehört Romantik, und wo Romantik ist, findet man leichter zur Liebe.⁴⁷

„Wir gingen in meine Wohnung, und sie bat mich, Musik aufzulegen. Für sie wählte ich meist [das Ritual wiederholte sich nämlich in der Folgezeit noch etliche Male; H.H.] leichte klassische Musik aus: Trios von Haydn, das *Musikalische Opfer*, dynamische Sätze aus Beethoven-Sinfonien, Adagio-Sätze von Brahms. Beethovens Siebte gefiel ihr besonders, und an den folgenden Abenden gab sie zuweilen dem unwiderstehlichen Drang nach, aufzustehen und ihre Arme spielerisch zu schwenken, als sei nicht Bernstein der Dirigent, sondern sie. Es war überaus erregend zu sehen, wie ihre Brüste sich unter der Bluse bewegten, während sie, nicht unähnlich einem produzierenden Kind, so tat, als gäbe sie mit ihrem unsichtbaren Taktstock die Einsätze, und wer weiß – vielleicht war daran überhaupt nichts Kindliches, vielleicht wollte sie mich mit ihrem Dirigentenspiel erregen.“ (27)

men an. (Schneider, Manfred: Herzensschriften - Liebesbriefe und Liebesroman, in: Kemper Peter, und Sonneschein, Ulrich: Liebe –Zwischen Sehnsucht und Simulation, Frankfurt am Main 2005, S. 276)

⁴⁷ Vgl. Illouz, Eva: Der Konsum der Romantik – Liebe und kulturelle Widersprüche des Kapitalismus, Frankfurt a.M. 2003

„Ich kann nicht behaupten, daß mein Klavierspiel Consuela so erregte, wie ihr gespieltes Dirigieren der Beethoven-Sinfonie mich erregte. Ich kann nicht behaupten, daß irgend etwas, was ich tat, Consuela sexuell erregte.“ (30 f.)

„Sie mochte es, wenn ich Klavier spielte, das schuf eine Sphäre der Romantik und Verführung, die ihr ebenso gefiel wie mir. Die einfachen Préludes von Chopin. Schubert, etwas aus den Moments Musicaux. Ein paar Sätze aus den Sonaten. Nichts besonders Schwieriges, aber Stücke, die ich geübt hatte und nicht allzu schlecht hinbekam. (...) Es gehörte zu diesem Rausch – für uns beide gehörte es dazu.“ (28)

Roth schildert sehr eindrucksvoll, wie sich das Ritual des gegenseitigen Verführrens entwickelt: wie aus dem Sich-gegenseitig-Achten und -Bewundern allmählich ein artiges Flirten entsteht und sich bei diesem langsam eine erotische Unterströmung bemerkbar macht und aus dieser sich dann schließlich eine sexuelle, drängende, verführerische Komponente entwickelt. Dabei scheinen der männliche und der weibliche Part durchaus verschieden zu sein. Eine Redensart besagt: Männer finden, wenn überhaupt, nur über das Sexuelle zur Liebe. Und: Frauen finden, wenn überhaupt, nur über die Liebe zum Sexuellen. So gesehen, ist das gegenseitige Instrumentalisieren, ein nicht hundertprozentiges Übereinstimmen mit dem, was der andere von einem erwartet, der Preis dafür, das jeweils eigene Ziel wenigstens ansatzweise zu erreichen, zugleich aber auch der Punkt, der möglicherweise für die Lösung von Rückfahrkarten mit ausschlaggebend ist. Dem, was der andere erwartet, kann (und will) man eben nur bedingt - gewissermaßen mit Generalvorbehalt - entsprechen. Zumindest gilt das in sehr starkem Maße dann, wenn die Partner – wie David und Consuela – nicht gleichrangig sind, wenn sie, von ihrem wechselseitigen ‚Begehren‘ abgesehen, wenig gemeinsam haben, wenn sie sich als Personen nur bedingt füreinander interessieren. Einbahnstraßen eignen sich für die Lösung dieser Problematik erst recht nicht.

Das Vorgeplänkel der beiden kommt in die entscheidende Phase, als Consuela in Davids Wohnung auf dem Sofa – halb sitzend, halb liegend – ein Buch durchblättert:

„Nichts von dem, worüber wir gesprochen haben, nichts von dem, was ich mir über ihre Familie habe anhören müssen, stellt sich dem Trieb in den Weg. Trotz allem weiß sie, wie sie mir ihren Hintern zuwenden muß. Auf die urtümliche Weise. Sie präsentiert. Und die Präsentation ist perfekt und verrät

mir, daß ich den Drang, diesen Körper zu berühren, jetzt nicht mehr unterdrücken muß.

Ich begann, ihren Hintern zu streicheln, und das gefiel ihr. Sie sagte: >>Das ist eine seltsame Situation. Ich kann nie deine Freundin sein. Aus allen möglichen Gründen. Du lebst in einer anderen Welt.<< >>In einer anderen Welt?<< Ich lachte. >>Inwiefern anders?<< Und genau hier beginnt man natürlich zu lügen und sagt: >>Meine Welt ist nicht so erhaben, falls du das meinst. (...) Ich kann dich ganz leicht in sie einführen. Bitte bleib bei mir<<.

Sie sieht aus, als dächte sie nach über das, was ich gesagt habe, aber was für Gedanken können das sein? >>Na gut<<, sagt sie, >>fürs erste. Für heute nacht. Aber ich kann nie deine Frau werden.<< >>Einverstanden<< sagte ich, doch ich dachte: Wer hat sie denn auch gebeten, meine Frau zu werden? Wer hat diese Frage überhaupt aufgeworfen? Ich bin zweiundsechzig, und sie ist vierundzwanzig. Ich streichle bloß ihren Hintern, und sie sagt mir, dass sie nicht meine Frau werden kann? Ich wußte nicht, daß es solche Mädchen überhaupt noch gibt. Sie ist noch traditioneller, als ich dachte.(...) >>Ich liebe meine heimelige kubanische Welt<<, sagte sie, und ich merke jetzt schon, daß das nichts ist, was du magst oder was du willst. Und darum kann ich nie wirklich zu dir gehören.<<

Diese naive Nettigkeit in Kombination mit ihrem phantastischen Körper war für mich so verlockend, daß ich mir selbst damals, in jener ersten Nacht, nicht sicher war, ob ich sie so vögeln konnte, als wäre sie eine zweite verspielte Miranda.“ (33 f.)

David will Consuela nicht als Person. Er will die schöne Repräsentantin der Wohlhabenden mit adeligen und aristokratischen Vorfahren, die ihm intellektuell unterlegen ist. Er will sie gar nicht selbst, sondern nur ihren Körper. Er will diesen Körper auch nicht auf Dauer, sondern nur vorübergehend. Consuela ‚weiß‘ das alles. Und David ‚weiß‘ es auch. Dass beide das wissen, verhindert fast das sorgfältig eingefädelt Schächerstündchen. Der Diskurs über die Emanzipation der Frau hat mindestens das Unterbewusstsein erreicht. Beide haben ein schlechtes Gewissen. Und beide setzen sich über ihr schlechtes Gewissen hinweg. Das ‚sterbende Tier‘ ist eben ein Tier. Sich von einem Tier beherrscht zu sehen, ist nicht sehr angenehm. Aber es hilft ein wenig, wenn zwei Liebende in diesem Sinne in der gleichen misslichen Lage sind.

1.6 Zur Struktur der ‚Beziehungskiste‘ zwischen David Kepesh und Consuela Castillo: Gegenseitige, befristet angelegte Instrumentalisierung mit und ohne Einvernehmen als ‚Vertragsgrundlage‘ (2. Sex gegen Einbeziehung in kulturellen Status)

David und Consuela haben sich also grob darüber verständigt, zu welchen Bedingungen sie miteinander verkehren werden. Eine Ehe oder eine Freundschaft kann und wird es nicht geben. Dazu sind ihre ‚Welten‘ zu verschieden. Sie ist in seiner ‚Welt‘ der Kultur, der Kunst, Musik und Literatur kein ebenbürtiger Partner für David. Er mag zwar die irgendwie auch modern wirkende (vor allem aber schöne und junge) Amerikanerin, hat aber mit der unterschwellig eher konservativen, traditionell und katholisch beeinflussten kubanischen Consuela und ihrer Familientradition seine Probleme. Außerdem kann er für ihre beruflichen Ambitionen (Arbeit als Sekretärin, später eine Tätigkeit in der Werbebranche) keine Sympathie bzw. Achtung aufbringen. Sie würde gern von seinem Sachverstand in Sachen Kunst und Kultur profitieren (und dafür seinen sexuellen Bedürfnissen so weit wie möglich entgegenkommen); er möchte mit ihr aber – möglichst ohne Umwege – eigentlich nur „vögeln“, wann immer er dazu aufgelegt ist. Die ‚Gespräche‘ mit ihr sind ihm eher lästig, ein mehr oder weniger notwendiges Übel, es sei denn, dass er sie ‚belehren‘ kann. Aber das hat seine Grenzen, weil bei ihr „vor dem Proszenium des Genies ein Schleier hängt“. (13) Er ist erpicht auf ihre Schönheit, ihre Jugend. Sie würde sein Alter notfalls in Kauf nehmen, wenn die anderen wichtigen Voraussetzungen gegeben wären. Die Rückfahrkarte ist für beide gewissermaßen vorprogrammiert. Wann sie eingelöst wird, ist nur eine Frage der Zeit und des geeigneten Auslösers.

„Wir gingen also miteinander ins Bett. Es passierte ganz schnell, (...). Sie hatte zu ihrem Körper eine so innige Beziehung, wie sie sie zur Kunst haben wollte, aber nicht haben konnte. Sie zog sich aus, und nicht nur ihre Bluse war aus Seide, sondern auch ihre Unterwäsche. Sie hatte geradezu unanständige Unterwäsche. Eine Überraschung. Man weiß, daß sie damit gefallen will. Man weiß, daß sie beim Kauf an den Blick eines Mannes gedacht hat, selbst für den Fall, daß kein Mann ihre Unterwäsche je zu Gesicht bekommen würde.⁴⁸ (...) Dennoch war ich zutiefst bewegt vom Anblick ihrer Unterwäsche. >>Donnerwetter<<, sagte ich.“ (35 f.)

⁴⁸ Consuelas ‚Rechnung‘ geht auf. David ist fasziniert von ihrer Unterwäsche. Wie einige Zeilen aus einer Funk- und Fernsehzeitung (TV Hören und Sehen, Nr. 17, 24.-30.04.04) belegen, können die Wirkungen auch ganz andere sein: „Lebenshilfe – meine Dessous – ein Flop. Veronika M., Hameln: Auf Empfehlung meiner Freundin kaufte ich (33) mir verführerische Dessous. Als ich meinen Mann (40) damit überraschen wollte, brüllte er vor Lachen. Ich war total enttäuscht. Dass er mich am liebsten „pur“ sieht, ist meiner Freundin unbegreiflich. Ihr Mann steht total auf Dessous. Frau Barbara antwortet. Es bleibt jedem überlassen, nach seiner Fassung selig zu werden. Über das zauberhafte Kompliment Ihres Mannes, dass er Sie unverpackt am liebsten sieht, sollten Sie sich herzlich freuen. Sich weder verkleiden noch verstellen zu müssen, um begehrt zu werden, ist wunderbar. Könnte es sein, dass Ihre Freundin Sie darum glühend beneidet?“

Ganz naiv ‚genießen‘ kann David den Anblick von Consuelas Unterwäsche nicht. Es beschäftigt ihn, ob er, was ja tatsächlich der Fall ist, womöglich auf eine ausgefuchste Werbestrategie von Wäschefabrikanten hereinfällt, die sich Consuelas ‚Waffen einer Frau‘ längst zu Eigen gemacht und mit ihr verbündet haben. Die Intimsphäre ist gewissermaßen von der Konsumsphäre eingeholt und korrumpiert worden; selbst für die privatesten, intimsten und spontansten Augenblicke im Liebesleben. Die Dessous-Industrie als eine Art ‚Geschmacksverstärker‘ für Spontan-Erlebnisse. Das kann die naive Spontaneität schon irritieren. Überhaupt sind die Gedanken, die David durch den Kopf schießen, während er Consuela endlich nach Tagen zum ersten Beischlaf gekriegt hat, außerordentlich aufschlußreich für das, was nach seiner Meinung die Beziehung zu ihr besonders ausmacht. Die folgende Originaltext-Passage fällt daher etwas ausführlicher aus. Die Interpretation und Kommentierung des Textes folgen im Anschluss an die zitierte Passage.⁴⁹

[1] „Und schon bei diesem ersten Mal und mit erst vierundzwanzig Jahren war sie bereit, auf mir zu sitzen. Als sie dort saß, war sie sich ihrer selbst nicht so sicher. Bis ich ihren Arm tätschelte, um ihre Aufmerksamkeit zu erlangen, und ihr zu verstehen gab, sie solle langsamer machen, ging sie, ohne sich dessen bewußt zu sein, mit übermäßiger Energie zu Werke und wippte mit geschlossenen Augen auf mir herum, verloren in einem Kinderspiel, das sie sich selbst ausgedacht hatte. Es war ein bißchen wie zuvor, als sie so getan hatte, als dirigierte sie ein Orchester. Wahrscheinlich versuchte sie, sich ganz und gar hinzugeben, doch dafür war sie zu jung, und so sehr sie sich auch bemühte, es gelang ihr nicht. Doch weil sie wußte, wie verführerisch ihre Brüste waren, und wollte, daß ich sie im besten Licht sah, stieg sie auf mich, als ich sie darum bat. Und sie tat etwas, was für das erste Mal ziemlich unanständig war, und zwar – zu meiner abermaligen Überras-

⁴⁹ Der Begriff ‚Sexualität‘ hat die Aura des Tabuhaften, Obszönen, Unaussprechbaren mittlerweile längst hinter sich gelassen. Dieses ehemals Unaussprechliche hatte etwas mit Fortpflanzung, mit lebenswichtiger Nachkommenschaft zu tun. Insofern hatte es etwas mit Ehe zu tun. Denn Ehe war der einzig (von Kirche und Gesellschaft) offiziell gebilligte Raum oder Rahmen für Sexualität, die der Fortpflanzung diene. Für Sexualität im Sinne von Leidenschaft, Liebe, Lust, Spaß gab es keinen Begriff und keinen legitimen Rahmen, schon gar nicht in der Ehe. Und außerhalb der Ehe war dergleichen ohnehin unsittlich, frivol, sündhaft. Der Begriff Sexualität taucht erst im 19. Jahrhundert auf, zunächst als Fachbegriff in Biologie und Zoologie und erst am Ende des Jahrhunderts auch im heutigen Sinn. Erst in der Romantik hat man Liebe und Ehe miteinander versöhnt, und ganz allmählich hat man dabei die Sexualität auch als Qualität sui generis (aus sich heraus), als etwas von der Nachkommensfunktion Losgelöstes anerkannt und aufgewertet. Nachdem die Gesellschaft die „modellierbare Sexualität“ in den Privatbereich (zur freien Verfügung und Steuerung) und damit an die neuen Zuständigen, die Individuen, ausdifferenziert hat, beginnt sich die von der Nachkommensfunktion befreite Sexualität als ‚Recht auf Glück‘ und ‚Recht auf Sex‘ immer weiter von der mit mühseligen Opfern verbundenen Nachkommensfunktion zu lösen. Sex ist zur *conditio sine qua non* (einer Bedingung, ohne die ‚nichts läuft‘) für Liebe und Ehe avanciert. Vgl. hierzu: Ausführungen von Anthony Giddens und Niklas Luhmann in den bereits mehrfach zitierten Büchern „Wandel der Intimität...“ bzw. „Liebe als Passion...“, ferner die theoretischen Diskurse 1 bis 4 (Kapitel 9.1 bis 9.4)

schung – aus eigenem Antrieb: Sie beugte sich vor und nahm meinen Schwanz zwischen ihre Brüste, damit ich gut sehen konnte, wie er dort eingebettet war, während sie sie mit beiden Händen zusammendrückte. Sie wußte, wie sehr dieser Anblick mich erregte: die Haut meines Schwanzes auf der Haut ihrer Brüste. Ich weiß noch, daß ich sagte: >>Weißt du eigentlich, daß du die schönsten Brüste hast, die ich je gesehen habe?<< Und wie die tüchtige, gewissenhafte Privatsekretärin, die ein Diktat aufnimmt, oder vielleicht wie die wohlerzogene kubanische Tochter antwortete sie: >>Ja, das weiß ich. Ich sehe ja, wie du auf meine Brüste reagierst.<<

[2] Doch alles in allem war sie anfangs zu feurig. Sie gab sich zu große Mühe, ihren Lehrer zu beeindrucken. Mach langsamer, sagte ich, verlier mich nicht aus den Augen. Weniger Energie, mehr Verständnis. Du kannst die Sache viel subtiler steuern. Derbe Natürlichkeit hat vieles für sich, aber nicht, wenn sie so losgelöst ist. Als sie mir zum erstenmal einen blies, bewegte sie ihren Kopf mit gleichmäßiger, maschinenhafter Geschwindigkeit auf und ab – es war unmöglich, nicht schneller zu kommen, als ich wollte, doch dann, als ich kam, hielt sie abrupt inne und ließ es in ihren Mund laufen, als wäre er ein Abfluß. Ebensogut hätte ich in einen Papierkorb spritzen können. Niemand hatte ihr je gesagt, in diesem Augenblick nicht aufzuhören. Keiner ihrer fünf früheren Freunde hatte es gewagt, ihr das zu sagen Sie waren zu jung gewesen. Sie waren in ihrem Alter gewesen. Sie waren froh gewesen, zu kriegen, was sie kriegen konnten.

[3] Und dann geschah etwas. Der Biß. Es biß *zurück*. Das Leben biß zurück. Eines Abends überschritt Consuela die Grenzen ihrer behaglichen, gesitteten, gewohnheitsmäßigen Tüchtigkeit, ließ das Tutorium hinter sich und stürzte sich in das Abenteuer des Unbekannten, und damit begannen für mich die Turbulenzen unserer Affäre. Und so geschah es: Eines Nachts, als sie unter mir im Bett lag, ausgestreckt und passiv, und darauf wartete, dass ich ihre Beine spreizte und in sie eindrang, schob ich ihr ein paar Kissen unter den Kopf, so daß sie halb aufgerichtet am Kopfende des Bettes lehnte, und dann beugte ich mich, die Knie zu beiden Seiten des Körpers und den Hintern in Höhe der Brust, über ihr Gesicht und begann, sie rhythmisch und unablässig in den Mund zu ficken. Die mechanische Art, wie sie mir einen blies, langweilte mich derart, müssen Sie wissen, daß ich sie, um sie zu schockieren, einfach festhielt, indem ich ihr Haar packte, indem ich eine Strähne um meine Hand wickelte wie einen Riemen, wie einen Gurt, wie den Zügel, der die Kandare hält.

[4] Nun findet keine Frau wirklich Gefallen daran, an den Haaren gezogen zu werden. Gewiß, für einige ist es erregend, aber das heißt nicht, daß sie es mögen. Sie mögen es nicht, weil sich dann nicht mehr leugnen läßt, daß hier eine Dominierung stattfindet, die stattfindet und stattfinden muß und die sie denken läßt: Genauso hatte ich mir Sex vorgestellt. Es *ist* roh- dieser Mann ist kein Rohling, aber er fährt auf Rohheit ab. Als ich gekommen war und meine Schwanz zurückzog, sah Consuela mich nicht nur entsetzt, sondern regelrecht wütend an. Ja, endlich tut sich etwas bei ihr. Es ist nicht mehr so beschaulich. Sie übt keine Tonleitern mehr. Sie ist aufgewühlt und nicht imstande, sich zu beherrschen. Ich kniete noch immer über ihr und ließ es auf sie tropfen, und wir sahen einander kalt in die Augen, als sie, nachdem sie

sich trocken geschluckt hatte, die Zähne kräftig aufeinander biß. Unvermittelt. Grausam. Sie meinte mich. Sie schnappte zu, indem sie die volle Kraft ihrer Kaumuskel einsetzte, um den Unterkiefer ruckartig hochzuklappen. Es war, als wollte sie mir sagen: Das ist es, was ich hätte tun können, was ich tun wollte und nicht getan habe.

[5] Endlich die freimütige, klare, elementare Reaktion der zurückhaltenden klassischen Schönheit. Bis dahin war alles beherrscht gewesen von Narzißmus und Exhibitionismus, seltsam leblos, trotz Kühnheit und Zurschau-stellung von Energie. Ich weiß nicht, ob sich Consuela an diesen Biß erinnert, aber ich werde ihn nie vergessen, diesen aktivierenden Biß, der sie von der Selbstbeobachtung befreite und ihr den Zugang zu dem dunklen Traum verschaffte. Zu der ganzen Wahrheit der Liebe. Die instinktgesteuerte Frau, die nicht nur die Fesseln ihrer Eitelkeit sprengte, sondern auch aus dem Gefängnis ihres heimeligen kubanischen Elternhaus ausbrach. Es war der eigentliche Beginn ihrer Dominanz – der Dominanz, zu der meine eigene Dominanz ihr verholfen hatte. Ich bin der Urheber ihrer Dominanz über mich.“ (36 ff.)

Was David Kepesh hier seinem Gesprächspartner berichtet, ist in vielerlei Hinsicht bemerkenswert. Endlich hat er das Ziel erreicht, auf das er seit Tagen hingearbeitet hat, und dann entspricht das, was zwischen ihm und Consuela abläuft, so gar nicht dem, was er sich offenbar so sehnlichst gewünscht hat.

Statt in dem, was man selbst und was der Partner tut, identisch aufzugehen und sich seinen ‚tierischen‘ ‚Urtrieben‘ behaglich und ohne Raisonieren hinzugeben, meldet sich nicht von ungefähr Davids Bewusstsein (gewissermaßen als Prozessbeobachter) zu Wort, weil (erster Absatz) sich die ersehnte ‚Natürlichkeit‘ und Urwüchsigkeit einfach nicht einstellen wollen. Das liegt natürlich nicht an ihm, dem erfahrenen Liebhaber, sondern, wie er weismachen will, an ihr, an der noch jungen, relativ unerfahrenen Consuela. Sie hat nicht das richtige Einfühlungsvermögen für ihren (alten, abgeklärten) Partner, weil sie mit „übermäßiger Energie“ auf ihm „herumwippt“ und ihm „mit geschlossenen Augen“ mehr schlecht als recht natürliche Selbstverlorenheit, Leidenschaft und Verruchtheit vorspielt, aber, so sieht es David, eben nicht wirklich empfindet. Und das verdirbt ihm buchstäblich den Spaß und die Laune. So sehr er sich darüber freut, was sie mit seinem „Schwanz“ macht, so sehr argwöhnt sein Bewusstsein, dass das weniger den Abgründen ihrer sexuellen Fantasie entsprungen ist (was er sich gewünscht hätte) als vielmehr der coolen Berechnung, wie sie ihre Brüste möglichst wirksam für ihn in Szene setzen könnte. Sie weiß nämlich, welche Wirkung sie damit bei ihm erzielen kann. Aber, was er in

diesem Augenblick empfindet, sagt er nicht. Sagen tut er etwas ganz anderes, nämlich, dass sie die schönsten Brüste hat, die er je gesehen hat. Und er fügt scheinheilig hinzu, ob sie wisse, was diese Brüste für ihn bedeuten. Sie bestätigt prompt seine Vermutung, dass ihr das sehr wohl bewusst ist (dass sie also um die ‚Waffen einer Frau‘ weiß und dass sie diese Waffen eben gerade natürlich auch gezielt einsetzt !). Consuela bemüht sich zwar, ‚echt‘ zu wirken, aber, so David, es gelingt ihr nicht.

David sieht sich nicht nur in Sachen Kultur, sondern auch beim Sex als Lehrmeister (zweiter Absatz des Zitats). Er muss seiner Partnerin erst einmal beibringen, wie man die eigenen Bewegungen und den eigenen Rhythmus „subtiler steuert“. Feufrig soll es schon zugehen, aber nicht „zu feurig“. Am besten scheint es zu sein, wenn sie sich seinem (natürlich angemessenen) Rhythmus einfach anpasst. Und dann schließlich ihre Unerfahrenheit beim „Blasen“. Was sie da macht, ist offenbar ohne jedes Gefühl für den Partner. Sie „bewegt ihren Kopf mit gleichmäßiger, maschinenhafter Geschwindigkeit auf und ab“ und macht so gar keine Anstalten, seinen Höhepunkt hinauszuzögern. Und, als es für ihn zum Höhepunkt kommt, „hielt sie abrupt inne und ließ es in ihren Mund laufen, als wäre er ein „Abfluß“. Dass David ihrem Mund beim ‚Entsorgen‘ seines Spermas tatsächlich eine Abflussfunktion zumutet, darf sie nicht auch noch als Faktum plump unterstreichen; das muss sie eher als erlesene Wohltat kaschieren. David meint, er „hätte ebensogut in einen Papierkorb spritzen können“. Tatsächlich hat er ihren Mund schlicht als Abfluss oder Papierkorb benutzt. Für die Entsorgung, das Reinemachen, ist, bitteschön, nicht er, sondern sie zuständig. Sie zeigt einfach nicht richtig, welche Wonnen er ihr bereitet! Da muss sie noch dazu lernen. Reifere Frauen würden David wahrscheinlich keinen ‚blasen‘, sondern eher etwas ‚husten‘. Die männliche Identität ist trotz aller Gewissensbisse und aller Einsprengsel eines kritischen Bewusstseins noch immer nicht sonderlich von Selbstzweifeln geplagt. Vielleicht ahnt ein Mann wie David aber auch, dass er die Rollen, die er seiner Geliebten zumutet, nur noch, wenn überhaupt, bei jüngeren, unerfahrenen, intellektuell unterlegenen Frauen durchsetzen kann. Mit Gleichrangigen (und solche dürfte es heutzutage immer häufiger geben) scheint sich David, scheinen sich nicht wenige Männer beim Sex wesentlich weniger wohl zu fühlen als mit Unterlegenen, weniger Gebildeten, Jün-

geren, Kindern, Ausländerinnen ohne emanzipatorische Traditionen. Vermutlich liegen hier die Wurzeln für den immer beliebter werdenden Sextourismus.

Doch Consuela bricht schließlich – es geht wieder einmal um Davids größtes Vergnügen, das ‚Blasen‘ – aus ihrer ‚künstlichen‘, ‚aufgesetzten‘ Rolle gelehriger Wohlanständigkeit aus, als er sie ein Höchstmaß von Erniedrigung und Unterjochung spüren lässt (dritter und vierter Absatz). Und das gefällt dem ‚Sextrainer‘ ganz besonders. Eines Nachts, so David, tut er mitnichten das, was sie schon allzu routiniert (!) von ihm erwartet, nämlich mit ihr in der herkömmlichen Weise zu schlafen. Vielmehr setzt er sich brutal auf sie und beginnt, „sie rhythmisch und unablässig in den Mund zu ficken“. (Bei ihm ist das Rhythmische und Unablässige natürlich nichts Maschinenhaftes und Mechanisches, sondern der natürliche Ausdruck urwüchsiger männlicher Sexualität!) Weil sie dabei aber zu seinem Leidwesen keinesfalls begeistert mitgeht, sondern ihn, im Gegenteil, mechanisch und lustlos bedient, was ihn regelrecht wütend macht, packt er schroff ihr Haar, wickelt sich eine Strähne um die Hand – „wie einen Gurt, wie den Zügel, der die Kandare hält“ - und zwingt sie so, genau das zu tun, was er ihr mit den Zügeln gebietet. Als David schließlich von ihr ablässt und sie sich „trocken geschluckt“ hat, blickt sie ihn kalt und wütend an und bedeutet ihm mit ihrem Gebiss, dass sie drauf und dran gewesen war, kräftig zuzubeißen und so dem (widerwärtigen) männlichen Spuk ein Ende zu bereiten. Besitzen, unterwerfen, gefügig machen, zwingen, erniedrigen, das alles scheint mit männlicher Sexualität alten Stils untrennbar zusammenzuhängen. *Der* Mann als einer, der *der* Frau zeigt, wo es langgeht, als derjenige, der das ungelehrige ‚Jungpferd‘ erst einmal ‚einreiten‘ muss, bevor es zu etwas nutze ist. David Kepesh (alias Philip Roth?) mag die explodierenden Emotionen der beiden als das Urtümlichste der Sexualität hinstellen; die Fellatio dürfte aber mit den tierischen Vorfahren des Menschen mit Sicherheit weniger zu tun haben als mit den männlichen Herrschern späterer Phasen der Entwicklungsgeschichte.

Endlich (fünfter Absatz) hat David *die* Consuela, die er sich gewünscht hat, eine Frau, die, wie er meint, ihre störende Kultiviertheit beim Sex hinter sich lässt und zu ihren elementaren Wurzeln zurückkehrt, zu „der ganzen Wahrheit der Liebe“: die „instinktgesteuerte Frau, die nicht nur die Fesseln ihrer Eitelkeit sprengte, sondern auch aus dem Gefängnis ihres heimeligen kubanischen Elternhauses ausbrach“.

David (Roth?) stellt die Szene so dar, als sei sein Urteil zugleich auch das Urteil von Consuela. Er urteilt nicht nur für sich selbst, sondern auch in ihrem Namen. Sähe Roth das anders, würde er das vermutlich, wenn auch nur durch den Ich-Erzähler David, zum Ausdruck bringen können und bringen. In der Tat enthält der Roman auch Stellen, die Consuela in ganz anderem Licht erscheinen lassen. So erfährt David beispielsweise, dass Consuela auch mit einem ihrer ehemaligen kubanischen Freunde Gepflogenheiten beim Intimverkehr hatte, die alles andere waren als der brave Abklatsch ihres konservativen, vornehmen Elternhauses. (Dieser Freund wollte und durfte ihr wiederholt dabei zusehen, wenn sie menstruierte. David hatte das rasend vor Eifersucht gemacht, und er bestand darauf, dass sie nun auch ihm dieses ‚Privileg‘, jetzt aber ausschließlich ihm, einräumte, was auch geschah. David ‚übertraf‘ seinen jungen (ehemaligen) Konkurrenten aber noch dadurch, dass er nicht nur wie dieser auf das Sehen versessen war, sondern er war darüber hinaus so von diesem Anblick ‚überwältigt‘, dass er dabei spontan vor ihr auf die Knie fiel und ihr das Blut von den Schenkeln leckte.) (80 f.) Consuela ließ sich also nicht erst von David in die Abgründe des Sexuallebens einführen, sondern sie hatte bereits Erfahrungen gemacht, die David ihr nicht zugetraut hätte. (51 f.) Andererseits wurmt es David, dass Consuelas Interesse an ihm möglicherweise gar nichts mit Sex zu tun haben könnte. („Ich kann nicht behaupten, daß irgend etwas, was ich tat, Consuella sexuell erregte.“ (30 f.)) Consuela hatte zwar wiederholt zu ihm gesagt „>>Ich bete dich an<<“, aber nie, wie David enttäuscht und verbittert feststellt, „>>Ich will dich, ich begehre dich so, ich kann ohne deinen Schwanz nicht leben.<<“ (31) Möglicherweise ist Consuela eine Frau, die sich vergleichsweise wenig(er) aus Sex macht, die aber sehr wohl bereit ist, das Liebespiel der Männer so weit wie eben möglich mitzuspielen, weil sie andernfalls ihre Ziele, auch gegenüber Männern eine anerkannte Rolle zu haben, nicht erreichen kann.

Die für David wohl eindrucksvollste seiner unzähligen Liebesbeziehungen, nämlich die zur besonders schönen, aber andererseits ihm in vielerlei Hinsicht nicht ebenbürtigen Consuela, dauert eineinhalb Jahre. Die Beziehung endet so plötzlich, wie sie begonnen hat. Davids Begründung verrät mehr über ihn selbst als über Consuela bzw. den (aus seiner Sicht) ‚objektiven‘ Grund des Auseinander-Gehens.

„Die Abruptheit, mit der es zu Ende ging – ich durchlebe sie noch einmal, weil ich glaube, das Geheimnis dieser Abruptheit ist, daß Consuela diese Beziehung nicht mehr fortsetzen wollte. Warum? Weil sie mich nicht begehrte, nie begehrt hatte, weil sie mit mir experimentiert hatte, um zu sehen, wie überwältigend ihre Brüste sein konnten. Sie selbst hatte jedoch nie bekommen, was sie wollte. Das bekam sie von den Villareal-Brüdern [zwei von den fünf Verehrern, die Consuela vor David hatte; H.H.] Natürlich. Da waren sie alle auf ihrer Party [Party Consuelas aus Anlass ihres bestandenen Exams, zu der auch David eingeladen war. David hatte ursprünglich auch teilnehmen wollen, hatte es sich aber auf dem Weg zu ihr anders überlegt und war dann umgekehrt. Gegenüber Consuela hat er dann am Telefon gesagt, dass er auf dem Weg zu ihr eine Autopanne hatte und gezwungen war, die Reise abzubrechen. In Wirklichkeit hatte er Bedenken bekommen, wie er seine Rolle unter so vielen jungen Leuten und bei Consuelas Eltern definieren sollte. H.H.] Da waren sie alle auf ihrer Party, umdrängten sie, gutaussehend, muskulös, jung, und ihr wurde bewußt: Was soll ich mit diesem alten Mann? Ich hatte also die ganze Zeit [mit meiner bodenlosen Eifersucht; H.H.] recht gehabt – und darum war es richtig, daß es zu Ende war. Sie war so weit gegangen, wie sie gehen wollte. (...)Das Klügste, was ich tun konnte, war, nicht [auf ihrer Party; H.H.] aufzukreuzen.“ (103 f.)

Davids Gewissen ist im Verdrängen eigener Schuld offenbar sehr geübt: Nicht er hat Consuela mit Hilfe seines „Kulturellen Kapitals“ für sexuelle Interessen instrumentalisiert, sondern, umgekehrt, Consuela hat ihn mit Hilfe ihrer ‚weiblichen Waffen‘ aus purem Machthunger instrumentalisiert. Indem er in seine Partnerin mühelos das projiziert, was ihn (zumindest auch, und zwar nicht weniger) umgetrieben hat, erleichtert er sein männliches Gewissen und wappnet es für die nächste Affäre. Sein bester Freund hatte ihm ohnehin dringend geraten, die Beziehung zu Consuela abzubrechen, weil David sich zu sehr von ihr abhängig machte. „>>Sie dringt in *dich* ein<<“ (108), hatte der Freund ihm vorgehalten. Dass man in die Gefilde eines oder besser einer anderen eindringt, ist nach dieser Logik in Ordnung, ist sozusagen ‚natürlich‘. Wenn es andersherum läuft, hat man es mit einer ‚verkehrten Welt‘ zu tun. Und dass es nicht gut sein kann, wenn man ‚die Dinge auf den Kopf stellt‘, leuchtet unmittelbar ein, zumindest nach dieser ‚männlichen‘ Logik. Quod licet (was erlaubt ist) Mann, non licet (ist nicht erlaubt) Frau. Von sich abhängig machen, ist in Ordnung. Von jemanden abhängig werden, ist nicht gut, ist töricht.

Nicht Consuela, sondern David hat die gemeinsame ‚Beziehungskiste‘ aufgekündigt. Seine Abhängigkeit von ihr, seine Eifersucht hatten, wie sein Freund bemerkte, längst pathologische Züge angenommen. Consuela konnte zu ihm kommen,

wann immer sie wollte; sie brauchte nur kurz vorher anzurufen. Er hatte es mal gehasst, dass Eheleute sich kaum aus den Augen lassen oder, kaum dass sie mal vorübergehend getrennt sind, sich gegenseitig unentwegt anrufen. Das alles hatte sich längst in seine Beziehung zu Consuela auch eingeschlichen. Vor allem seine (durch keinerlei ‚objektive‘ Anlässe begründete) Eifersucht hatte ihm mehr und mehr zu schaffen gemacht.

„Aber Eifersucht ist natürlich die Falltür, die zum Kontrakt führt. (...)“

Wie kann ich Consuela einfangen? Der Gedanke ist moralisch erniedrigend, und doch ist er da. Ich werde sie gewiß nicht haben können, indem ich sie frage, ob sie meine Frau werden will, doch auf welche andere Weise kann man in meinem Alter eine junge Frau halten? Was kann ich ihr in dieser Milch-und-Honig-Gesellschaft, in der es einen freien Markt für Sex gibt, statt dessen bieten?“ (48)

David beschreibt sehr genau und überzeugend, womit Eifersucht, zumindest die männliche Spielart dieser Obsession, (gerade heute) genuin zu tun haben könnte: Man möchte „einfangen“, besitzen, der alleinige Besitzer und ‚Nutzer‘ sein. Aber man hat, gerade heutzutage, nicht (mehr) die Macht, diesen Besitzanspruch auch wirklich durchzusetzen und sicherzustellen. David wird die Sorge nicht los, dass man ihm seinen ‚Besitz‘ „stehlen“ könnte. Schon die Vorstellung, dass andere auf seinen Besitz (von ihm unkontrolliert) Einfluss nehmen könnten – und sei es ihr Bruder, mit dem sie Schlittschuh laufen geht – kann David nicht ertragen. Dass andere schon vor ihm Consuela ‚besessen‘ haben, was von ihr offenbar auch gewollt war, ist ihm erst recht unheimlich. Dazu kommt noch die Ungewissheit, dass man nicht einmal sicher sein kann, was der Partner wirklich von einem hält. Über die wirklichen Gedanken des anderen kann man leider nur spekulieren. Liebt sie einen? Liebt sie einen wirklich? Mag sie auch das ‚Tier‘ in einem? Schätzt sie nur das ‚Tier‘, den ‚Beschützer‘, den ‚Versorger‘, den ‚Erfolgreichen‘, den ‚Starken‘, den ‚Erfahrenen‘, die ‚Koryphäe im Kulturleben‘, fühlt sie sich vom alternden Körper auch wirklich nicht abgestoßen? Oder liebt sie einen im Großen und Ganzen als Person, so wie man ist, wie man im Alltag ist (und nicht nur in romantischen Ausnahmesituationen)? David braucht nur jede dieser Fragen für sich und sein Verhältnis zu den Frauen im Allgemeinen und zu Consuela im Besonderen zu beant-

worten, um zu erkennen, dass er arm dran wäre, wenn die Frauen, speziell auch Consuela, ihn so sehen und behandeln würden wie er sie. In Zeiten der wenigstens formalen Gleichheit der Geschlechter muss man sich jeden Gedanken, den eigenen Willen und Besitzanspruch etwa mit ‚harten‘ Machtfaktoren, sprich: Gewalt, durchsetzen zu wollen, versagen und statt dessen auf ‚weiche‘ Machtfaktoren setzen, d.h.: sich darauf verlassen, dass man so überzeugend für den anderen ist, dass dieser sich wirklich ‚aus freien Stücken‘ und nicht aufgrund von Tricks, Glamour oder sonstiger Schaumschlägerei bzw. nur mit Hilfe von Ritualen und Sanktionen für einen erwärmen kann. Vertrauen ist gefordert. Aber selbst weiter gerissen sein zu wollen (und zu müssen), und doch dem anderen einfach zu vertrauen (und vertrauen zu müssen), funktioniert nicht so ohne weiteres.

Wie bereits angedeutet, lebt die Beziehung David–Consuela sechseinhalb Jahre nach ihrer Beendigung erneut auf: Consuela meldet sich telefonisch bei David. Sie möchte ihm etwas Wichtiges mitteilen; telefonisch sei das aber nicht machbar. Also trifft man sich umgehend in seiner Wohnung. David hatte ein ungutes Gefühl bei Consuelas Anruf. Ihr Besuch bestätigt dieses Gefühl. Es macht ihn stutzig, dass sie zwar ihren Mantel, nicht aber ihre Mütze, eine fezartige Kopfbedeckung, ablegen will. Consuela konfrontiert David mit dem Problem, das sie belastet: Sie hat Brustkrebs. Die Phase der Chemotherapie hat sie hinter sich; daher die Mütze, die sie nicht absetzen möchte. Sie steht unmittelbar vor einer Operation, bei der sie – so der augenblickliche Stand – eine Brust mindestens teilweise verlieren wird. David ist betroffen und besorgt. Er erkundigt sich in allen Einzelheiten nach dem Befund, nach der Diagnose, nach den Heilungschancen und erfährt, dass ihre Überlebenschancen erheblich gesunken sind, zumal sich bereits Metastasen gebildet haben. Andererseits beschäftigt ihn fast noch mehr als ihre Antworten, was das alles für ihn bedeutet; ob auch ihr (von ihm so geliebtes asiatisch glattes) Schamhaar von der Chemotherapie in Mitleidenschaft gezogen sei, möchte er wissen, ob man den Krebs in ihrer Brust fühlen könne, ob er ihre Brust abtasten dürfe, ob sie jetzt mit ihm schlafen wolle, ob sie zwischendurch andere Männer gehabt habe und was die bei ihr durften. Kurzum: Seine Sorgen sind ganz andere als ihre. Während sie mit der Frage ringt, ob sie nach der Brustoperation mit weiteren Operationen rechnen muss und welche Überlebenschancen sie (mit zweiunddreißig Jahren) noch hat, fragt er sich – was ihn gleichzeitig körperlich erregt – ob er noch jemals überhaupt

Lust verspüren wird, mit ihr zu schlafen (was er sich selbst mit einem entschiedenen Nein beantwortet). Sein Mitleid gilt mehr sich als ihr. Obwohl auch Consuela nicht in der Stimmung ist, mit ihm zu schlafen, hat sie ein Anliegen, das seiner makabren Neugier entgegen kommt: Sie möchte von David, der ihre Brüste und ihren Körper geliebt habe wie kein anderer, dass er sie (noch hat sie ihre schönen Brüste, an denen man den sehr tief liegenden Krebs weder sehen noch fühlen kann, und ihr Schamhaar wurde durch die Chemotherapie nicht in Mitleidenschaft gezogen), nackt fotografiert, damit ihr (?), ihm (?) eine Dokumentation von ihrer (in Kürze ehemaligen) Schönheit verbleibt. David holt also seine Leica und sorgt für angemessene Beleuchtung, und Consuela beginnt, sich vor David möglichst verführerisch auszuziehen. Aber der „Professor der Begierde“ kann den makabren Strip-tease nur bedingt genießen. Sein innerer (offenkundig nie abschaltbarer) ‚Casanova-Prozessor‘ registriert peinlich und unbarmherzig alles, was ihm an der Vorführung nicht professionell genug ist und, so gesehen, auch nicht zufrieden stellen kann:

„Als Consuela begann, sich auszuziehen, tat sie das nicht mit einem Tanz, sondern eher mit exotischen, orientalischen Bewegungen. Sehr elegant und so verletzlich. Ich saß auf dem Sofa, und sie zog sich aus. Und die Art, wie sie das tat und ein Kleidungsstück nach dem anderen fallen ließ, war atemberaubend. Mata Hari. Die Spionin, die sich für den Offizier entkleidet. Und die ganze Zeit so extrem verletzlich. Zuerst zog sie die Bluse aus. Dann die Schuhe. Außergewöhnlich, die Schuhe zu diesem Zeitpunkt auszuziehen. Dann legte sie den BH ab. Es war, als hätte ein nackter Mann vergessen, die Socken auszuziehen: Das wirkt immer ein bißchen lächerlich. Ich finde eine Frau mit nackten Brüsten, die einen Rock trägt, nicht erotisch. Der Rock beeinträchtigt das Bild irgendwie. Nackte Brüste in Verbindung mit einer Hose sind sehr erotisch, aber in Verbindung mit einem Rock – das funktioniert nicht. Wenn eine Frau den Rock anbehalten will, soll sie den BH nicht ausziehen. Ein Rock und nackte Brüste, das heißt: Jetzt wird gestillt.“ (141 ff.)

David bietet Consuela an, sie bei ihrem schweren Gang ins Krankenhaus zu begleiten und ihr beizustehen. Sie will sich das überlegen. Nach Tagen kommt der Anruf, dass sie sein Angebot annimmt. Der Roman endet damit, dass David, von Mitleid beseelt, Consuela zur Hilfe eilt, um ihr, ganz egal, wie die Dinge sich entwickeln, von nun an beizustehen, obwohl man ihm um seiner selbst willen dringend davon abrät. Diese Wendung des Romans vermag (zumindest mich) nicht zu überzeugen. David hat es bis dahin glänzend verstanden, längerfristigen Bindungen aus dem Weg zu

gehen. Er war auch nie zimperlich, Liebesverhältnisse zu beenden. Dass er mit Anti-Gefühlen reagiert, als er von ihrer Erkrankung erfährt, ist stimmig. Dass der Hedonist David sich aber ausgerechnet durch Consuela, die er einzig und allein als attraktives Sexualobjekt interessant fand, die ihn als Person aber langweilte, von einem Saulus zu einem Paulus bekehren lässt, wenn sie die Reize verliert, die ihn angezogen haben, ist auf ganzer Linie unglaublich, ja sogar kitschig. (135 ff.)

1.7 David Kepesh und Carolyn Lyons: „Harmonischer Hedonismus“ oder doch eher eine eheähnliche Paarbeziehung auf Raten?

Die Liaison David Kepesh/Carolyn Lyons fungiert in dem Roman „Das sterbende Tier“ gewissermaßen als positives Gegenstück zur Ehe. Der Begriff „harmonischer Hedonismus“ stammt von Carolyn und beschreibt aus ihrer Sicht das Verhältnis, das sie und David haben: Gelegentlich trifft man sich, weil man sich gegenseitig achtet, mag und liebt. Man hat gute Gespräche miteinander; man versteht sich auch gut im Bett. Aber man lebt ansonsten in wohlthuender Distanz voneinander sein eigenes Leben, hat nicht das Bedürfnis, tagein, tagaus wie ‚Kletten‘ und ohne persönlichen Freiraum beieinander zu ‚hocken‘. Das hatte in der Mitte der sechziger Jahre an der Hochschule begonnen (als er noch ihr Lehrer und gleichzeitig verheiratet war) und dauerte damals über ein Jahr und endete nur, weil ihre Wege sich aus beruflichen Gründen trennten, als sie zwecks Aufnahme des Jurastudiums die Hochschule wechselte. Knapp fünfundzwanzig Jahre später traf man sich per Zufall in New York auf der Straße und beschloss, die gute Beziehung von früher wieder aufleben zu lassen. Carolyn war inzwischen eine tüchtige Geschäftsfrau geworden, die beruflich viel unterwegs ist und gelegentlich auch einen Abstecher zu David einplanen kann. Sie war zweimal verheiratet und hat sich zweimal scheiden lassen, weil ihre Männer sie mit anderen Frauen betrogen hatten. Wenn sie nach über vierundzwanzig Jahren wieder mit David anbandelt, geht sie davon aus, dass er ‚frei‘ ist und nicht gleichzeitig eine andere Geliebte hat. David, der aber sehr wohl gleichzeitig ein Verhältnis mit Consuela hat, lässt sie in dem Glauben, dass sie derzeit seine einzige Geliebte ist. Als Carolyn anlässlich eines Besuches in Davids Bad feststellt, dass er offenbar doch eine Parallelbeziehung hat, stellt sie ihn verbittert zur Rede:

„>>Sag mir die Wahrheit, und dann gehe ich. Ich hatte zwei Ehemänner, die mit anderen Frauen gevögelt haben. Das hat mir damals nicht gepaßt, und heute paßt es mir genausowenig. Am allerwenigsten paßt es mir bei dir. Du hast eine Beziehung, wie wir sie haben – und dann tust du so was. Du hast alles, was du willst, und so, wie du es willst – vögeln ohne Häuslichkeit und ohne romantische Liebe⁵⁰ -, und dann tust du so was. Es gibt nicht viele wie mich, David. Deine Interessen sind auch meine. Ich weiß, worauf es ankommt. Auf harmonischen Hedonismus. Ich bin eine unter einer Million, du Idiot - wie kannst du also nur so was tun?<< Sie sprach nicht wütend wie eine Ehefrau, geschützt durch die Rüstung des historischen Anspruchs, sondern wie eine angesehene Kurtisane, aus einer unbestreitbaren erotischen Überlegenheit heraus. Sie hatte das Recht dazu: Die meisten Menschen bringen das Schlechteste in ihrer Biographie mit ins Bett – Carolyn brachte nur das Beste mit. Nein, sie war nicht wütend; sie war geschlagen und gedemütigt. Wieder einmal hatte ein unwürdiger, unersättlicher Mann ihre reiche Sexualität für nicht ausreichend erachtet. Sie sagte: >>Ich werde mich mit dir nicht streiten. Ich will die Wahrheit wissen, und dann wirst du mich nie wieder sehen.<<“ (82)

Doch David ist ein abgefeimter Casanova. Er erfindet aus dem Stehgreif eine Geschichte über einen Kollegen, der mit seiner Freundin bei ihm übernachtet hat. So etwas gehört schon zu seinem Standard-Repertoire. Carolyn glaubt ihm zwar nicht; dennoch lässt sie ihren Verdacht – auch zu Davids Überraschung – wieder fallen. Man sieht: Damals, als sie sich mit dem verheirateten David einließ, nahm sie es nicht so genau mit dem Exklusivitätsanspruch. Nach zwei Ehen und zwei untreuen Ehemännern ist sie, was diesen Punkt anbelangt, wesentlich empfindlicher geworden. Eine Beziehung, in der man dem Partner nicht vertrauen kann, von ihm ständig ‚übers Ohr gehauen‘ wird, kommt für sie nicht mehr infrage. Nur David spielt weiterhin ungerührt als „unwürdiger, unersättlicher Mann“ seine Doppelspiele weiter, auch gegenüber intelligenten, ebenbürtigen Frauen. Die Casanovas vom Schlage Davids haben einen Sozialcharakter, der, so scheint es, bei dem sich verändernden Geschlechterverhältnis mehr und mehr den Anschluss verpasst. Es ist nur eine Frage der Zeit, wann er die letzte Frau verprellt.

1.8 Die Ehen des Romans: Für ‚richtige‘ (für David Kepesh nämlich polygam veranlagte) Männer ein unwürdiger Käfig und eine einzige Katastrophe

⁵⁰ Carolyn glaubt zu wissen, dass David „romantische Liebe“ nicht ausstehen kann. David selbst hat aber erklärt, dass ihn und Consuela romantische Rituale, etwa das Hören bestimmter klassischer Musik, erotisch besonders stimulierten und dass sie beide solche Rituale außerordentlich schätzten.

Wie bereits mehrfach erwähnt, ist David Kepesh einer, der beim Thema Ehe ‚rot‘ sieht. Wann und wo auch immer in dem Roman „Das sterbende Tier“ direkt oder indirekt von Ehe die Rede ist, sind es abfällige Bemerkungen.

Das beginnt mit seiner früheren Ehe, seiner „schlimme[n] erste[n] Ehe, die so schlimm wie die Grundausbildung bei der Armee war“ und wie ein „Käfig“ (31 f.) wirkte und zu dem Entschluss führte, „keine schlimme zweite oder dritte oder vierte Ehe einzugehen“. (32) Die Rollen, die David damals aufgrund seiner provinziellen Herkunft und seiner Erziehung „zu vornehmen Vorstellungen von Ernsthaftigkeit“ (73) als gewissenhafter Ehemann und Vater spielen sollte und wesentlich mit dem „Fortpflanzungstrieb“, dem „Nestbau“ und dem „Aussuchen von Vorhängen und Steppdecken“ (25) zu tun hatten, passten nicht zu seinem Bedürfnis, sich aus dem Hause zu schleichen und mit wem er nur konnte zu ‚vögeln‘. (73) Dass man als Ehemann quasi wie ein Priester zum Zölibat verpflichtet ist, hat er erst gemerkt, nachdem er verheiratet war. So gesehen, ergeht es dem polygam veranlagten Männern (und das sind für David mehr oder weniger alle Männer) in der Ehe nicht viel anders als Lesben oder Schwulen, die – ebenfalls aus Gründen der Konvention – lieber heiraten als ihrer Natur zu folgen... (76) David musste also damals erst einmal seine „Zellentür“ (73) öffnen und seine alten Loyalitäten abstreifen (71), um der Konvention zu entgehen und sein eigenes Leben zu führen. Aber außerhalb der Ehe ist auch nicht alles rosig. Wer häufig die Partnerin wechseln will, wird sich – in Zeiten von Aids ganz besonders – zwangsläufig mit Kondomen abfinden müssen, und dass Sex mit Kondomen nicht annähernd so viel Spaß macht wie mit Sex ohne Kondome, steht für David außer Frage. (76 f.) Was die sexuelle Revolution der sechziger Jahre erreicht hat, wird durch die Aids-Gefahr vielfach wieder infrage gestellt. (76) Auch macht der Exklusivitätsanspruch vieler Frauen den Polygamen zu schaffen. Insofern bleibt die Ehe für viele weiterhin eine große Versuchung, aber – so David - für einen viel zu hohen Preis. David zitiert beifällig aus den Traktaten von John Milton über die Scheidung: „>Hat unser Heiland uns diese gefährliche und zufällige Tür zur Ehe nur geöffnet, um sie alsdann gleich den Pforten des Todes zu verschließen...?<<“ (77) Muss man, anders gesagt, also früher oder später – mit oder ohne Ehe – zwangsläufig auf Sex (mit anderen als der Ehefrau, und das zählt, nachdem es Routine geworden ist, für David nicht) verzichten, nur um andere (angeblich) wertvollere Dinge möglich zu machen, die wir dann scheinheilig un-

ter dem Titel ‚Kultur‘ anpreisen und rechtfertigen? Für David ist das eine rhetorische Frage:

„Denn nur beim Vögeln übt man an allem, was einem verhaßt ist und was einen zu Boden drückt, eine reine, wenn auch nur momentane Vergeltung. Nur dann ist man voll und ganz lebendig, voll und ganz man selbst.“ (78)

Die armen Frauen, kann man da nur sagen, die diese Art männlicher Selbstverwirklichung zu spüren bekommen! Davids Philosophie des Liebeslebens ist zugleich die Selbstoffenbarung eines ‚womanizers‘, der, oberflächlich betrachtet, zwar erfolgreich durchs Leben geht, besser gesagt: pflügt und alle Widerstände kraftvoll beiseite räumt, der aber durch diese Art der negativen Selbstverwirklichung eigentlich zugleich eine permanente Selbstzerstörung betreibt, die zum Hass führt, zum Hass gegen die Frauen, die er erobert, und zum Hass gegen sich selbst. „Die Jagd nach sexueller Eroberung“, schreibt Anthony Giddens, „erzeugt genau den sich verschlimmernden Zyklus von Verzweiflung und Desillusionierung“.⁵¹

Die Ehe, die Davids Sohn Kenny führt, die Auffassungen, die dieser Kenny als Ehemann, Familienvater, Sohn und – wie könnte es anders sein – als einer, der natürlich auch sein ‚Verhältnis‘ hat, das aber als solches nicht bezeichnet haben will, sind in der Tat kein Ruhmesblatt, sondern – da muss man David Recht geben, der Inbegriff von Scheinmoral und Philistertum. Insofern werden die Angriffe des Sohnes gegen seinen Vater, so sehr sie in nicht wenigen Punkten berechtigt sind, von der falschen Person vorgetragen. Vater und Sohn sind gewissermaßen die beiden Extreme ein und desselben Sozialcharakters. Von der dringend notwendigen männlichen Emanzipation ist bei beiden Romangestalten wenig zu spüren. Insofern kann man sich die gegenseitigen Tiraden sparen. (84 ff.) Es mag so sein oder auch nicht so sein, dass Kenny im Begriff ist, „den kleinen Provinzknast seiner gegenwärtigen Ehe gegen ein Hochsicherheitsgefängnis einzutauschen. Unterwegs von einer Zelle in die andere.“ (96)

⁵¹ Giddens, Anthony: Wandel der Intimität – Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften, Frankfurt am Main 1993, S. 93

Was die übrigen Ehen anbelangt, sind die Klagen, die frustrierte Frauen bei David, der für so etwas immer ein offenes Ohr hat, über ihre (ehemaligen) Männer ‚abladen‘, sehr bezeichnend:

„Die Männer sind entweder narzißtisch, humorlos, verrückt, besessen, anmaßend, grob, oder sie sind gutaussehend, männlich und rücksichtslos untreu, oder sie sind lasche Hampelmänner, oder sie sind impotent, oder sie sind ganz einfach dumm.“ (115)

2 John Maxwell Coetzee: Schande⁵² – Oder: „DEINE TAGE SIND VORBEI, CASANOVA“ (58)⁵³

2.1 Zu Konzeption und Inhalt des Romans

David Lurie, der Protagonist des Romans, ist mit Einsetzen der Handlung bereits zweiundfünfzig Jahre alt. Er lebt und arbeitet in Kapstadt, Südafrika. Früher war er Professor für moderne Sprachen. Seit einer großen Umorganisation an seiner Universität, der sein Fachbereich zum Opfer fiel, ist er außerordentlicher Professor für Kommunikationswissenschaften. Im neuen Aufgabengebiet und Fachbereich fühlt David sich – wie viele der von der Rationalisierung betroffenen Kollegen – nicht sonderlich wohl; sie wirken, so David, wie „Geistliche in einem postreligiösen Zeitalter“. (9) In den rund fünfundzwanzig Jahren seiner Lehrtätigkeit hat er drei Bücher über Literaturkritik veröffentlicht, denen aber kein nennenswertes Echo beschieden war. Den Versuch, ein weiteres Buch dieses Genres (über Byron) zu schreiben - David gilt als Experte für (englische) Romantik - hat er inzwischen aufgegeben. Irgendwie hat er Literaturkritik und „Prosa am Fließband“ (9) auch satt und befindet sich auch in dieser Hinsicht im Umbruch. Neuerdings zieht es ihn eher zur Musik; es reizt ihn, auf der Basis des Byron-Stoffes eine Art Kammeroper zu komponieren, etwas, was er noch nie gemacht hat. Bei den Studenten kommt David Lurie in seiner mehr introvertierten, distanzierten und unpersönlichen Art nicht sonderlich gut an. Man merkt ihm auch an, dass er sich in der „nach seiner Meinung kastrierten Lehranstalt“ (9) nicht (mehr) sonderlich wohl fühlt. Umgekehrt hat David auch keine gute Meinung von den Studenten. Paradoxaerweise, so David, lernt er ständig dazu, was ihm auch Spaß macht, während die Studenten eher nichts lernen und lustlos wirken.

David war zweimal verheiratet. Beide Ehen endeten mit einer Scheidung. Seine Tochter aus erster Ehe, Lucy, steht inzwischen auf eigenen Füßen. Sie bewirtschaftet – mit Unterstützung von Petrus, einem Schwarzen, der im Begriff ist, Mit-eigentümer des Grundstückes zu werden - eine gute Tagesreise von Kapstadt entfernt auf dem Land eine kleine Farm mit einer Hundepension. David ist davon gar nicht begeistert und möchte ihr – vor allem wegen der damit verbundenen Gefah-

⁵² Coetzee, John Maxwell: Schande, Frankfurt a.M. 2000. Die im Text dieses Kapitels eingeklammerten Ziffern beziehen sich auf die Seiten in diesem Buch

⁵³ Text auf einem Flugblatt, das man Professor David Lurie unter seiner Tür durchgeschoben hatte.

ren – diese Art von Lebensentwurf am liebsten ausreden. Aber andererseits achtet und bewundert er sie. Seine und ihre Welt könnten unterschiedlicher nicht sein. Aus der ehemals besonders engen Beziehung zwischen Vater und Tochter ist inzwischen eine realistisch-nüchterne, relativ distanzierte Beziehung zwischen zwei in jeder Beziehung verschiedenen Erwachsenen geworden: Er, der geborene Städter und Intellektuelle, mit festen, abstrakten, realitätsfernen Maßstäben von Moral, Menschenwürde, Recht und Gerechtigkeit, aber auch mit einem sehr ausgeprägten Hang zu Frauen und Affären; sie, die alternativ auf dem Land lebende ledige, kluge, bescheidene, mit einem untrüglichen Instinkt und Sensorium für Gefahren von Zivilisationsüberheblichkeit und ‚Establishment‘ ausgestattete Tochter, die sich von der Welt ihrer Eltern, speziell der ihres Vaters, weit entfernt hat. Zu den wenigen Personen, die David besonders achtet und zu denen es ihn gelegentlich hinzieht, wenn er heiklere Themen auf dem Herzen hat, gehört neben seiner Tochter Lucy seit geraumer Zeit auch wieder seine zweite, inzwischen von ihm geschiedene Frau Rosalind. Ehe und Familie haben für David trotz allem bis in die Gegenwart auch etwas Anziehendes behalten, assoziieren bei ihm gelegentlich so etwas wie einen Hauch von (leider entschwundenem, jetzt aber umso mehr vermisstem) Glück.

Der Roman lädt den Leser ein, aus der Perspektive von David mit zu verfolgen, wie dieser inzwischen sein immer wieder besondere Priorität beanspruchendes „Sexproblem“ gemeistert hat (nämlich mit einer Frau, die sich Soraya nennt und ihm, vermittelt durch eine spezielle Agentur, einmal pro Woche schon seit geraumer Zeit gegen Entgelt zur Verfügung steht); wie er durch eigene Schuld diese für ihn ideale Bettgefährtin schon bald wieder verliert und – nach zwei besonders enttäuschenden und daher auch besonders kurzen Affären mit einer zweiten Soraya und einer Sekretärin namens Dawn – schließlich leichtsinnig und wider besseres Wissen mit einer seiner Studentinnen, Melanie Isaacs, anbandelt; wie er sich hierdurch schließlich eine Anzeige einhandelt, was ihn letztlich seinen Job kostet und in „Schande“ stürzt, weil er nicht bereit ist, die Auflagen der Universität zu akzeptieren, die diese für seinen Verstoß gegen seine vertraglichen Verpflichtungen als Hochschullehrer erteilt. Nachdem David seine Stelle (für ihn tragischerweise, aber folgerichtig, für andere leichtsinniger- und unnötigerweise) verloren hat, versucht er, sein Leben neu zu ordnen. Dabei wirbt er bei anderen, die ihm wichtig sind, um

Verständnis und Zustimmung, u.a. bei seiner Exfrau Rosalind und ganz besonders bei seiner Tochter Lucy. Aber das misslingt gründlich, da seine Welt und sein Selbstverständnis, seine Art zu denken und zu fühlen für beide, wenn auch aus verschiedenen Gründen, inakzeptabel (geworden) sind. Der Roman begleitet David einige Monate auf dem Weg zu einer Neuorientierung; die Probleme, die er sich eingehandelt hat, bleiben aber letztlich weitgehend ungelöst, weil er, der Kommunikationsexperte wider Willen, selber nur (noch) sehr bedingt mit anderen angemessen kommunizieren kann.

Der Roman hat viele Facetten und Handlungsstränge. Unter anderem behandelt er direkt und indirekt auch das komplizierte Verhältnis von Weißen und Schwarzen im Südafrika der Nachapartheid. In dieser Arbeit interessieren bekanntlich vor allem das Liebesleben und die Liebesordnungen der wichtigsten Romanpersonen. Insofern werden Handlungsstränge, die mit dieser Thematik nichts oder nur wenig zu tun haben, so weit wie möglich vernachlässigt.⁵⁴

Der Protagonist David spricht und denkt formal in der dritten Person. Coetzee gelingt es mit diesem Stilmittel, die Auseinandersetzung des ‚Helden‘ mit sich selbst, seine Distanz zu sich, äußerst glaubwürdig und eindrucksvoll darzustellen.

(Die Romane „Schande“ von Coetzee und „Das sterbende Tier“ von Roth haben zum Teil frappierende Parallelen und Ähnlichkeiten: In beiden Romanen sind die Protagonisten ältere, geschiedene Professoren, die mit Literatur und Literaturkritik zu tun haben und deren inneres ‚Tier‘ permanent und zwanghaft⁵⁵ nach immer

⁵⁴ David, seine Tochter Lucy und seine zweite, inzwischen von ihm geschiedene Ehefrau Rosalind stammen offenkundig aus einer Welt, die dem (hiesigen) Kulturkreis zuzurechnen ist, von dem in dieser Arbeit die Rede ist. Andererseits leben sie aber am Rande dieses Kulturkreises und gewissermaßen auf einem Vorposten in unmittelbarer Nähe zu einer anderen Kultur.

⁵⁵ „Der Schürzenjäger von heute ist nicht jemand, der sinnliche Lust kultiviert, sondern der auf der Suche nach dem >Kick< innerhalb einer Welt offener Gelegenheiten ist. Die Erregung bei der Annäherung gibt ein Gefühl des Highseins – aber dieses Highsein wird später tendenziell zur Fixierung. Womanizer sind weniger Libertins als ahnungslose Gegenrevolutionäre in einer Umgebung, in der Sexualität und Intimität wie nie zuvor zusammengehören. Partnerschaftliche Liebe beruht auf Intimität: Wenn solche Liebe nicht erreicht wird, kann das Individuum jederzeit gehen. Casanovas haben diesen notwendigen >potentiellen Abstand< gegenüber ihren Partnerinnen, allerdings nicht aus Respekt vor ihnen. Ihre Fähigkeit, sich von ihnen zu trennen, haben sie nur, weil sie schon wieder die nächste sexuelle Begegnung anvisieren. Sie sind häufig Meister der Rhetorik der romantischen Liebe, aber unfähig, daraus eine emotional kohärente Geschichte des Selbst zu machen. Folglich kann sich ein Mann, der sich gewandt und selbstsicher in den Routinen seiner Verführungen bewegt, selbst fürchterlich finden, sprachlos und verzweifelt, sobald der sexuelle Akt vorüber ist.“

neuen (möglichst jungen und schönen) Frauen verlangt, was schließlich jeweils zu einer dramatischen Affäre mit einer besonders attraktiven, aber in vielerlei Beziehung unterlegenen Studentin führt. Beide Professoren sind auch Väter, die mit ihrem einzigen, inzwischen erwachsenen und auf eigenen Füßen stehenden Kind ihre Schwierigkeiten haben. Beide Romanhelden haben ein biologistisch eingefärbtes männliches Selbstverständnis und eine Auffassung vom Geschlechterverhältnis, das nicht mehr zeitgemäß ist. Beide Professoren werden in Phasen ohne Sex künstlerisch besonders produktiv. Und beide haben das Bedürfnis, ihr intensives Liebesleben zu rechtfertigen, auch und gerade, weil sie ihr Alter und das Altern dabei besonders spüren. Ansonsten unterscheiden sich die Romane gründlich: Während David Kepesh in „Das sterbende Tier“ ein äußerst selbstbewusstes und erfolgreiches Mitglied der Gesellschaft ist, dem nahezu alles, was er sich in den Kopf setzt, auch gelingt, und der alles, was sich ihm in den Weg stellt, mit Geschick beiseite räumt, ist David Lurie einer, der nicht so erfolgreich ist, dem die Gesellschaft mit ihren (brutalen) Realitäten (mäßige Erfolge seiner Veröffentlichungen; Rationalisierungen an der Universität mit dem Verlust von geschätzten Aufgabefeldern; politische Umwälzungen in Südafrika mit neuen Unsicherheiten und neuen Ungerechtigkeiten) erheblich zu schaffen macht und zugesetzt hat. David Lurie ist und wirkt in vielerlei Beziehung ‚angeschlagen‘. Seine (eher rückwärts gewandte) Welt der Literatur, seine aus dieser Welt gebildeten Maßstäbe und Überzeugungen sind abstrakt, blutleer geworden, vermögen andere, die sich mit den neuen Realitäten notgedrungen, aber erfolgreicher auseinandersetzen, nicht mehr zu überzeugen. In der Auseinandersetzung mit anderen ‚punkten‘ in der Regel die Widersacher, nicht - wie bei Roth - der Held. David Kepesh eilt von Erfolg zu Erfolg, David Lurie von Fettnäpfchen zu Fettnäpfchen, von Niederlage zu Niederlage.)

2.2 Zur Person des Protagonisten: Professor David Lurie, ein in der abendländisch-humanistischen Literatur und Weltsicht verwurzelter und gefangener Großstädter und Weltbürger, als Hochschullehrer nur mäßig Erfolgreicher, der sich an den Ruppigkeiten der sich schnell verändernden Gesellschaft reibt und hierbei herbe Niederlagen und bleibende Verletzungen davongetragen hat, andererseits aber die Mechanismen dieser Gesellschaft für sein - andere zum Teil abstoßendes - un-

(Giddens, Anthony: Wandel der Intimität –Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften , Frankfurt am Main 1993, S. 97

konventionelles Liebesleben sehr wohl relativ skrupellos zu nutzen versteht

Während David Kepesh, der Professor in „Das sterbende Tier“ von Roth, bei der Erklärung seines Liebeslebens auf die Neugier eines soziologisch interessierten Lesers des öfteren von selber eingeht, indem er (auch für Soziologen plausibel) erklärt, wie es zu Diesem und Jenem aus seiner Sicht gekommen ist, ist David Lurie, der Professor in „Schande“ von Coetzee in dieser Hinsicht wesentlich ‚zugeknöpfter‘.

Man erfährt wohl, dass er schon zweimal verheiratet war und zweimal geschieden wurde, aber, so ist er eben, über das Warum redet er nicht gern, selbst dann nicht, wenn er danach gefragt wird:

„>>Ich war verheiratet. Zweimal. Jetzt nicht mehr.<< Er sagt nicht: Jetzt begnüge ich mich mit dem, was mir über den Weg läuft. Er sagt nicht: Jetzt begnüge ich mich mit Huren.“ (24)⁵⁶

David ist relativ verschlossen. Diejenige, die David solche Fragen stellt, ist nicht irgendwer, sondern es ist seine neuste Eroberung, Melanie Isaacs, eine seiner Studentinnen, in die er sich heftig verliebt hat und mit der er möglichst bald schlafen möchte. Als er Melanie endlich – nach zum Teil beharrlichem Widerstand⁵⁷ – dazu ‚gekriegt‘ hat, mit ihm zu schlafen, und das auch – trotz erneutem Widerstand („Es ist keine Vergewaltigung, nicht ganz, aber doch unerwünscht“ (35), wie David für sich festhält) – wiederholen kann, möchte sie erneut wissen, mit wem sie es eigentlich zu tun hat:

„>>Machst du das oft?<< Fragt sie hinterher.
>>Was?<<
>>Mit deinen Studentinnen schlafen. Hast du mit Amanda geschlafen?<<

⁵⁶ Diese Verschlossenheit und strukturelle Unzugänglichkeit macht ihn für moderne Liebesbeziehungen, in denen beiderseits „Interpenetration“ (Niklas Luhmann), also eine sehr weit gehende Aufgeschlossenheit für die tieferen Schichten der Persönlichkeit des jeweils anderen erwartet wird, wo man auch im übertragenen Sinn sich Blößen gibt und Einblicke erlaubt, wo man auf Augenhöhe miteinander verkehrt, Rangunterschiede wenig gelten, tendenziell ungeeignet.

⁵⁷ David rechnet (was früher – anders als heute - wohl ganz allgemein zur ‚Abstandsverringertechnik‘ der Geschlechter gehörte) grundsätzlich mit weiblichem Widerstand. Je heftiger der Widerstand ist, den er niederringt, desto größer wiegt sein Erfolg. Andererseits lechzt er nach Freiwilligkeit, nach Einvernehmen.

Er antwortet nicht. Amanda ist eine andere Studentin aus dem Seminar, eine schwächliche Blondine. Er hat kein Interesse an Amanda.
 >>Warum bist du geschieden?<< fragt sie.
 >>Ich wurde zweimal geschieden. Zweimal verheiratet. Zweimal geschieden.<<
 >>Was war mit deiner ersten Frau?<<
 >>Das ist eine lange Geschichte. Ich erzähl dir's ein andermal.<<
 >>Hast du Fotos?<<
 >>Ich sammle keine Fotos. Ich sammle keine Frauen.<<
 >>Gehöre ich nicht zu deiner Sammlung?<<
 >>Nein, natürlich nicht.<<“ (40 f.)

Denken und Fühlen einerseits und Sagen andererseits sind für David zweierlei. Er sagt nicht unbedingt, was er denkt, fühlt, schon gar nicht, wenn ihm daraus Schwierigkeiten erwachsen könnten. Der ansonsten eloquente Professor wird einseitig und wortkarg, wenn er das Gefühl hat, dass andere im Begriff sind, ihn bei Ungereimtheiten zu erwischen, ihm bei etwas für ihn Peinlichen auf die Schliche zu kommen. Sein Verhältnis zu Frauen ist für ihn so ein ‚Mienenfeld‘, bei dem besondere Vorsicht geboten ist. Was er da in seinem Inneren überdenkt, bewegt, fühlt, worüber er grübelt und was ihn treibt, ist zu brisant, um es nach ‚außen‘ zu tragen.

„Er selbst hat keinen Sohn. Seine Kindheit hat er in einer Familie der Frauen verbracht. Als Mutter, Tanten, Schwestern wegfielen, wurden sie zu gegebener Zeit von Geliebten, Ehefrauen, seiner Tochter ersetzt. Seine weibliche Umgebung macht aus ihm einen Liebhaber von Frauen und bis zu einem gewissen Grad einen Weiberhelden. Bei seiner Größe, seiner ansehnlichen Gestalt, dem wallenden Haar konnte er immer mit einer gewissen Anziehungskraft rechnen. Wenn er eine Frau auf gewisse Weise, mit einer gewissen Absicht ansah, dann erwiderte sie seinen Blick, darauf konnte er sich verlassen. So lebte er; jahrelang, jahrzehntelang, das war das Rückrats seines Lebens.“ (13)⁵⁸

Mit dem Älterwerden hat dieser Druck, möglichst viele Frauen ‚rumzukriegen‘, nicht etwa nachgelassen, im Gegenteil: Er spürt, dass seine Anziehungskraft zwar schwindet, dass aber sein ‚Appetit‘ auf Frauen keineswegs nachlässt, sein „Sexproblem“ (5) immer wieder nach einer neuen Lösung verlangt. Das heißt: Wenn er auf diesem Feld weiterhin Erfolg haben will, nein, unbedingt braucht⁵⁹, muss er

⁵⁸ Der Casanova-Komplex ist bei David offenbar schon sehr alt, ein wichtiger Teil seiner Geschlechtsidentität. Mit dem Älterwerden wird ihm aber gleichzeitig bewusst, dass ihm mehr und mehr ‚die Felle wegschwimmen‘. Die männliche Selbstendfaltung ist in eine Sackgasse geraten; ein Teufelskreis, der abwärts führt.

⁵⁹ David Lurie ist unverkennbar süchtig.

sich mehr anstrengen, muss er mehr kämpfen, muss er ungleich stärkere Widerstände niederringen als je zuvor:

„Über Nacht wurde er zum Gespenst. Wenn er eine Frau haben wollte, musste er sie verfolgen lernen; oft mußte er sie auf die eine oder andere Art kaufen.

Sein Leben war bestimmt von der ängstlichen Betriebsamkeit der Promiskuität. Er hatte Affären mit Frauen von Kollegen; in den Bars an der Seepromenade oder im Club Italia gabelte er Touristinnen auf; er schlief mit Nutten.“ (13)

Der Roman beginnt – David Lurie ist zweiundfünfzig - mit der Affäre David-Soraya, die bis dahin immerhin ein Jahr gedauert hat, dann aber durch eine Indiskretion von David innerhalb weniger Wochen zu Ende geht. Die Affären mit einer zweiten Soraya und einer Sekretärin namens Dawn sind bereits in wenigen Tagen wieder Vergangenheit. Seine nächste Affäre, die mit Melanie Isaacs, ‚platzt‘ innerhalb von wenigen Tagen, nachdem offiziell Melanie (für David stecken aber eher ihr Vater und ihr Freund dahinter) David wegen Verstoßes gegen die Universitätssatzung angezeigt hat. Als David seinen Vertrag mit der Universität von sich aus beendet, weil er die [durchaus angemessenen; H.H.] Auflagen für eine etwaige Weiterbeschäftigung gekränkt und empört zurückweist, ist er von heute auf morgen seinen Job los. Im Zuge einer Neuorientierung besucht er seine Tochter. Lucy kann (wie alle aus seinem Bekanntenkreis) nicht so recht verstehen, dass man heutzutage wegen einer Liebschaft mit einer Studentin seinen Job verlieren kann.

„>>Das muß doch ständig passieren. Es passierte auf jeden Fall, als ich Studentin war. Wenn sie jeden Fall verfolgen würden, würde der Berufsstand dezimiert.<<“ (88)

Ob er sich vorstellen kann, wieder zu heiraten, möchte Lucy von ihm wissen.

„>>Jemanden meiner eigenen Generation, meinst du? Ich bin zur Ehe nicht geschaffen, Lucy. Du hast das selbst miterlebt.<<⁶⁰
>>Ja, aber...<<
>>Aber was? Es ist ungehörig, weiter Kindern nachzustellen?<<

⁶⁰ Ein Süchtiger negiert üblicherweise seine eigene Verantwortung bei der Entstehung seiner Sucht. Man ist dann gewöhnlich ein Opfer besonderer Umstände. David schiebt der Biologie, der Natur den ‚Schwarzen Peter‘ zu. Als ein von ‚Natur‘ aus ‚polygam veranlagter‘ Mann sei er *nicht für die Ehe geschaffen*. Dass er sich mit Partnerinnen ‚auf Augenhöhe‘ grundsätzlich schwer tut, mag er sich nicht eingestehen und anderen schon gar nicht.

>>Das wollte ich nicht sagen. Nur daß es mit zunehmender Zeit immer schwieriger und nicht immer leichter wird.<<
Nie vorher hat er mit Lucy über sein Intimleben gesprochen. Aber wenn er nicht mit ihr sprechen kann, mit wem dann?<<“ (91 f.)⁶¹

Was Lucy in kürzester Zeit, in aller Ruhe und ohne erhobenen Zeigefinger aus ihm herausholt, macht David schmerzlich bewusst, wie hohl - für andere - seine Argumente sind, wie pathetisch er daherredet. Dass er aus Gründen der Selbstachtung nicht in der Lage war, den Kompromiss der Universität zu akzeptieren, hatte er gesagt. Worin denn die ungeheure moralische ‚Kröte‘ bestanden habe, die er auf keinen Fall schlucken könne, hatte sie wissen wollen. Dass man sich herausnehme, ja, erdreiste, ihm so etwas wie Sozialberatung zuzumuten, hatte er ihr geantwortet, worauf sie nur trocken gefragt hatte, ob er denn so perfekt sei, dass er nicht ein bisschen Beratung durchaus gebrauchen könne. Einen „moralischen Dinosaurier“ (116) hatte sie ihn ironisch genannt. Sie verstand es - wie ihre Mutter, nein, noch erheblich besser als ihre Mutter – ihn und sein Selbstverständnis ‚auf die Schippe zu nehmen‘. Er habe bei jeder Frau, mit der er zusammen gewesen sei, viel über sich gelernt, viel dazu gewonnen, hatte er ihr gesagt, worauf sie nur etwas spitz und flapsig geantwortet hatte, dass er hoffentlich von den Frauen nicht das Gleiche erwartet habe. Als Lucy mit ihm zum Markt fährt, um ihn näher mit ihrer kleinen afrikanischen ‚Welt‘ vertraut zu machen, denkt er masochistisch-ironisch:

„Na also: ein neues Abenteuer. Seine Tochter, die er einst zur Schule gefahren hat, zum Ballettunterricht, in den Zirkus und zur Eisbahn, nimmt ihn auf einen Ausflug mit, zeigt ihm das Leben, zeigt ihm diese andere unbekanntere Welt.“ (93)

In der Universität hatte er auch dieses Gefühl, dass eine Welt heraufzieht, die mit seiner Welt nicht mehr kompatibel ist. Wie Geistliche in einem postreligiösen Zeitalter (9) kamen ihm die von der Rationalisierung betroffenen Kollegen, er eingeschlossen, vor. Dass man ihn – mit den Augen anderer – sehr wohl tiefer ansiedeln könnte als einen Geistlichen und dass die Moral möglicherweise gar nicht auf sei-

⁶¹ Mit ‚persönlichen‘ Beziehungen tut David sich offenkundig schwer. In denen muss er – im Gegensatz zu ‚unpersönlichen‘, anonymen Beziehungen – nämlich ‚Farbe bekennen‘. Das mag er nicht. Darin ist er nicht geübt. Gegenüber Frauen ist ihm das doppelt peinlich.

ner Seite, sondern auf der Seite der Postreligiösen zu suchen sei, das dämmerte ihm am ehesten, wenn er mit Lucy⁶² sprach.

Lucy hatte die Farm ursprünglich im Rahmen einer Kommune bewirtschaftet. Inzwischen hat sich die Kommune längst aufgelöst und in alle Winde zerstreut. Nur Lucy und Helen, ihre Freundin, sind geblieben. Wie er von Lucy erfährt, ist inzwischen aber auch Helen fort, so dass Lucy, der die Farm jetzt gehört (wozu er, David, erheblich beigetragen hat) allein übrig geblieben ist. Lucy führt eine Hundepension und verkauft auf dem Markt Blumen und Gemüse. Sie fühlt sich als Landfrau mit sehr bescheidenen Einkünften offenbar ganz wohl, was er nicht so recht verstehen kann. Ob sie als Frau in einer solchen Gegend keine Angst hat, will David von seiner Tochter wissen. Sie glaubt, dass die vielen Hunde (ihrer Hundepension) potentielle Einbrecher abschrecken. Außerdem hat sie ein Gewehr, das sie aber noch nie benutzt hat. Nicht zuletzt ist da noch Petrus, ihr neuer Mitarbeiter, ein „ganzer Kerl“ (82), seit kurzem sogar Miteigentümer, der ihr bei den Hunden und bei der Gartenarbeit hilft und mit seiner Familie in den ehemaligen Ställen eine Wohnung hat, in Adelaide auch eine weitere Frau und Teile der Familie. Nicht schlecht, meint David, seine Tochter: „>>ein bewaffneter Philosoph<<“ (81), und sein innerer Kommentar lautet:

„Hund und ein Gewehr, Brot im Ofen, das Feld bestellt. Seltsam, daß er und ihre Mutter, Stadtmenschen, Intellektuelle, diese robuste junge Siedlerin hervorgebracht haben sollen. Aber vielleicht hatte ja die Geschichte einen größeren Anteil an ihrer Entstehung als sie beide.“ (81)

Auf die eigentlich nahe liegende Erklärung kommt David gar nicht, nämlich, dass Lucy die Welt ihrer Eltern - zwei Ehen, zwei Scheidungen, möglicherweise auch die permanenten Affären ihres Vaters – alles andere als vorbildlich und nachahmenswert empfunden haben könnte und sich daher schon sehr früh veranlasst sah, es selber mit alternativen Lebensentwürfen zu versuchen. Die Ontogenese verdarb ihr sozusagen die Phylogenese, nicht umgekehrt, wie ihr Vater das zu sehen scheint. Lucy ist (im Gegensatz zu David) nicht ‚rückwärts‘ orientiert. Sie kriecht nicht unter

⁶² Lucy, zu der er einmal ein persönliches, vertrauensvolles Verhältnis hatte, ist die einzige Person im Roman, von der David sich etwas sagen lässt. Bei Lucy spürt er, wie unzuverlässig sein Realitätsprinzip inzwischen funktioniert, wie brüchig seine Argumente sind. Seine Ironie hilft ihm nur bedingt, seine Unterlegenheit zu kaschieren.

den Rockzipfel der Tradition zurück, schon gar nicht zu den früheren Schichten des eigenen Kulturkreises. Sie lebt als Weiße inmitten von Schwarzen, hat die Hybris der Weißen aber satt und so weit wie möglich abgeschüttelt; ihr Denken bewegt sich - auch im übertragenen Sinn - nicht in abstrakten Kategorien von ‚schwarz‘ oder ‚weiß‘. Gegen die ‚hochtrabenden‘ Begriffe ihres Vaters ist sie nahezu allergisch.

Lucy beschäftigt die Frage, warum ihr Vater bei seiner letzten Affäre seinen Job verloren hat. Normalerweise gehören zu einer Affäre doch zwei Personen, meint sie. Die Geliebte muss doch ihren Teil zu der Affäre beigetragen haben. David muss doch zu den Vorwürfen auch Entlastendes vorbringen können usw. usf. David ist - wie immer bei solchen Gesprächen – nicht besonders auskunftsfreudig. Motto: Er hat gute Gründe zu schweigen, denn seine Argumente stechen heutzutage ja doch nicht...

„>>Du vergißt die Hauptsache, meine Liebe. Die Argumente, die ich deiner Meinung nach ins Feld führen soll, können nicht mehr vorgebracht werden, basta. Nicht heutzutage. Wenn ich es versuchte, würde man mich nicht anhören.<<

>>Das stimmt nicht. Selbst wenn du, wie du behauptest, ein moralischer Dinosaurier bist, gibt es eine Neugier, die hören möchte, was der Dinosaurier zu sagen hat. Ich zum Beispiel bin neugierig. Was sind deine Argumente: Laß hören.<<

>>Meine Argumentation stützt sich auf das Recht zu begehren<<, sagt er.

>>Auf den Gott, der selbst die kleinen Vögel erzittern läßt.<<

Er sieht sich wieder im Zimmer des Mädchens, in ihrem Schlafzimmer⁶³, und draußen regnet es in Strömen, und die Heizung in der Ecke riecht nach Paraffin, er kniet über ihr und schält sie aus den Sachen, während ihre Arme herabfallen wie die Arme einer Toten. *Ich war Diener des Eros* – das möchte er sagen, aber hat er die Unverschämtheit dazu? *Ein Gott handelte durch mich*. Welche Eitelkeit! Doch keine Lüge, nicht gänzlich. An der ganzen unglückseligen Geschichte war etwas Großzügiges, das sich mit aller Macht entfalten wollte. Wenn er bloß gewußt hätte, daß nur so wenig Zeit blieb!“ (116 f.)

David macht einen neuen, umständlichen Anlauf, ihr die Sache zu erklären, diesmal am Beispiel eines Hundes, den sie früher in der Nachbarschaft hatten: Immer wenn dieser Hund, ein Rüde, eine Hündin witterte, war er nicht mehr zu bändigen,

⁶³ Melanie, die David zu Hause überrascht hatte, wollte gar nicht mit ihm schlafen, zumal sie jeden Augenblick mit der Rückkehr ihrer Cousine rechnete.

worauf er regelmäßig Prügel bezog. Am Ende war der Hund so weit, dass er bei entsprechender Gelegenheit nur noch mit angelegten Ohren und eingekniffenem Schwanz im Garten herumlief und sich zu verstecken suchte. Was er damit eigentlich sagen will, fragt Lucy.

„Ja, was will er damit eigentlich sagen?

>>An dem Schauspiel war etwas so Schändliches, daß es mich zur Verzweiflung brachte. Mir scheint, man kann einen Hund bestrafen für eine Missetat wie die, an einem Pantoffel herumzukauen. Ein Hund begreift, daß es gerecht ist: ein Schlag für Kauen am Pantoffel. Aber der Trieb ist etwas anderes. Kein Tier wird es als gerecht empfinden, wenn es dafür bestraft wird, wenn es seinen Instinkten folgt.<<

>>Männlichen Wesen muß es also erlaubt sein, unkontrolliert ihren Instinkten zu folgen? Ist das die Moral davon?⁶⁴<<

>>Nein, das ist nicht die Moral davon. Das Schändliche an dem Schauspiel in Kenilworth war, daß der arme Hund angefangen hatte, seine eigene Natur zu hassen. Er brauchte nicht mehr geschlagen zu werden. Er war soweit, sich selber zu bestrafen. An diesem Punkt wäre es besser gewesen, ihn zu erschießen.<<

>>Oder ihn kastrieren zu lassen.<<

>>Vielleicht. Aber im Grunde glaube ich, er hätte sich lieber erschießen lassen. Das wäre ihm lieber gewesen als die angebotenen Lösungen: zum einen seine Natur zu verleugnen, zum anderen den Rest seiner Tage damit zu verbringen, im Wohnzimmer herumzutappen, zu seufzen, die Katze zu beschnuppern und zu verfetten.<<

>>Hast du immer so empfunden, David?<<

>>Nein, nicht immer. Manchmal habe ich das Gegenteil empfunden. Daß der Trieb eine Bürde ist, auf die wir ohne weiteres verzichten könnten.<<

>>Ich muß sagen<<, äußert Lucy, >>das ist eine Auffassung, zu der ich selbst neige.<< (117 f.)

Lucy meint, er hätte sich im Untersuchungsausschuss geschickter verteidigen müssen. So hätten die in der Uni ihren Sündenbock, und er habe das Nachsehen. David ist froh für dieses Stichwort. Es gibt ihm Gelegenheit, ihr einen Vortrag über die Funktion von Sündenböcken früher und heute zu halten und sich auf diese Weise aus dem heiklen Thema herauszustehlen. (Im Roman wird ihr Gespräch, das sie auf dem Rückweg von ihrem gemeinsamen Spaziergang mit Pensionshun-

⁶⁴ David ist in einer Zwickmühle: Sich selbst kann man allerhand vormachen, und das versteht er meisterhaft, aber anderen, die auch noch gut zuhören und auf Ablenkungsmanöver nicht reinfallen, die eigene Zwanghaftigkeit, die Fixierung so zu erklären, dass sie von seiner Argumentation überzeugt sind, ist schier unmöglich, denen kann man weder mit der Triebhaftigkeit von Hunden, noch mit dem Eingreifen von Göttern kommen. Die durchschauen das sofort. Da ist man mit seinem Latein schnell am Ende. Und das schmerzt. Solche Diskussionspartner erträgt man nur, wenn man ernsthaft daran geht, sich aus der eigenen Verstrickung zu befreien, wenn man die ‚Stärke‘ hat, sich und anderen auch seine ‚Schwächen‘ einzugestehen.

den geführt haben, ohnehin durch drei Männer (genauer: zwei Männer und einem Jungen, alles Schwarze) unterbrochen. Die Männer bitten darum, von Lucys Farm telefonisch Hilfe für eine Schwangere herbeirufen zu dürfen, die unmittelbar vor ihrer Niederkunft stehe. Nachdem Lucy sich so gut wie möglich vergewissert hat, dass die von den Männern vorgetragene Notlage kein Vorwand ist, lässt sie einen der Männer ins Haus, was die anderen beiden sofort ausnutzen, um gewaltsam in das Haus einzudringen und einen brutalen Raubüberfall zu inszenieren, in dessen Verlauf Lucy mehrfach vergewaltigt wird und David zusammengeschlagen, mit Petroleum übergossen und angezündet wird, sich aber schließlich noch retten kann, nachdem die drei zuvor mit Lucys Gewehr noch sämtliche Pensionshunde im Zwinger brutal aus nächster Nähe erschossen und sich mit der Diebesbeute und Davids Wagen aus dem Staube gemacht haben.)

Im Ausschuss hatte David, als man von ihm Einzelheiten wissen wollte, wie es aus seiner Sicht zu der Affäre gekommen sei, gesagt, dass „Eros ins Spiel kam“ und er dabei „ein anderer Mensch“ wurde. Und auf eine Zusatzfrage kam es seinerzeit zu folgendem Wortwechsel:

„>>Ich war nicht mehr ich selbst. Ich war nicht länger ein fünfzigjähriger geschiedener Mann, der nichts mit sich anzufangen wußte: Ich wurde Diener des Eros.<<

>>Wollen Sie uns das als Verteidigung anbieten? Unwiderstehlicher Drang?“
„Das ist keine Verteidigung. Sie wollen eine Beichte. Und was den Drang angeht, war er weit entfernt davon, unwiderstehlich zu sein. In der Vergangenheit habe ich oft ähnlichem Drang widerstanden, muß ich zu meiner Schande gestehen.<< (...)“ (70)

Er rede nur von sich selber. Er rede nicht über sein Opfer, nicht über „die lange Geschichte der Ausbeutung“ (71), hatte die ihm verhasste Farodia Rassool⁶⁵ an dieser Stelle erwidert.

David spürt ohnehin, dass sein Standpunkt, wenn er denn überhaupt einen solchen hat, niemandem vernünftig zu erklären ist. Einerseits ist es etwas Unwiderstehliches, dem er sich ausgeliefert sieht, andererseits ist es auch wieder nicht so unwi-

⁶⁵ Kein Wunder, dass David Forodia Rassool hasst. Bei allen Schwächen, die sie haben mag, kennt die ‚ihre Pappenheimer‘. Das ist eine ernst zu nehmende Vertreterin der ‚social control‘. Der darf man schon gar nicht solche ‚Steilvorlagen‘ geben, wie David das dummer- und leichtsinnigerweise durch sein Verhältnis mit einer Studentin getan hat.

derstehlich, dass man zwanghaft darauf abfahren muss. Vielleicht ist es dieser Widerspruch, der ihn zu Byron zieht, dem es irgendwie ähnlich gegangen zu sein scheint. Er ‚hört‘ förmlich die Widersprüche zwischen dem Triebhaften auf der einen Seite und dem Lyrischen, dem Göttlichen auf der anderen Seite. Deswegen reizt es ihn, eine Kammeroper zu Byrons Don Juan zu schreiben. Vielleicht gelingt es ihm, dieses Widersprüchliche, anderen kaum Erklärbare wenigstens in einer Kammeroper weiter einzukreisen und auf den Punkt zu bringen. Dieser Plan ist auch der Grund, weshalb er den Verlust seines Jobs bis jetzt nicht so dramatisch sieht wie andere. Er hat noch viel vor, möchte mit seiner Kammeroper möglicherweise noch etwas Großes schaffen und hinterlassen.

Aber, auch das ist festzuhalten, Davids Gewissensbisse über die Schande, die er für sich heraufbeschworen hat, sind relativ neu. Sein Gewissen hat sich erst gemeldet, als die Affäre mit Melanie mit einer Anzeige wie mit einem Paukenschlag publik wurde. Vorher hatte er sich sozusagen mit postreligiöser Unverschämtheit eine Frau nach der anderen ‚einverleibt‘.⁶⁶ Ob diese Frauen das auch wirklich selber wollten, ob sie von ihm aus einer bestehenden Beziehung herausgerissen wurden oder was es sonst an Einwänden gab, hatte ihn bis dahin herzlich wenig interessiert. Sein Mangel an Gewissen, als alles so lief, wie er sich das dachte, ist ebenso unheimlich wie seine übertriebenen Schuldgefühle und Selbstvorwürfe, nachdem die Sache an die Öffentlichkeit kam. Seine scheinbar absoluten Maßstäbe für Ehre und Moral zeigen ihr wahres Gesicht erst, als die ‚social control‘ die Gestalt von tatsächlich betroffenen oder sich betroffen fühlenden leibhaftigen Menschen annimmt. Als David sich im Zeichen seiner Canossa-Stimmung bei den Eltern von Melanie entschuldigt, antwortet ihr Vater:

„>>So<<, sagt Isaacs, >>nun haben Sie sich doch noch entschuldigt. Ich habe mich schon gefragt, wann das geschehen würde.<< (...) >>Es tut Ihnen leid. Sie haben zu wenig Poesie, sagen Sie. [Sonst wäre aus seiner Beziehung mit Melanie trotz des Altersunterschiedes möglicherweise eine echte, dauerhafte Liebesbeziehung entstanden, hatte David vorher etwas schwülstig und geschraubt gesagt; H.H.] Wenn Sie mehr Poesie gehabt hätten, dann wären wir heute nicht da, wo wir sind. Aber ich sage mir, es tut

⁶⁶ Das moderne Individuum ist für seine Liebesbeziehungen und sein Liebesleben (im Gegensatz zu früher, als andere Personen und Instanzen sich eingemischt haben) selber verantwortlich. Und das Individuum nutzt seine neue Macht, unter anderem dadurch, dass es mit sich selbst sehr nachsichtig ist. Es nimmt sich viel mehr heraus, als ihm früher von anderen Mächten und Mächtigen zugestanden wurde. Siehe Theoretischer Exkurs 2, Kapitel 9.2

uns allen leid, wenn man uns auf die Schliche kommt. Dann tut es uns sehr leid. Es geht nicht darum, ob es uns leid tut. Es geht darum, was wir daraus gelernt haben. Es geht darum, was wir jetzt anfangen, wo es uns leid tut.<<“ (224)

(Davids Kollege in „Das sterbende Tier“ von Philip Roth, Professor David Kepesh, ist, was diesen Punkt anbelangt, einfacher ‚gestrickt‘: Männer waren, sind und werden immer polygam sein. Das ist ihre Natur. Die Ehe ist nur ein Trick der Konvention, der Gesellschaft, die Männer (vorübergehend) ruhig zu stellen, damit sie sich (blind) in die Fronarbeit der Evolution einfügen. Wenn sie ganze Kerle und keine Hampelmänner sind, lassen sie sich nicht vor diesen Karren spannen, sondern tun das, was sie für richtig halten und ihrer Natur gemäß ist, nämlich sich auf keinen Fall auf langfristige Bindungen einlassen, allerdings auf eine Weise, dass die neidische Gesellschaft ihnen nicht zu Recht vorwerfen kann, gegen das Gesetz oder bestehende Verträge verstoßen zu haben.)

2.3 Zur Person von Lucy und ihrer Freundin Bev Shaw und dem afrikanischen Netzwerk der beiden: Aus der westlichen Zivilisation Ausgestiegene, ‚alternativ‘ Lebende, die im schwarzen Südafrika der Nachapartheid Fuß gefasst haben und vitale Verbindungen zur einheimischen Bevölkerung pflegen, u.a. zu Petrus, dem (muslimischen) Miteigentümer von Lucys kleiner Farm

Dass Lucy, Davids Tochter, zu den wenigen Personen gehört, die David Lurie ‚beeindrucken‘ und daher Einfluss auf ihn haben, wurde bereits im vorigen Kapitel (2.2) deutlich. Umgekehrt ‚beeindruckt‘ David seine Tochter als Vorbild nicht mehr. Sein Einfluss auf sie tendiert gegen Null: David kann seine Tochter nicht davon überzeugen, ihr gefährliches Landleben als Siedlerin aufzugeben, auch nicht, nachdem man sie beide überfallen und ausgeraubt und Lucy mehrfach vergewaltigt hat. Er kann sie auch nicht dazu überreden, die Schwangerschaft abzubrechen, die aus der Vergewaltigung resultiert. Dass sie duldet, dass der Junge aus dem Überfall, der sich als Verwandter von Petrus Frau entpuppt, sich ungestraft auf dem Farmgrundstück bewegen, ja sogar als späterer (Schein-) Ehemann von Lucy gehandelt werden darf, um Lucy auch im afrikanischen Verständnis zu einem schutzwürdigen Status zu verhelfen, lässt David verzweifeln, auch dass der ganze Über-

fall aus übergeordneten Gründen nicht weiter polizeilich verfolgt werden soll, weil ein Bekannter von Petrus, eine Art Häuptling und Autorität, stattdessen eine andere, in diesen Kreisen wesentlich wichtigere Schutzgarantie empfohlen und durchgesetzt hat. Doch umgekehrt zeigen Lucys Bemühungen, dem Vater für ihre Anliegen und ihre Welt hier und da ein wenig Verständnis abzurufen, durchaus Erfolge. Was die hoffnungslosen Idealisten Lucy und Bev auf die Beine stellen, nötigt David zunehmend Achtung ab, lässt ihn hier und da mit anpacken, gibt ihm Gelegenheit, seine Fehler wenigstens im abstrakten Sinne etwas zu sühnen.

Bev Shaw arbeitet in einer Tierklinik und hilft dem einmal pro Woche hier ambulant arbeitenden Tierarzt, eingelieferte kranke Tiere zu verarzten. Ihre eigentliche Aufgabe, eine Sisyphusaufgabe, besteht aber darin, die unzähligen Tiere, die keiner mehr haben will, im angeschlossenen Tierheim so lange zu versorgen, bis feststeht, dass sie keinen Besitzer mehr finden. Dann beginnt die eigentliche Aufgabe von Bev, nämlich diesen Tieren eine tödliche Spritze zu geben und ihre ‚Entsorgung‘ sicherzustellen. Dabei gelingt es ihr, diese vergessenen und oft misshandelten Kreaturen wenigstens einmal in ihrem Leben so etwas wie Zuneigung und Liebe spüren zu lassen, wenn auch nur für eine winzige Zeitspanne. Eine trostlose Arbeit, ohne Anfang und ohne Ende. David wird vorübergehend ihr Mitarbeiter. Dabei verwandeln sich seine Verachtung und sein Spott für diese kleine (für ihn) hässliche Frau allmählich in Achtung, ja sogar so etwas wie Sympathie und Bewunderung. Schließlich schläft er sogar mit ihr, wobei sie aber die treibende Kraft ist.

Petrus, zunächst Mitarbeiter in Lucys Farm, schließlich Mitbesitzer, ist für David der undurchschaubare, nicht besonders vertrauenswürdige Afrikaner, den er aber auch irgendwie achtet, weil seine Tochter und Bev große Stücke von ihm halten. Petrus ist eben durch und durch anders, als David es in seinem Kulturkreis gewohnt ist. Das fängt damit an, dass Petrus zwei Frauen hat, dass er sich, als eine seiner Frauen schwanger wird, inständig wünscht, dass es ein Junge wird, weil man bei Mädchen später viel zu viel zahlen muss, und hört damit auf, dass er eine Ziege, die er für ein Festessen lebend gekauft hat, tagelang angebunden hungern und dursten lässt, obwohl Futter und Wasser reichlich zur Verfügung stehen, oder dass er die Hand über den Jungen hält, der am Überfall beteiligt war. David ist alles an-

dere als ein Weißer, der von Schwarzen generell nichts hält. Im Gegenteil, er weiß, was die Weißen den Schwarzen angetan haben, und er billigt oder beschönigt das in gar keiner Weise, kann auch (freilich in Grenzen) nachvollziehen, in gewisser Weise ‚verstehen‘, wenn die Schwarzen, etwa wie bei dem Überfall, den Spieß umdrehen. Aber seine Tochter auf Gedeih und Verderb auf Menschen mit einer so anderen Kultur und Mentalität angewiesen zu sehen, das ist mehr, als er verkraften, geschweige denn gutheißen kann.

2.4 Zu David Luries ‚Partnerinnen‘: Frauen für Geld (Soraya und Soraya II), Verlegenheitsfrau oder Missverständnis (Sekretärin Dawn), Abenteuer mit Folgen (Melanie Isaacs), ‚Geliebte‘ aus Mitleid (Bev Shaw), Ex-Ehefrau in ‚Kumpel‘-Funktion (Rosalind)

Mit Soraya, einer der zahlreichen Geliebten von David Lurie, beginnt der Roman „Schande“. Soraya wurde David vor gut einem Jahr durch den „Diskreten Begleitservice“ vermittelt. Für vierhundert Rand (gleich etwa dreißig Euro) ‚kauft‘ bzw. ‚mietet‘ David Soraya einmal pro Woche für neunzig Minuten. Die Hälfte dieser Summe behält der Diskrete Begleitservice für seine Dienstleistung ein, die andere Hälfte geht an die ‚Begleiterin‘. (6) Soraya ist nicht der wirkliche Name von Davids ‚Begleiterin‘, sondern nur ihr Deckname. Wer Soraya in Wirklichkeit ist, bleibt anonym. Das gehört zu den „Hausregeln“ (13), die David akzeptieren muss. Wie die ‚Vertragspartner‘ die neunzig Minuten nutzen, ist ihre Sache. David und Soraya treffen sich jeden Donnerstag um zwei in einer seiner Eigentumswohnungen in den Windsor Mansions:

„Er geht gleich ins Schlafzimmer, das angenehm riecht und in weiches Licht getaucht ist, und zieht sich aus. Soraya kommt aus dem Bad, läßt ihren Morgenmantel fallen und schlüpft neben ihm ins Bett.“ (5)

Soraya ist eine ideale Partnerin für David und sein „Sexproblem“. „Sie ist groß und schlank, hat langes schwarzes Haar und dunkle, glänzende Augen.“ (5) Außerdem ist sie jung, David könnte vom Alter her ihr Vater sein; und sie ist dunkelhäutig. (5) Soraya hat ein ruhiges Naturell, was ihm sehr recht ist, weil er selber ähnlich veranlagt ist. Nicht zuletzt ist Soraya „fügsam“ (5) und „formbar“ (10), und sie „lernt schnell“. (10) Auch das weiß David sehr zu schätzen. Als Kunde und ‚Käufer‘ kann

er unter Umständen etwas, was ihm nicht so zusagt, zur Sprache bringen und ‚reklamieren‘. Wenn möglich, entspricht man seinen Wünschen. David mochte zum Beispiel bei Soraya anfangs nicht, dass sie einen „zinnoberroten Lippenstift“ benutzte und „kräftige Lidschatten“ (10) auftrug. Soraya hatte das dankenswerterweise sofort abgestellt und seinem Wunsch seitdem ohne Einwände oder kritische Kommentare entsprochen. So gesehen, hat er als Kunde für jeweils neunzig Minuten ein sehr weitgehendes Nutzungsrecht an der gemieteten Funktion. „In gewissem Sinn gehört ihm auch Soraya, dieser Teil von ihr, diese Funktion.“ (6) Wie später zu berichten sein wird, verliert David Soraya, weil er sich nicht an die verabredeten Bedingungen hält, nach gut einem Jahr.

David versucht es erneut mit dem „Diskreten Begleitservice“. Der Mann von der Agentur glaubt, Davids Geschmack schon zu kennen und meint, sie hätten „jede Menge exotische Frauen zur Auswahl – Malaiinnen, Thailfrauen, Chinesinnen“ (15); er brauche nur zu wählen. Der erneute Anlauf zu einer ‚Gefährtin‘ geht gründlich daneben:

„Er verbringt einen Abend mit einer anderen Soraya – Soraya ist offenbar ein beliebter *nom de commerce* geworden – in einem Hotelzimmer in der Long Street. Diese ist nicht älter als achtzehn, unerfahren, für sein Empfinden gewöhnlich. >>Was machst du so?<<, fragt sie, während sie sich auszieht. >>Export - Import<<, sagt er. >>Ach ja?<<, sagt sie.“ (15)

Bei David und seinen Bemühungen, die nächste Frau ins Bett zu kriegen, ist ‚Partnerwahl‘ ein viel zu anspruchsvoller Begriff; das Wort ‚Notdurft‘ scheint die Sachlage eher zu treffen. Die nächste Frau, die ihm gewissermaßen über den Weg läuft, ist eine neue Sekretärin in seinem Fachbereich. Sie heißt Dawn, und David lädt sie zum Essen ein „in ein Restaurant, das sich in diskreter Entfernung zum Campus befindet“. (15) Sie nervt ihn mit Geschichten von ihrem Mann und ihrem Sohn und dessen Schule und beschwert sich darüber, dass es auf den Sportplätzen Drogendealer gibt und die Polizei tatenlos zuschaut. Die Kinder würden bei diesen politischen Verhältnissen heutzutage in Anarchie aufwachsen. In seiner Generation habe es so etwas sicher nicht gegeben. Dass er zu einer Generation der Alten gezählt wird, gefällt David ganz und gar nicht. Trotzdem verabredet er sich mit ihr ein zweites Mal. Und diesmal gehen sie in sein Haus und schlafen miteinander:

„Es ist ein Mißerfolg. Sie bäumt sich auf und kratzt und arbeitet sich in schäumende Erregung, die ihn am Ende abstößt. ⁶⁷Er borgt ihr einen Kamm und fährt sie zum Campus zurück.“

Danach weicht er ihr aus und meidet tunlichst das Büro, wo sie arbeitet. Sie reagiert darauf mit verletzten Blicken, dann schneidet sie ihn.“ (15 f.)

Nach diesen Misserfolgen will David, genauer gesagt, sein Ich die makabre und peinliche Frauensuche eigentlich einstellen. Aber sein Es ist wieder einmal stärker. David erinnert sich daran, wie schön die Welt sein konnte, wenn er regelmäßig seine Soraya zur Verfügung hatte. (Soraya hatte er als ‚Gefährtin‘ durch eigene Schuld verloren: Er hatte sie - von ihr unbemerkt - durch Zufall in der Stadt mit zwei (offenbar eigenen) Jungen an der Hand und mit Einkaufstüten beladen gesehen und sie anschließend durchs Fenster eines Restaurants heimlich beobachtet. Als sich dabei zufällig seine und ihre Blicke gekreuzt hatten, war das der Anfang vom Ende der Beziehung gewesen. (11 f.) Soraya war danach nur noch einmal - gereizt und unpersönlich - zum verabredeten Termin gekommen. Wie man ihm auf seine Anfrage gesagt hatte, stand sie dem „Diskreten Begleitservice“ inzwischen gar nicht mehr zur Verfügung. Seine Bitte, ihm ihre Anschrift mitzuteilen, hatte man mit Hinweis auf die Hausregeln abgelehnt.) David beauftragt kurzerhand eine Detektei mit der Suche nach Soraya, und er erhält auf diese Weise tatsächlich ihre Anschrift und Telefonnummer. Dreist und gerissen ruft er zu einer Zeit an, zu der die übrige Familie vermutlich außer Haus ist. Tatsächlich erreicht er sie. Aber er erhält eine Abfuhr sondergleichen.

„Langes Schweigen, bevor sie spricht. >>Ich weiß nicht, wer Sie sind,<<, sagte sie. >>Sie verfolgen mich bis in mein Haus. Ich verlange, daß Sie mich hier nie wieder anrufen, nie wieder.<<

Ich *verlange*. Sie meint: ich *befehle*. Ihre Schrillheit überrascht ihn – es hat dafür vorher keine Anzeichen gegeben. Aber was soll ein Raubtier auch erwarten, wenn es in den Bau der Füchsin eindringt, in das Heim ihrer Jungen?

⁶⁷ „Schwierig wird die Situation immer dann, wenn sich zwei Menschen zusammentun, die hinsichtlich ihrer Begeisterungsfähigkeit sehr unterschiedlich erleben.“ (Stiemerling, Dietmar: Was die Liebe scheitern lässt – Die Psychologie der chronisch gestörten Zweierbeziehung, Stuttgart 2000, S. 70) Davids plumpe ‚Abstandsverringertechnik‘ beginnt fast mit dem Beischlaf. Auf das Kennenlernen kann er mehr oder weniger ganz verzichten. Die ohnehin störende und überflüssige ‚Person‘ verdirbt auch noch das, was er eigentlich ohne Person haben wollte.

Er legt auf. Ein Schatten des Neids auf den Ehemann, den er nie gesehen hat, gleitet über ihn.“ (16 f.)⁶⁸

Ohne die Donnerstags-„Intermezzi“ ist die Woche für David „öde wie eine Wüste“. Es gibt Tage, an denen David „nicht weiß, was er mit sich anfangen soll“. (18) Wie andere Leute in einer bestimmten Phase ihres Lebens ‚auf Freiersfüßen gehen‘, sehnt sich David gewissermaßen nach Soraya-Ersatz.

„An einem Freitagabend ist er auf dem Heimweg, er nimmt den langen Weg durch den alten College-Park, als er vor sich eine seiner Studentinnen sieht. Sie heißt Melanie Isaacs, aus seinem Romantik-Seminar. Nicht gerade die beste Studentin, aber auch nicht die schlechteste – recht intelligent, aber interesselos.

Sie bummelt dahin; bald holt er sie ein >>Hallo<<, sagt er. Sie erwidert sein Lächeln, nickt mit dem Kopf, ihr Lächeln ist eher schalkhaft als schüchtern. Sie ist klein und dünn, hat ganz kurzes schwarzes Har, breite, fast chinesische Backenknochen, große, dunkle Augen. Ihre Kleidung fällt immer auf. Heute hat sie einen kastanienbraunen Minirock, einen senf-farbenen Pullover und schwarze Strumpfhosen an; der goldfarbene Tand an ihrem Gürtel korrespondiert mit den Goldkugeln ihrer Ohrringe.“ (18)

Im weiteren Verlaufe des Romans erfährt man, dass Melanie während des Studiums in Wohngemeinschaft mit ihrer Cousine in Kapstadt wohnt, aber in George (noch Einzugsbereich von Kapstadt) zu Hause ist. Sie kommt aus einem christlichen Elternhaus. Der Vater ist Leiter der im Wohnbezirk liegenden Realschule; die Mutter ist Hausfrau. Die jüngere, (in den Augen von David) ebenfalls sehr hübsche Schwester geht noch zur Schule, lebt also noch bei den Eltern in George. Melanie möchte ein „Diplom im Theaterfach“ machen und beruflich auf „Dramaturgie und Bühnenbild“ hinaus. Davids Romantik-Seminar hat Melanie „hauptsächlich wegen der Atmosphäre“ belegt und weil sie Shakespeare schon im letzten Jahr „gemacht“ hat. (18) Melanies Interesse an seinem Seminar hält sich in Grenzen. So richtig unter die Haut geht ihr das nicht. Vielleicht käme das ja noch, meint sie zu David. Melanie ist Mitglied in der Theatergruppe. Zu Beginn der Affäre mit Melanie weiß David noch nicht, dass sie einen festen Freund hat. Das hat ihn anfangs auch gar nicht interessiert. Das Gleiche gilt für ihr Zuhause. David hat sich vorrangig nur da-

⁶⁸ David kann noch so viele Ehen und Affären hinter sich haben; die Sehnsucht nach einer intakten, persönlichen Zweierbeziehung wird er nicht mehr los. So gesehen, wirkt er mit seinen Schwächen und Fehlern menschlicher und realistischer als sein ‚womanizer‘-Kollege im Roth-Roman.

für interessiert, wie er Melanie dazu kriegen kann, mit ihm zu schlafen, möglichst oft mit ihm zu schlafen. Nachdem David sein Ziel - wenn auch gegen erhebliche Widerstände von Seiten Melanies - wiederholt erreicht hatte, gibt es plötzlich Ärger auf ganzer Linie: Ein erster Vorbote dieses Ärgers ist eine völlig veränderte Melanie. Sie taucht eines Abends verstört und niedergeschlagen bei David auf und fragt, ob sie bei ihm übernachten kann. Was mit ihr los ist, will sie nicht sagen. Sie will das später erklären. Melanie bleibt über Nacht. Die angekündigte Erklärung bleibt jedoch aus. Am Nachmittag des nächsten Tages taucht Melanies Freund bei David auf und beschwert sich darüber, dass David Melanie „fickt“ und kündigt ihm ‚Vergeltung‘ an. Unmittelbar danach wird Davids Wagen demoliert. Für David ist klar, wer dahinter steckt, er hütet sich aber, eine Anzeige aufzugeben. Er ist erpressbar geworden. Melanie schwänzt sein Seminar und die Abschlussklausur, erwartet aber von David, dass er ihr einen erfolgreichen Abschluss bescheinigt. Schließlich ‚schmeißt‘ sie ihr Studium, was den Vater auf den Plan ruft. Als der von der Affäre erfährt, kündigt er ebenfalls Konsequenzen für David an. Die Anzeige gegen David wegen Verstoßes gegen seine Pflichten als Hochschullehrer ist zwar von Melanie unterschrieben, aber, wie David zu Recht vermutet, sicher vom Vater veranlasst worden.

Bev Shaw ist eine Freundin von Davids Tochter Lucy. Sie leitet das Tierheim. Als David ihr zum ersten Mal begegnet, ist er wenig angetan von ihr:

„Ihm hat Bev Shaw nicht gefallen, eine pummelige, emsige kleine Frau mit dunklen Sommersprossen, kurzem drahtigen Haar und keinem Hals. Er mag Frauen nicht, die sich keine Mühe geben, attraktiv zu sein. Diese abwehrende Haltung hat er schon früher Lucys Freunden gegenüber gehabt. Darauf braucht er nicht stolz zu sein – ein Vorurteil, das sich bei ihm festgesetzt hat, dauerhaft festgesetzt.“ (95)

Ihren Mann, Bill Shaw, „genauso gedrungen, (...) mit einem Gesicht, rot wie eine Rübe“ (96) mag er ebenso wenig. Die ganze Umgebung mit ihrem „Geruch von Katzenpisse und Hunderäude und Desinfektionsmitteln“, mit billigen Möbeln und Nippes (96) ist ihm unsympathisch und zuwider. Dass Bev und Lucy voller Idealismus sind und speziell Bev besonders viel für den Tierschutz tut, ist David wohl klar; andererseits kann er nicht verstehen, wie man seine ganze Kraft und Energie in einem derart aussichtslosen Kampf ‚verschwenden‘ kann. Solche ‚Gutmenschen‘ machen ihn aggressiv:

„>>Das ist doch großartig. Tut mir leid, mein Kind [sagt er zu Lucy; H.H.], ich kann mich einfach nicht überwinden, mich für das Thema zu interessieren. Es ist bewundernswert, was du tust, was sie tut, aber für mich sind Tier- schützer ein wenig wie gewisse Christen. Alle sind so voll guten Mutes und bester Absicht, dass es einen nach einer Welt juckt, loszuziehen, um ein bisschen zu vergewaltigen und zu plündern. Oder einer Katze einen Tritt zu verpassen.<<“ (96)⁶⁹

Lucy ahnt, warum ihr Vater so wütend wird, nämlich, weil er nicht haben kann, dass sie (und Bev) nichts Besseres mit ihrem Leben anzufangen wissen, als nutzlosen Hirngespinsten nachzujagen, statt ein „höheres Leben“ zu führen und Stilleben zu malen oder Russisch zu lernen.⁷⁰

„>>Sie [Bev und Bill Shaw; H.H.] werden mich in der Tat nicht zu einem hö- heren Leben führen, und der Grund dafür ist, daß es kein höheres Leben gibt. Es gibt nur dieses Leben hier. Was wir mit den Tieren teilen.<<“ (97 f.)

Rosalind ist die zweite Ex-Ehefrau von David. Vor acht Jahren wurde David von ihr geschieden. In der letzten Zeit waren sich die beiden Ex-Eheleute behutsam und vorsichtig wieder ein wenig näher gekommen. Man pflegte sich gelegentlich zu tref- fen, um dabei Dinge anzusprechen, die nicht unbedingt für jedermann bestimmt sind⁷¹:

„Er geht mit Rosalind, seiner Ex-Ehefrau essen. Sie sind seit acht Jahren geschieden; langsam, vorsichtig werden sie wieder zu Freunden, sozusa- gen, Kriegsveteranen. Es ist tröstlich, daß Rosalind noch in der Nähe wohnt; vielleicht empfindet sie ihm gegenüber auch so. Jemand, auf den man zäh- len kann, wenn das Schlimmste eintrifft: der Sturz im Badezimmer, das Blut im Stuhl.“ (58)

Dass er ein Verhältnis mit einer seiner Studentinnen hat und dass dieses Verhält- nis durch eine Anzeige publik geworden ist, sagt er Rosalind nicht. Ihr kündigt er

⁶⁹ Nicht von ungefähr kaschiert das Individuum seine eigene Fehlentwicklung mit Wut, Hass und Aggressivität gegen andere und die ganze Gesellschaft. Es rastet förmlich aus.

⁷⁰ Lucys Erklärung für das Ausrasten ihres Vater ist insofern nur die halbe Wahrheit.

⁷¹ Das Individuum sehnt sich im Meer der unpersönlichen Beziehungen hin und wieder nach Oasen persönlicher Beziehungen. Aber David verträgt die Spielregeln für solche Beziehungen nicht. Sich für solche Beziehungen zu öffnen, Schwächen zu zeigen und Fehler einzugestehen mit Gesprächs- partnern auf Augenhöhe, das liegt ihm nicht. Da sitzt er gewissermaßen wie auf dem Sprung, um sich jederzeit wieder in seine Welt der Anonymität abseilen zu können.

nur an, dass er seine Tochter Lucy mal wieder besuchen möchte... Aber (zu seinem Schrecken) ist Rosalind längst im Bilde über seine Affäre:

„>>Die Leute reden, David. Jeder hat von deiner letzten Affäre gehört, bis ins pikanteste Detail. Niemand außer dir hat ein Interesse daran, es zu vertuschen. Darf ich dir sagen, was für eine klägliche Figur du dabei abgibst?<<
>>Nein, du darfst nicht.<<
>>Ich tu's trotzdem. Kläglich und auch häßlich. Ich weiß nicht, wie du dein Sexproblem löst, und ich will es auch gar nicht wissen, aber so geht das nicht. Du bist jetzt wie alt? Zweiundfünfzig? Glaubst du, irgendein junges Mädchen hat Spaß daran, mit einem Mann dieses Alters ins Bett zu gehen? Glaubst du, ihr gefällt es, dich zu sehen, wenn du...? Hast du schon mal daran gedacht? (...) Erwarte kein Mitleid von mir, David, und erwarte auch von keinem anderen Mitleid. Kein Mitleid, keine Gnade, nicht heutzutage und in dieser Zeit. Alle werden gegen dich sein, und warum auch nicht? Wirklich, wie konntest du nur?<<⁷² (59)

David lässt die Philippika seiner Ex-Frau schweigend über sich ergehen und denkt bei sich:

„Der alte Ton hat sich eingeschlichen, der Ton aus den letzten Jahren ihrer Ehe: leidenschaftlich anklagend. Sogar Rosalind muß das mitbekommen. Aber vielleicht hat sie ja recht. Vielleicht haben die Jungen einen Anspruch darauf, mit dem Anblick der Älteren, wenn sie die Leidenschaft gepackt hat, verschont zu werden. Dafür gibt es ja schließlich Huren: um sich der Ekstasen der nicht Liebenswerten anzunehmen.“ (59)

Rosalind ist in der Tat ein anderes ‚Kaliber‘ als Soraya, geschweige denn als Soraya II und die Sekretärin Dawn. Auch die zwanzigjährige Melanie wirkt neben Rosalind wie ein kleines unbedarftes Mädchen. Man ahnt, dass David, der von sich meint, dass er eine besondere Schwäche für intellektuelle Frauen hat, sich auch in diesem Punkt etwas ‚vormacht‘, dass er in Wirklichkeit längst auf einem anderen ‚Trip‘ ist, nämlich dem, dass er Frauen ‚auf Augenhöhe‘ gar nicht (mehr) ertragen kann, zumindest nicht, wenn er amouröse Ambitionen hat. Umgekehrt wird an

⁷² David trifft nicht, wie vielleicht unterschwellig erhofft, auf eine Rosalind, die ihm in seiner misslichen Lage ein wenig beisteht, sondern auf die ehemalige ‚Ehefrau‘, die genauestens um seine Schwächen weiß, auch und gerade um solche Schwächen, die für das Scheitern ihrer Ehe mitverantwortlich gewesen sein mögen. Bei Peter Fuchs heißt es in seiner als Buch (mit gleichem Titel) veröffentlichten Vorlesung über „Liebe, Sex und solche Sachen“ (Konstanz 1999) auf Seite 107: „(...) die Familie verbietet die Selbststilisierung, sie lässt die Übergröße nicht zu, und auch der bedeutungsvollste Vater kann kleingeschnitten werden, wenn man (...) daran erinnert, [wie peinlich sein Verhalten in einzelnen, gemeinsam erlebten und durchlittenen Situationen war; H.H.]. Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, daß dieser Turm gemeinsam erinnertes Geschichte, (...), die Jederzeit-Aktualisierbarkeit des Peinlichen dazu führen kann, daß jemand ausbricht (...).“

Frauen wie Rosalind deutlich, dass sie mit Männern wie David und deren „Sexproblem“ ein relativ leichtes Spiel haben. Es gehört nicht viel Fantasie dazu, sich vorzustellen, wer in solchen Beziehungen oder Ehen auf längere Sicht den Kürzeren zieht. Wie der Gesprächspartner vom „Diskreten Begleitservice“ ganz richtig meint, kommen für David (jetzt vorrangig nur noch) junge exotische Frauen aus anderen Kulturen infrage (nämlich solche, die Emanzipation und Gleichberechtigung nicht kennen und denen es nichts oder wenig ausmacht, den (,fremden’) Männern (von gestern) das männliche Selbstverständnis und -bewusstsein (von gestern) zu belassen. Der ‚Sextourismus‘ hat den Liebesmarkt global erweitert; er deckt den Bedarf von denen, die zu Hause nicht mehr so einfach ‚zum Zuge kommen‘, zu Hause nicht mehr klarkommen, weil sie sich in den alten (in diesem Kulturkreis schon überholten) Männerrollen gleichsam ‚festgebissen‘ haben.

2.5 Zur Struktur der ‚Beziehungskiste‘ zwischen David Lurie und Soraya: Sex mit ‚Exoten‘ als käufliche Ware bzw. Dienstleistung – eine Marktische der ‚Milch-und-Honig-Gesellschaft‘ im globalisierten Sexmarkt

Als David Soraya kennenlernte, war er seit über sechs Jahren bereits von seiner zweiten Frau, Rosalind, geschieden.

„Soraya wurde ihm [David; H.H.] in einem düsteren kleinen Wohnzimmer hinter den Büroräumen des Diskreten Begleitservice vorgestellt, dort waren Jalousien vor den Fenstern, Topfpflanzen in den Winkeln, und kalter Rauch hing in der Luft. Sie stand unter >>exotisch<< in ihrem Katalog. Das Foto zeigte sie mit einer roten Passionsblüte im Haar und kaum wahrnehmbaren Fältchen in den Augenwinkeln. Der Eintrag sagte: >>nur nachmittags<<. Das gab für ihn den Ausschlag: das Versprechen abgedunkelter Zimmer, kühler Laken, heimlicher Stunden. Es war von Anfang an befriedigend, genau das, was er wollte. Ein Volltreffer. Seit einem Jahr hat er nicht mehr zur Agentur gehen brauchen.“ (13 f.)

Partnerwahl nach Katalog. Auch eine Möglichkeit. Die Ware, die einem nicht zusagt, lässt man zurückgehen. (Siehe Soraya II) Andererseits, siehe David bei Soraya I, kann man auch Glück haben, sogar einen „Volltreffer“ landen: „In der Wüste der Woche ist der Donnerstag [sein Tag mit neunzig Minuten Soraya; H.H.] zur Oase voll *luxe et volupté* geworden.“ (5)

Da ‚Liebe‘, besser: Sex für David etwas Essentielles, die Lebensqualität entscheidend Beeinflussendes ist, versetzt ihn die Beziehung zu Soraya - trotz beruflicher Misserfolgserlebnisse - in eine Dauerhochstimmung (nach zwei Ehen und zwei Scheidungen wird man offenbar wieder bescheidener) :

„Für einen Mann seines Alters, zweiundfünfzig, geschieden, hat er seiner Ansicht nach das Sexproblem recht gut im Griff.“ (5)

„Er ist gesund, sein Geist ist klar. Von Beruf ist er Wissenschaftler - oder er war es, und die Wissenschaft zieht ihn von Zeit zu Zeit noch ganz in ihren Bann. Sein Leben spielt sich im Rahmen seines Einkommens, seines Temperaments, seiner emotionalen Möglichkeiten ab. Ob er glücklich ist? Nach den meisten Wertmaßstäben, ja, er glaubt es jedenfalls.“ (7)

Coetzee beschreibt in wenigen Passagen, wie die Beziehung zwischen David und Soraya strukturiert ist:

„Donnerstag nachmittags fährt er immer nach Green Point. Pünktlich um zwei drückt er auf den Summer am Eingang der Windsor Mansions, sagt seinen Namen und geht hinein. An der Tür von Nr. 113 wartet Soraya auf ihn. Er geht gleich ins Schlafzimmer, das angenehm riecht und in weiches Licht getaucht ist, und zieht sich aus. Soraya kommt aus dem Bad, läßt ihren Morgenmantel fallen und schlüpft neben ihm ins Bett. >>Hab ich dir gefehlt?<< fragt sie. >>Du fehlst mir immer<<, erwidert er. Er streichelt ihren honigbraunen Körper, der nicht von der Sonne gebräunt ist; er legt sie hin, küßt ihre Brüste; sie lieben sich.

Soraya ist groß und schlank, hat langes schwarzes Haar und dunkle, glänzende Augen. Genaugenommen könnte er vom Alter her ihr Vater sein; aber genaugenommen könnte man schon mit zwölf Vater sein. Er gehört seit über einem Jahr zu ihren Kunden; für ihn ist sie völlig befriedigend. In der Wüste der Woche ist der Donnerstag zur Oase von *luxe et volupté* geworden.

Im Bett ist Soraya nicht besonders temperamentvoll. Sie hat eigentlich ein ziemlich ruhiges Naturell, ruhig und fügsam. Ihre allgemeinen Ansichten sind überraschend sittenstreng. Touristinnen, die an öffentlichen Stränden ihre Brüste zeigen (sie sagt >>Euter<< dazu), stören sie; sie meint, daß man Stadstreicher zusammentreiben und zum Straßenkehren anstellen sollte. Er fragt sie nicht, wie sie ihre Ansichten mit ihrem Gewerbe vereinbaren kann.

Weil er Freude an ihr hat und weil sich diese Freude stets einstellt, hat sich bei ihm eine Zuneigung für sie entwickelt. Diese Zuneigung wird in gewissem Maße erwidert, glaubt er. Zuneigung ist vielleicht nicht dasselbe wie Liebe, doch sie ist wenigstens mit ihr verwandt. Wenn man bedenkt, wie wenig aussichtsreich das alles begonnen hat, dann haben sie beide Glück gehabt: er, dass er sie gefunden hat, sie, daß sie ihn gefunden hat.

Er weiß, daß seine Haltung selbstgefällig ist, vielleicht ist er sogar vernarrt in sie. Trotzdem ändert er seine Haltung nicht.

Für ein Zusammensein von neunzig Minuten zahlt er ihr 400 Rand [= ca. 30 € H.H.], wovon die Hälfte an den Diskreten Begleitservice geht. Ihm scheint es ungerecht, daß der Diskrete Begleitservice so viel bekommt. Aber ihm gehört 113 und andere Wohnungen in den Windsor Mansions; in gewissem Sinne gehört ihm auch Soraya, dieser Teil von ihr, diese Funktion.

Er hat mit der Idee gespielt, sie zu bitten, ihn privat zu empfangen. Er würde gern einen Abend mit ihr verbringen, vielleicht sogar ein ganze Nacht. Aber nicht den Morgen danach. Er kennt sich zu gut, als daß er ihr den Morgen danach zumuten würde, wenn er kalt und mürrisch ist und es nicht erwarten kann, allein zu sein.

Das ist sein Temperament, und das wird sich nicht ändern, dafür ist er zu alt. Sein Temperament ist festgelegt, fixiert. Der Schädel, und gleich danach daß Temperament – das sind die zwei härtesten Teile des Körpers.

Vertrau deinem Temperament. Das ist keine Philosophie, so hoch würde er das nicht bewerten. Es ist eine Regel, wie die Regel des heiligen Benedikt. (...)

Im sexuellen Bereich ist sein Temperament zwar lebhaft, aber nie leidenschaftlich gewesen. Wenn er sich ein Totem wählen müßte, würde es die Schlange sein. Den Verkehr zwischen Soraya und ihm stellt er sich ungefähr vor wie das Kopulieren von Schlangen: ausgedehnt, vertieft, doch ziemlich abstrakt, ziemlich nüchtern, auch im heißesten Moment.

Ist Sorayas Totem auch eine Schlange? Fraglos wird sie bei anderen Männern zu einer anderen Frau: *la donna è mobile*. Aber auf der Ebene des Temperaments ist ihre Wesensverwandtschaft mit ihm bestimmt nicht vorgetäuscht.

Obwohl sie durch ihr Gewerbe eine liederliche Frau ist, vertraut er ihr, innerhalb gewisser Grenzen. Während ihrer Zusammenkünfte spricht er relativ offen mit ihr, spricht sich manchmal sogar bei ihr aus. Sie kennt die grundlegenden Dinge seines Privatlebens. Sie hat die Geschichte seiner beiden Ehen gehört, weiß von seiner Tochter und ihrem wechselhaften Geschick. Sie kennt viele seiner Ansichten.

Von ihrem Leben innerhalb der Windsor Mansions verrät Soraya nichts. Soraya ist nicht ihr wirklicher Name, da ist er sich sicher. Es gibt Anzeichen dafür, daß sie ein Kind, oder Kinder, zur Welt gebracht hat. Vielleicht ist sie überhaupt keine Professionelle. Mag sein, sie arbeitet nur ein oder zwei Nachmittage für die Agentur und führt sonst ein anständiges Leben in den Vororten, in Rylands oder Athlone. Für eine Muslimin wäre das ungewöhnlich, aber heutzutage ist alles möglich.“ (5 ff.)

„Als Soraya ihn zum ersten Mal empfing, hatte sie zinnoberroten Lippenstift und kräftigen Lidschatten aufgetragen. Weil er die Klebrigkeit des Make-up nicht mochte, forderte er sie auf, es abzuwischen. Sie gehorchte und hat es seither nie mehr verwendet. Sie lernt schnell, ist fügsam, formbar.“ (10)

„Es wundert ihn, daß ihm neunzig Minuten weibliche Zuwendung pro Woche reichen, um ihn glücklich zu machen, wo er einst geglaubt hatte, daß er eine Frau, ein Heim, eine Ehe brauchen würde. Seine Bedürfnisse sind ganz leicht, wie sich am Ende nun herausstellt, leicht und flüchtig, wie die eines Schmetterlings. Kein Gefühl, oder nur das tiefste, das unerwartetste, wie das Summen des Verkehrs, das den Städter einlullt, oder wie die Stille der Nacht für die Landbevölkerung.

Er denkt an Emma Bovary, die von einem Nachmittag hemmungslosen Fickens befriedigt und mit glasigem Blick nach Hause kommt. *Das ist also die Seligkeit!* sagt Emma und bewundert sich im Spiegel. *Das ist also die Seligkeit, von der die Dichter sprechen!* Nun, wenn die arme, gespenstische Emma jemals hier in Kapstadt auftauchen sollte, dann würde er sie eines Donnerstagnachmittags mitnehmen, um ihr zu zeigen, was Seligkeit bedeuten kann: eine maßvolle Seligkeit, eine gemäßigte Seligkeit.“ (11)

In den wenigen Passagen erfährt man von David eine Menge darüber, was er an einer Frau, zumindest einer Frau wie Soraya schätzt, was sie für ihn bedeutet: Soraya ist groß und schlank. Sie ist jung und hat langes schwarzes Haar und dunkle, glänzende Augen. Ihre Haut ist honigbraun, eine Weiße ist sie also nicht. Außerdem ist sie sehr wahrscheinlich eine Muslimin. Überhaupt hat sie etwas Exotisches. Das mag er. Und sie ist fügsam und formbar. Das mag er ganz besonders. Was nicht ganz in Ordnung ist, kann man entweder zurückgeben, reklamieren oder selber verändern. Das ist ‚Liebe‘ („Zuneigung“) als Ware und bezahlte Dienstleistung. Und als Kunde ist man König. Wenn den Kundenwünschen (wie hier durch Soraya) entsprochen wird, ist die Welt (wieder) in Ordnung, wenn nicht, müsste man sich nach einer anderen ‚Begleiterin‘ umsehen. Wenn man den anderen nach seinen Wünschen ändern und formen kann, ist das möglicherweise sogar besser, als wenn man alles auch ohne eigenes Zutun so bekäme, wie man es haben möchte. So gesehen, ist das eigene Reklamieren und Formen, das Parieren und Gehorchen des anderen eine zusätzliche Eigenleistung, eine zusätzliche Herausforderung, ein Lustgewinn. Man ahnt, wie missmutig der Liebhaber werden könnte, wenn - in einer unbezahlten, freiwilligen Beziehung, einer Beziehung aus ‚Neigung‘ - die Partnerin sich nicht so einfach korrigieren oder formen ließe, möglicherweise sogar ihrerseits beim Partner Änderungsbedarf anmelden würde. Gewalt anzuwenden, statt zu überzeugen, in früheren Zeiten ein sehr verbreitetes und sehr be-

liebt Mittel, ist mittlerweile eindeutig verboten und verpönt. Bezahlen, statt zu überzeugen, nun ja, wenn sich die Ansprüche an heterosexuelle Liebesbeziehungen, zumal die eines Professors, nach einem Zeitalter der Romantik und der mit ihr in die Welt gekommenen Ideale und Utopien mit Liebe als bezahlter Dienstleistung begnügen und sogar hoch zufrieden geben, dann mag man solche Kunden weiterhin Könige nennen, genau genommen sind sie aber ‚arme Würstchen‘, auf jeden Fall aber alles andere als Könige.

Dass David diese Art von Liebe vorsichtshalber etwas tiefer hängt und das, was er für Soraya empfindet, lieber nur Zuneigung nennt, hilft da auch nicht weiter. Immerhin geht er davon aus, dass sie seine Zuneigung auch erwidert. Er glaubt es zumindest. Andererseits, dass seine Zuneigung zu ihr größer ist als ihre zu ihm, ist für ihn sogar wahrscheinlich. Schließlich muss sie mehrere Kunden zufrieden stellen. Und er ist möglicherweise sogar vernarrt in sie. Dass sie ihm in der „Wüste der Woche“ eine „Oase voll *luxe et volupté*“ beschert, und das regelmäßig, und ohne Eskapaden und Launen, bedeutet ihm viel, sehr viel sogar, und es macht ihn glücklich.

Für seine ‚Seligkeit‘ nimmt David in Kauf, dass Soraya sehr radikale und abfällige Ansichten über Touristinnen vertritt, die sich an öffentlichen Stränden barbusig zeigen, oder über Stadtstreicher, denen recht geschähe, wenn man sie zusammentriebe und zum Straßenkehren verpflichtete. Insofern ist es ihm auch ganz recht, dass er sich zwar über alles Mögliche bei ihr aussprechen kann, von ihr aber grundsätzlich nichts Privates erfährt. Aber dass Soraya - bei ihrem Gewerbe - so radikal über die Moral anderer zu Felde zieht, ist David schon etwas unangenehm und unheimlich.

David käme - bei aller Selbstkritik - nicht so ohne weiteres auf den Gedanken, dass er als Kunde in diesem Gewerbe auch ein Teil dieses Gewerbes sein könnte, sozusagen der liederliche Mann dazu. Für sich (und sein Gewissen) ist er nichts weiter als ein (harmloser) Käufer, und „in gewissem Sinn gehört ihm auch Soraya, dieser Teil von ihr, diese Funktion“. (6) So einfach ist das. Das Individuum ist nicht nur selber ein Teil der „funktional differenzierten Gesellschaft“ (Niklas Luhmann); es versteht sich auch selber darauf, je nach Zweck die Teile von anderen und von

sich auszusondern und abzusondern, die ‚mitspielen‘ dürfen oder im Rampenlicht der Augenblicksbetrachtung eher ‚stören‘ und daher ausgeblendet werden müssen. Das verträgt sich nicht immer mit der auch nicht beliebig unterdrückbaren Identität als Gesamtperson, die es gar nicht gern hat, wenn immer nur Teile von ihr gefragt sind und andere Teile sogar verleugnet und versteckt werden müssen.

David ist insgesamt mit seinem Geschäft ‚Sex gegen Geld‘ zwar ganz zufrieden; mit dem ‚Kopf‘ sieht er auch ein, dass ihn nicht zu interessieren hat, welches Leben die Frau führt, die ihm als Soraya bekannt ist. Sein ‚Bauch‘ aber ist (aus guten onto- und phylogenetischen Gründen) ganz anderer Meinung. Der möchte die vom Kopf anerkannten Grenzen viel lieber beseitigen, mindestens aber gelegentlich überschreiten. Wer ist sie? Wie lebt sie? Ist sie verheiratet? Hat sie Kinder? Wie macht sie das, einerseits vielleicht einen Mann und eine Familie zu haben, andererseits aber als Prostituierte zu fungieren? Und das möglicherweise sogar als Muslimin? Was an ihr ist echt, was vorgetäuscht? Bildet er, David, sich nur ein, dass sie seine Zuneigung erwidert? Eigentlich müsste man mit Soraya auch privat ins Geschäft kommen.

Einerseits hat David Lurie in der „Milch-und-Honig-Gesellschaft“, in der es einen „freien Markt für Sex“ gibt, wie es sein Kollege aus dem Roth-Roman, David Kepesh, so treffend formuliert, genau seine Marktnische gefunden. Doch andererseits möchte er doch lieber noch ein bisschen mehr über Soraya als Person erfahren, möchte mehr von ihr haben, mehr von ihr ‚besitzen‘. Auch sie, Soraya, dürfte, wenn es nach ihm ginge, gern noch ein bisschen mehr über ihn erfahren (aber bitte nicht zu viel, da kann er unangenehm werden), etwa, wie er als Gastgeber bei einer Essen-Einladung ist oder wie er ist, wenn sie eine ganze Nacht zur Verfügung hätten. Aber das gemeinsame Aufwachen danach darf es auf keinen Fall geben! Dann ist er nämlich kalt und mürrisch und kann es gar nicht abwarten, wieder allein zu sein. Man ahnt, wie schwer, letztlich wie unmöglich es ist, für solche Individuen noch ‚Beziehungskisten‘ zu finden, in denen sie sich mehr als ein paar Stunden oder Tage, vielleicht auch noch Monate wohl fühlen könnten. Dass Ehen solcher (abgefeimter) Individualisten, um nicht zu sagen: Egozentriker auf Dauer keine Chance haben, Kinderwünsche unter solchen Umständen erst gar nicht aufkommen oder wenn sie, wider die eigene Überzeugung, dennoch realisiert werden, frü-

her oder später ein permanentes Ärgernis werden, versteht sich von selbst. Milch und Honig sind - auf Dauer - verlockender als Bindungen, Durststrecken und Pflichten. Man kennt sich zu gut, als dass man sich auch noch klonen möchte.

Weil David die „Hausregeln“ des Diskreten Begleitservice zwar formal akzeptiert, aber heimlich unterläuft, indem er versucht, die private Soraya zu entdecken und als solche für sich zu gewinnen, verliert er seine „Oase voll *luxe et volupté*“. Er macht mit anderen, was er will, und bedauert sich anschließend, wenn die anderen ihm das heimzahlen.

2.6 Zur Struktur der ‚Beziehungskiste‘ zwischen David Lurie und Melanie Isaacs: Gegenseitige befristete Instrumentalisierung von Ungleichen

Dass für David die Wochen ohne seine Donnerstags-„Intermezzi“ mit Soraya „öde wie eine Wüste“ (18) sind und dass es – trotz seiner intensiven Arbeit an seinem Byron-Thema - Tage gibt, an denen er „nicht weiß, was er mit sich anfangen soll“ (18), ist bereits aus dem Kapitel 2.4 bekannt. Ebenso, dass er genau in dieser Stimmung und in dieser Verfassung eines Freitagabends auf dem Nachhauseweg durch den alten Collegepark auf Melanie Isaacs stößt, eine seiner Studentinnen aus seinem Romantik-Seminar, in die er sich „ein wenig verknallt“ (18) hat, was ihr übrigens, wie er vermutet, nicht entgangen sein dürfte. („Frauen sind empfänglich dafür, für die Schwere des begehrenden Blickes.“ [19].) Dass er sich in „die eine oder andere seiner Schützlinge verliebt“ (18 f.), kommt ansonsten fast in jedem Semester vor und besagt, für sich genommen, nicht viel; Kapstadt ist halt eine „Stadt, reich an Schönheit, reich an Schönheiten“ (19); da stolpert man sozusagen - um Davids Gedanken fortzuspinnen - an jeder Ecke über schöne, attraktive Frauen.

David findet Melanie sehr attraktiv, auch und gerade an diesem Tag, in diesem Augenblick: ihre Statur, ihre Figur, ihr Gesicht, ihre Augen, auch, wie sie sich kleidet. All das gefällt ihm, fasziniert ihn. Er holt sie ein, begrüßt sie freundlich mit einem Hallo und versucht, eine kleine Unterhaltung in Gang zu bringen: Wo sie wohnt, möchte David wissen, ob sie in Kapstadt geboren ist... Der ‚small talk‘ ist für David aber nur ein Mittel zum Zweck. Letztlich geht es ihm darum, sie in sein nahe gele-

genes Haus zu kriegen, um sie dort für ‚mehr‘ zu gewinnen. Ob er sie noch zu einem Drink bei sich zu Hause einladen darf, fragt er scheinheilig. Sie zögert etwas mit der Antwort, willigt dann aber doch mit der Einschränkung ein, dass sie aber spätestens um halb acht zu Hause sein muss. David kann aufatmen, die schwierigste Phase des Frauen-Eroberungs-Spiels hat er mit Erfolg hinter sich gebracht. Die Strategie für die weiteren Schritte ist bereits vorskizziert.

„Er schließt das Sicherheitsgitter auf, dann die Tür, lässt das Mädchen eintreten. Er schaltet das Licht an, nimmt ihr die Tasche ab. In ihrem Haar sind Regentropfen. Er starrt sie an, ganz offen hingerissen. Sie senkt die Augen und zeigt dasselbe ausweichende und vielleicht sogar kokette Lächeln wie zuvor schon.

In der Küche öffnet er eine Flasche Meerlust und legt Kekse und Käse auf den Teller. Als er zurückkommt, steht sie mit zur Seite geneigtem Kopf an den Bücherregalen und liest die Titel. Er legt Musik auf: Mozarts Klarinettenquintett. Wein, Musik - ein Ritual, dessen sich Männer und Frauen spielerisch bedienen.⁷³ An Ritualen ist nichts Unrechtes, sie wurden erfunden, um die peinlichen Übergänge zu erleichtern. Aber die junge Frau, die er mit nach Hause gebracht hat, ist nicht nur dreißig Jahre jünger als er, sie ist Studentin, seine Studentin, seiner Obhut anvertraut. Egal, was zwischen ihnen jetzt geschieht, sie werden als Lehrer und Schüler wieder zusammenkommen müssen. Ist er darauf vorbereitet?“ (19 f.)

Das Heimspiel von Professor Lurie hat begonnen. Die Aura des kulturellen Kapitals entfaltet ihre Wirkung. Melanie überfliegt ehrfurchtsvoll die Titel seiner unzähligen Bücher. Im Hintergrund Mozarts Klarinettenquintett. Zwischendurch kurze Unterhaltungssequenzen über sein Faible, die Literatur. Er kommt auf einige Autoren und ihre Werke zu sprechen, greift bestimmte Stichworte heraus, die für die augenblickliche Situation Signalcharakter haben. Seine Fragen dokumentieren seine Überlegenheit, machen sie etwas unsicher, hilflos und verlegen. Aber irgendwie gefällt ihr die Unterhaltung auch. Davids Aktien stehen nicht schlecht. Melanie hat ‚angebissen‘. Er bittet sie, mit ihm noch eine Kleinigkeit zu essen. Sie weiß nicht so recht, ob sie zu- oder lieber absagen soll. Schließlich willigt sie ein, sagt aber, dass sie allerdings vorher noch telefonieren müsse... Und David geht in die nächste Runde:

⁷³ Wie sich die Bilder gleichen! Professor David Lurie benutzt die gleiche romantische ‚Masche‘ wie Professor David Kepesh beim Anbandeln, Flirten und Verführen: Die Ehrfurcht gebietenden Bücherregale, das kulturelle Kapital par excellence, (nicht zu anspruchsvolle) klassische Musik, ein Klavier, das zeigt, dass der Professor nicht nur viel von Literatur versteht, sondern auch noch musikalisch ist. Die Überflutung der Menschen mit werbeträchtigen Symbolen der Romantik macht es zunehmend schwerer, originell zu flirten. Jedes Erfolgsrezept ist schon zigmal kopiert worden.

„Was er auf die Schnelle zubereitet, ist wirklich ganz schlicht: Anchovies auf Tagliatelle mit einer Pilzsauce. Er lässt sie die Pilze schneiden. Die übrige Zeit sitzt sie auf einem Hocker und sieht zu, während er kocht. Sie essen im Wohnzimmer und machen eine zweite Flasche Wein auf. Sie langt ordentlich zu.⁷⁴ Ein gesunder Appetit für eine so zarte Person.“ (21)

Die Unterhaltung geht hier und da ins Frivole. Ob er immer für sich kocht, möchte sie wissen. Da er allein lebt, muss er wohl oder übel für sich kochen, meint er. Sie kann Kochen nicht ausstehen, meint aber, dass es sicher vernünftiger wäre, ordentlich kochen zu lernen. Er erwidert, wenn sie keine Lust zum Kochen habe, dann solle sie doch lieber einen Mann heiraten, der gern kocht.

„Zusammen malen sie sich das Bild aus: Die junge Frau mit den feschen Sachen und dem protzigen Schmuck kommt zur Haustüre herein und schnuppert ungeduldig; der Gatte, der farblose Mr. Right, steht mit Schürze in der dampfigen Küche und rührt in einem Topf. Rollentausch: der Stoff für die bürgerliche Komödie.“ (22)

Schließlich ist man mit dem Essen fertig. Sie bedankt sich und will gehen. Zumindest tut sie so. David möchte, dass sie noch bleibt. Er hat eine interessante Kasette über Tanz. Die möchte er ihr noch unbedingt vorführen. Eine uralte Aufnahme von zwei Tänzern, die auf einer leeren Bühne ihre von einer stroboskopischen Kamera aufgezeichneten Bewegungen wie Abbilder nach sich ziehen. Er hofft, dass sie der Film ähnlich fasziniert wie ihn. Aber das ist offenkundig nicht der Fall. Andererseits macht sie keine Anstalten zu gehen. Vielmehr schlendert sie planlos in der Wohnung umher, schlägt schließlich einen Ton auf dem Klavier an. Ob sie ihm etwas vorspielen möchte, fragt David. Jetzt nicht, vielleicht ein andermal, „>>wenn wir uns besser kennen<<“ (23), gibt sie zurück. Das klingt für David verheißungsvoll, das klingt nach Fortsetzung. Ob sie einen Blick in sein Arbeitszimmer werfen darf. Natürlich darf sie das. Seine vielen Bücher über Byron fallen ihr auf. Ob Byron sein Lieblingsschriftsteller ist, möchte Melanie wissen. David antwortet auf seine Weise: Er arbeitet über Byron. Was ihn an Byron so interessiert, sagt er nicht. Ob es richtig ist, dass Byron schon in jungen Jahren, und zwar in Italien, gestorben ist.

⁷⁴ Der Alkohol gehört offenbar auch zu den Standards einer solchen ‚Trickkiste‘. Die Nüchternheit und Klarheit der Realität muss ein bisschen entschärft werden. Ein wenig ‚Betäubung‘ kann da hilfreiche Dienste leisten. Der Prozessbeobachter in David nimmt das alles mit einem faden Beigeschmack zur Kenntnis. Er kann nur hoffen, dass Melanie noch so unerfahren (und ‚unverbraucht‘) ist, dass in ihr nicht ein ähnlicher Film abläuft.

Seine Antwort lässt ein wenig durchschimmern, warum er sich so intensiv mit Byron beschäftigt; offenbar sieht er im Lebenswandel von Byron gewisse Parallelen zu seinem eigenen Leben (was Melanie aber nicht unbedingt wissen muss):

„>>Mit sechsunddreißig [Jahren ist Byron gestorben; H.H.]. Sie sind alle jung gestorben. Oder verstummt. Oder sie sind verrückt geworden, und man hat sie eingesperrt. Aber Byron ist nicht in Italien gestorben, sondern in Griechenland. Er ist vor einem Skandal nach Italien geflohen und dort geblieben. Hat sich dort niedergelassen. Er hat die letzte große Liebe seines Lebens erlebt. Italien war zur damaligen Zeit ein beliebtes Reiseziel für Engländer. Sie glaubten, die Italiener seien noch ursprünglicher. Weniger von Konventionen eingeengt, leidenschaftlicher.<<“ (23)

Eigenen Leidenschaften, eigenen Trieben unkontrolliert nachzugeben, anstatt sie zu unterdrücken, ist einerseits zwar verlockend, andererseits aber auch gefährlich. Dabei fortwährend gegen den Stachel der Konvention zu löcken, ist ebenso mutig wie leichtsinnig. Wer dabei übertreibt, muss damit rechnen, den Kürzeren zu ziehen. Das gilt für Byron ebenso wie für David. Und David weiß zu gut, dass er mit dem Feuer spielt, wenn er sich auf Affären mit seinen Studentinnen einlässt. Dass er es trotzdem tut, zeigt, wie schwer es sein kann, einerseits zwar einen Anspruch auf Glück, auf Liebe, auf Sex zu verspüren, aber dennoch verzichten zu sollen, weil die Hürden und Rahmenbedingungen für diesen ‚Glückszugang‘, mit denen man nicht einverstanden ist, dagegen stehen. Professor David Lurie ist nicht so ‚beherrscht‘ und kontrolliert wie Professor David Kepesh (in „Das sterbende Tier“ von Roth), dafür aber um einiges menschlicher und - so gesehen - auch realistischer. Letzterer ist ein ‚Held‘, der alles im Griff hat, ersterer einer, der Fehler über Fehler macht. (Das ‚sterbende Tier‘ in beiden Professoren will partout nicht sterben; es ist sogar quicklebendig. Totgesagte leben eben sogar länger!) Während David Kepesh lieber noch ein paar Umwege in Kauf nimmt, um dann umso sicherer sein Ziel zu erreichen, ist David Lurie unbekümmerter, direkter, plumper. Ob sie noch einen Likör möchte, fragt er Melanie:

„Sie möchte keinen Likör, aber sie willigt in einen Schuß Whisky zu ihrem Kaffee ein. Während sie ihn schlürft, beugt er sich herüber und berührt ihre Wange. >>Du bist sehr schön<<, sagt er. >>Ich werde dich jetzt auffordern, etwas Kühnes zu tun.<< Er berührt sie wieder. >>Bleib, verbring die Nacht mit mir.<<

Über den Tassenrand blickt sie ihn fest an.

>>Warum?<<

>>Weil du es tun solltest.<<

>>Warum sollte ich?<<

>>Warum? Weil die Schönheit einer Frau nicht ihr allein gehört. Sie ist Teil der Aussteuer, die sie mit auf die Welt bringt. Sie hat die Pflicht, sie zu teilen.<<

Seine Hand ruht noch immer auf ihrer Wange. Sie weicht nicht zurück, doch sie gibt auch nicht nach.

>>Und wenn ich sie schon teile?<< Ihrer Stimme ist eine gewisse Atemlosigkeit anzumerken. Es ist immer erregend, wenn man umworben wird – erregend, angenehm.

>>Dann solltest du sie noch breiter teilen.<<

Glatte Worte, alt wie die Kunst der Verführung selbst.

>>Von schönsten Wesen wünschen wir Vermehrung<<, sagt er, >>damit der Schönheit Ros' unsterblich sei.<<

Kein guter Einfall. Ihr Lächeln verliert das Spielerische, Bewegliche. Der Pentameter [aus Shakespeares Sonett 1; H.H.], dessen Kadenz einst so tauglich war, die Worte der Schlange eingängig zu machen, befremden nun. Er ist wieder Lehrer, Literat, Wächter des Kulturerbes. Sie setzt die Tasse ab. >>Ich muß gehen, ich werde erwartet.<<

Die Wolken haben sich verzogen, die Sterne scheinen. >>Eine schöne Nacht<<, sagt er und schließt das Gartentor auf. Sie blickt nicht hoch. >>Soll ich dich nach Hause bringen?<<

>>Nein<<

>>Na schön. Gute Nacht.<< Er breitet die Arme aus und umfängt sie. Für einen Moment spürt er ihre kleinen Brüste an seiner Brust. Dann schlüpft sie aus seiner Umarmung und ist fort.“ (24 f.)

„Na schön“, seufzt David, ‚dann eben nicht‘, möchte man ergänzen. ‚Chance vertan‘. ‚Pech gehabt‘. ‚Aus und vorbei‘. ‚Feierabend‘. Coetzee demonstriert mit den vorgenannten Passagen eindrucksvoll, wie zäh ein Flirt werden kann, wenn er aus dem Tritt kommt, wenn die Kunst der Verführung versagt, weil sie überzieht, sozusagen ungeduldig aus der eben noch beiderseits akzeptierten Rolle fällt. Da hilft dann auch der planvoll platzierte Alkohol nicht mehr, die peinliche Identitätslücke wieder zu schließen. Im Gegenteil, die Lücke wird sprunghaft größer und ernüchtert die rauschhaft Angetörnten. ‚Beziehungsarbeit‘ kann in Schwerstarbeit ausarten und die Akteure im wahrsten Sinne des Wortes ins Schwitzen bringen. Der scheinbar lockere Ausflug ins Literarische, Metaphorische, Poetische gerät ins Makabre, weil er allzu durchsichtig genau auf das zusteuert, wovon er ablenken soll, die Fehlleistung geradezu ausschwitzt.

David überschläft das Vorgefallene und kommt zu dem Schluss, dass er spätestens jetzt die Episode mit Melanie beenden müsste. Aber wieder ist es der Bauch, der den Kopf überstimmt. Sie hat doch ‚angebissen‘. Warum sollte er gleich das Handtuch werfen? Er hatte sie doch schon fast so weit. Den Rest schafft er doch mit links. Jetzt, so kurz vor dem Ziel, aufzugeben wäre doch jammerschade. Sein Es übernimmt nun wieder die Herrschaft über sein Ich und sein Über-Ich. Aber wie sollte er jetzt vorgehen? Abwarten, bis der Zufall die nächste günstige Gelegenheit mit Melanie beschert? Das ist nicht nach Davids Geschmack. Wenn schon, denn schon, mag er sich trotzig gesagt haben. Am Sonntag Vormittag geht er auf jeden Fall zielstrebig (mit einem Schuss krimineller Energie) in die menschenleere Uni, schließt sich das Sekretariat auf, holt sich aus dem Aktenschrank Melanies Karteikarte und notiert sich ihre Daten, vor allem ihre Anschrift und ihre Telefonnummer. Er ruft sie einfach an, obwohl sie mit ihrer Cousine zusammen wohnt, die auch prompt am Telefon ist, dann aber wunschgemäß Melanie ans Telefon holt. Melanie bringt zunächst nur ein verlegenes Hallo zustande. Ob er sie heute zum Essen einladen darf, überrumpelt David die sichtlich überraschte und verwirrte Melanie. (26)

„Aus dem einen Wort hört er ihre ganze Unsicherheit heraus. Zu jung. Sie weiß nicht, wie sie mit ihm umgehen soll; er sollte sie in Ruhe lassen. Aber etwas hat ihn gepackt. Der Schönheit Ros': Das Gedicht trifft sein Ziel wie ein Pfeil. Sie gehört nicht sich selbst; vielleicht gehört auch er nicht sich selbst.“ (26)

Melanie nimmt die Einladung nolens volens (nicht wollend wollend) an; ihr fällt auf die Schnelle einfach keine plausible Ausrede ein. David spürt, dass ihr Ja alles andere ist als eine freie Willensentscheidung; er ist aber offenbar gewohnt, dass die Anbahnung von Beziehungen mit dem anderen Geschlecht nicht selten mit Widerständen einher geht, die sich aber später vielfach in Wohlgefallen auflösen. Insofern kommt er sich nicht einmal schäbig vor, wenn er ihre ‚Zusage‘ freudig akzeptiert. Motto: Man darf und sollte zwar niemanden zu etwas zwingen, ‚vergewaltigen‘; ein bisschen Vergewaltigung kann aber unerlässlich sein, wenn man seine Ziele erreichen will.

Das gemeinsame Essen in Hout Bay wird nicht der gewünschte Erfolg. Sie hat keinen Appetit und starrt bedrückt aufs Meer; außerdem regnet es in Strömen. Ob ihr etwas fehlt, will David wissen, ob sie darüber reden möchte. Melanie schüttelt nur

den Kopf. Ob sie sich wegen ihnen beiden vielleicht Sorgen macht, setzt er nach. „Kann schon sein“, erwidert sie lapidar. „>>Das brauchst du nicht, ich passe auf, daß es nicht zu weit geht<<“, erwidert er, man möchte hinzufügen: ohne rot zu werden. Sein innerer Prozessbeobachter überlegt zwar kurz, dass ‚zu weit‘ für sie und ihn möglicherweise zweierlei ist, damit ist sein Anflug von Empathie aber auch schon wieder vorbei. (27) David ist dreist. Mitnichten hat er bisher verhindert, dass es zu weit geht. Im Gegenteil, wäre es nach ihm gegangen, wäre die Affäre jetzt schon weiter und tiefer gegangen. Das bisschen Bremsen, das die Beziehung bisher an der weiteren Entfaltung gehindert hat, kommt nicht von ihm, sondern von Melanie. Er hat sich bislang auch nicht sonderlich dafür interessiert, ob Melanie bereits in einer mehr oder weniger festen Beziehung lebt. Wenn (das) Es ihn packt, ist er blind und taub für Einwände. Auch die mehr oder weniger misslungene Esseneinladung und die förmlich zu greifende Missstimmung können ihn nicht davon abhalten, den einmal eingeschlagenen Weg fortzusetzen; und zwar *direttissima* (auf dem aller kürzesten Weg):

„Er nimmt sie mit nach Hause. Auf dem Fußboden des Wohnzimmers liebt er sie, während der Regen gegen die Fenster prasselt. Ihr Körper ist klar und einfach, auf seine Art vollkommen; obwohl sie passiv bleibt, ist der Akt für ihn lustvoll, so sehr, daß er vom Höhepunkt in einen völlig entrückten Zustand gleitet.

Als er wieder zu sich kommt, hat der Regen aufgehört. Das Mädchen liegt unter ihm, mit geschlossenen Augen, die Hände schlaff über dem Kopf, die Stirn leicht gerunzelt. Seine Hände sind unter ihrem grobmaschigen Pullover und liegen auf ihren Brüsten. Ihre Leggings und ihr Slip liegen zusammengeknüllt auf dem Boden; seine Hosen hängen ihm um die Knöchel. *Nach dem Sturm*, denkt er – geradewegs aus der Bilderwelt von George Grosz.

Mit abgewandtem Gesicht befreit sie sich, sammelt ihre Sachen auf und verläßt das Zimmer. Wenige Minuten später ist sie zurück, angekleidet. >>Ich muß gehen<<, flüstert sie. Er versucht nicht, sie zurückzuhalten.

Am nächsten Morgen wacht er auf und fühlt sich durch und durch wohl, und dieses Gefühl verschwindet nicht.“ (27 f.)

David hat es mal wieder geschafft. Er hat Melanie tatsächlich rumgekriegt. Und es war himmlisch, ein entrückter Zustand, zumindest für ihn. Also hat er gut daran getan, die zahlreichen kleinen Widerstände, ihre Bedrücktheit und ihre getrübte Stimmung nicht allzu ernst zu nehmen. Solche Erfolgserlebnisse hat man nicht alle

Tage. Da lohnt es sich doch wenigstens, dass man auch etwas riskiert hat. Und David riskiert ja in dieser Affäre eine ganze Menge, von Melanie ganz zu schweigen. Per aspera ad astra (über das Rauhe zu den Sternen). Es fällt einem eben nichts in den Schoß; man muss schon bereit sein, seinem Glück notfalls tatkräftig nachzuhelfen. Und David hat nun richtig Feuer gefangen. Da heißt es: dranbleiben, möglichst keine Pausen entstehen lassen. Von seinem Büro aus lässt er ihr einen Blumenstrauß nach Hause schicken. (Was Melanies Mitbewohnerin und Cousine von einem solchen Blumenstrauß hält, ob Melanie selbst das peinlich sein könnte, interessiert David nicht. Was geht es die anderen an, ob er jemanden liebt und wie er es tut. Er ist gewohnt, seine Handlungen nicht von anderen abhängig zu machen, sondern das zu tun, was er für richtig hält.)⁷⁵ Dass Melanie umgehend in seinem Romantik-Seminar fehlt, registriert er zwar mit Enttäuschung; dass das aber etwas mit dem gestrigen Tête à Tête zu tun haben könnte, kommt ihm nicht in den Sinn. Die Stendhalsche „Kristallisation“⁷⁶ hat David längst in ihrer Gewalt. Sie hat auch seine ‚Warnanlagen‘ weitestgehend außer Betrieb gesetzt. Aus einem Liebes-Akteur ist längst ein Spielball von Hormonen und/oder uralten gesellschaftlichen Ritualen für männliche ‚Jäger‘ geworden. Aus einem Jäger ist längst wieder ein Gejagter geworden.

Fast zwei Tage lang hat David Melanie aus den Augen verloren, dann sieht er sie am Spätnachmittag durch Zufall plötzlich beim Verlassen der Uni; sie wartet inmitten eines Pulks von Studenten am Eingang des Fachbereichs noch einen Regenschauer ab. David arbeitet sich ungeniert bis zu Melanie vor und bittet sie, kurz zu warten, damit er seinen Schirm holen kann, um sie trocken zu seinem Auto zu bringen und nach Hause zu fahren. Melanie lässt das alles mehr oder weniger apathisch mit sich geschehen. Warum sie gefehlt hat, will er wissen, und, ob alles in Ordnung ist. Aber Melanie bleibt stumm, starrt ausdruckslos auf die Scheibenwischer. Als er mit ihr in die Wohnung will, weist sie ihn mit Hinweis auf ihre Cousine

⁷⁵ Siehe Theoretischer Exkurs 1 (Kapitel 9.1)

⁷⁶ Stendhal (alias Henri Beyle) nennt 1822 in seinem Buch „Über die Liebe“ (Frankfurt a.M. und Leipzig 1999) das Phänomen, dass die Liebe die geliebte Person verklärt, ihre Vorzüge bis zur Blindheit übertreibt und die Nachteile bis zum Gehnichts mehr verharmlost, „Kristallisation“. „Ich bezeichne als Kristallisation die Tätigkeit des Geistes, in einem jeden Wesenszug eines geliebten Menschen neue Vorzüge zu entdecken.“ (S. 45) „In den Salzburger Salzgruben wirft man in die Tiefe eines verlassenen Schachtes einen entblätterten Zweig; zwei oder drei Monate später zieht man ihn über und über mit funkelnden Kristallen bedeckt wieder heraus; selbst die kleinsten Zweiglein, nicht größer als die Krallen einer Meise, sind überzogen mit zahllosen schillernden, blitzenden Diamanten, man erkennt den einfältigen Zweig gar nicht wieder.“ (S. 45)

klar zurück. Ob er sie denn wenigstens am Abend wieder sehen kann, setzt er beharrlich nach. Nein, das ist nicht möglich, weil sie Theaterprobe hat. Wann sie sich wieder sehen werden, schiebt David nach. Aber Melanie geht auch auf diese Frage nicht ein, als sie sich mit einem kurzen Dank verabschiedet.

In der nächsten Seminarsitzung ist Melanie wieder auf ihrem Platz. David behandelt das *Präludium* von Wordsworth. Der Text ist gespickt mit Passagen, die man, im übertragenen Sinn, auch auf das beziehen kann, was zwischen ihm und Melanie abläuft. Das irritiert ihn, macht ihn befangen (Melanie ebenfalls). Durch sein Verhältnis mit Melanie und in ihrem Beisein bekommt seine sonst so souveräne und routinierte Moderation hier und da peinliche Untertöne und gerät ins Schleudern.

„Vor einer Woche noch war sie [Melanie; H.H.] nur ein hübsches Gesicht unter anderen in der Seminargruppe. Jetzt ist sie Realität in seinem Leben, eine lebendige Realität.“ (32)

Für David hat diese lebendige Realität einen zwiespältigen Charakter. Einerseits ist das zwar alles für ihn auch irgendwie gefährlich (von Melanie ganz zu schweigen) und mit schlechtem Gewissen verbunden, andererseits aber auch außerordentlich reizvoll, prickelnd und verlockend. Und so lange sein Vorgehen außer Melanie – mit der wird er schon fertig – niemand beanstandet, sieht er keinen Grund, von ihr abzulassen. Das Über-Ich und die Moral haben eben eine ganz andere Qualität, wenn und so lange die lästigen Widersacher der ‚social control‘ nur im Hintergrund rumoren, statt lebendig auf den Plan zu treten.⁷⁷ Das Private behält seine Schutzschicht nur so lange, wie es nicht öffentlich wird. Die rosa gefärbte Brille nimmt dem Verliebten – da mag er Professor sein und über einen noch so klaren Verstand verfügen – die klare Sicht und den Durchblick dafür, dass die Skandal witternde Öffentlichkeit bereits dabei ist, in sein Privatleben einzudringen.

David ist längst Melanie-süchtig geworden. Als Nächstes möchte er sie bei einer Theaterprobe erleben. Im dunklen Zuschauerraum mischt er sich so unauffällig wie möglich unter die wenigen Zuschauer. Das Stück findet er platt und langweilig. Aber Melanie, die eine kleine Nebenrolle spielt und dabei einen „breiten Kaaps-

⁷⁷ Siehe Theoretischer Exkurs 2 (Kapitel 9.2)

Dialekt“ (33) spricht, gefällt ihm gut. Die Stendhalsche Kristallisation hat David nach wie vor fest im Griff. Als der Hausmeister vorzeitig und mit einem Seufzer die Probe verlässt, überlegt auch David, was er hier zu suchen hat.

„Er sollte auch gehen. Es ist ungehörig, so im Dunkeln zu sitzen und einer jungen Frau nachzuspionieren (ungebeten drängt sich ihm das Wort *lüstern* auf). Aber die alten Männer, zu denen er bald gehören wird, die Stadtstreicher und Stromer mit ihren fleckigen Regenmänteln, dem lückenhaften Gebiß und den aus den Ohren spießenden Haaren – sie alle waren einst Kinder Gottes mit geraden Gliedern und klaren Augen. Kann man ihnen vorwerfen, daß sie bis zuletzt das köstliche Mahl der Sinne nicht verlassen wollen?“ (34)

„Am Nachmittag um vier steht er am nächsten Tag vor ihrer Tür. Als sie öffnet, hat sie ein zerknittertes T-Shirt an, Radlerhosen und Hausschuhe in der Gestalt von Comic-Figuren, die er albern und geschmacklos findet.

Er hat sie nicht vorgewarnt, sie ist zu überrascht, um sich dem lästigen Besucher zu widersetzen, der sich ihr aufdrängt. Als er sie umarmt, fallen ihre Glieder herab wie die einer Marionette. Worte dringen keulenschwer in ihre zarte Ohrmuschel. >>Nein, nicht jetzt!<< sagt sie und wehrt sich. >>Meine Cousine kommt gleich zurück!<<

Aber nichts kann ihn aufhalten. Er drängt sie ins Schlafzimmer, streift ihr die lächerlichen Hausschuhe ab, küßt ihre Füße, überrascht von dem Gefühl, das sie erregt. Das hat etwas mit ihrer Erscheinung auf der Bühne zu tun: die Perücke, der wackelnde Hintern, die ordinäre Sprache. Seltsame Liebe! Aber aus dem Köcher Aphrodites, der schaumgeborenen Göttin, daran ist kein Zweifel.

Sie leistet keinen Widerstand. Sie wendet sich nur weg. Sie läßt sich von ihm aufs Bett legen und ausziehen; sie hilft ihm sogar, hebt die Arme und dann die Hüften. Sie fröstelt; sobald sie nackt ist, schlüpft sie unter die Steppdecke wie ein Maulwurf in seinen Bau und dreht ihm den Rücken zu.

Es ist keine Vergewaltigung, nicht ganz, aber doch unerwünscht, gänzlich unerwünscht. Als hätte sie sich entschlossen, ganz schlaff zu werden, sich tot zu stellen, solange es dauert, wie ein Kaninchen, wenn die Fänge des Fuchses sich in seinem Nacken verbeißen. So daß alles, was man mit ihr macht, weit weg ist. (34 f.)

David hat für sich eine raffinierte Methode entwickelt, sein vordergründiges Drängen und Bedrängen zu verharmlosen, indem er ihm mit Metaphern aus der Literatur zu höheren Weihen verhilft. Was ihn umtreibt, ist nicht etwa Begierde und schnörkelloser Sex, sondern Liebe „aus dem Köcher Aphrodites, der schaumgeborenen Göttin, daran ist kein Zweifel“. Für Melanie stehen solche Gottheiten offen-

bar nicht zur Verfügung. Sie lässt David gewissermaßen unter Protest gewähren, fordert ihn aber dann eindringlich und flehentlich auf, umgehend die Wohnung zu verlassen, weil sie mit ihm zusammen nicht von ihrer Cousine überrascht werden will, die sie jeden Moment zurück erwartet.

„Er gehorcht, doch als er bei seinem Auto ankommt, ergreift ihn eine solche Niedergeschlagenheit, daß er zusammengesunken hinter dem Steuer sitzt und sich nicht rühren kann.“ (35)

Kein Wunder, möchte man sagen. David nimmt nicht die geringste Rücksicht auf seine Partnerin. Nichts kann ihn aufhalten, auch nicht Melanies Ankündigung, dass sie jeden Moment ihre Cousine in der Wohnung zurück erwartet. Tatsächlich sieht David „eine Frau mit stämmigen Beinen und einem strengen Bürokostüm“ (35), also offenbar die Cousine, auf die Haustür zugehen, unmittelbar nachdem er sein Auto erreicht hat.

Auch dieser ‚Warnschuss‘ vermag David trotz aller Gewissensbisse nicht umzustimmen. Letztlich zählt für ihn und vor seinem Gewissen nicht, dass Melanie mit seinem ‚Überfall‘ ganz und gar nicht einverstanden war, sondern, dass sie schließlich doch keinen ernststen Widerstand geleistet hat, ja, sogar mitgeholfen hat. Für David scheint damit der Tatbestand des „harmonischen Hedonismus“, an dem auch er als einer Mindestmaxime nicht vorbei kommt, erfüllt zu sein, wenn auch nur in ihrer primitivsten Form: Kein beharrlicher und entschiedener Widerstand ist gleichbedeutend mit Dulden. Und Dulden ist sozusagen die Eingangsstufe für Zustimmung oder Einverständnis. Und Einverständnis ist die Mindestvoraussetzung für ein (mit Abstrichen) ‚ruhiges Gewissen‘. Das Gewissen wiederum ist kolossal biegsam und flexibel, solange die Mächte, die einen zur Rechenschaft ziehen könnten, im Anonymen bleiben, nicht persönlich auf den Plan treten und tatsächlich einschreiten. Das schafft Raum für eine Moral, die zwei Grundsätze hat. Was nicht ausdrücklich durch Gesetz, Verordnung oder Vertrag verboten ist, ist erlaubt. Erlaubt ist ferner, was zwar verboten ist, bei dem aber letztendlich der Regelverstoß von denen, die einem gefährlich werden könnten, höchstwahrscheinlich nicht bemerkt wird. Bei welchem Kaliber von Regelverstoß das Individuum aus dem krimi-

nellen Trip aussteigt, bleibt seinem Ermessen überlassen.⁷⁸ Und das neigt in der Regel zu Großzügigkeit. Eigentlich oszilliert dieser Maßstab weniger auf der Achse moralisch-unmoralisch, sondern ‚nur‘ auf der Achse schlau-dumm. Wer so töricht ist, sich erwischen zu lassen, ist nach dieser Logik nicht unmoralisch (was man auf keinen Fall sein darf und sein möchte), sondern nur jemand, der mal einen Fehler macht (und Fehler macht ja jeder wohl mal, das ist also weniger dramatisch). Skandale bringen dann, wenn tatsächlich solche ‚Fehler‘ unterlaufen sind, wenn es ‚dem Esel zu wohl geht‘, wenn die heimische ‚Spionageabwehr‘ geschlafen hat, wenn man zu leichtsinnig geworden ist (nachdem schon weitaus problematischere Dinge unentdeckt blieben), manchmal doch noch ans Licht, dass Menschen, denen man das überhaupt nicht zugetraut hätte, unter Umständen schon längere Zeit Handlungen begangen haben, die für ‚die anderen‘ (die nicht selber ‚Betroffenen‘) sehr wohl ‚kriminelle‘ Handlungen sind.

Am nächsten Tag fehlt Melanie im Seminar. Damit verpasst sie unentschuldigt die in dieser Seminarsitzung fällige Klausur. David führt sie dennoch als ‚anwesend‘ und schreibt ihr, wie er für sich festhält, ‚vorläufig‘ eine mittlere Zensur gut. Die ganze Woche versucht er vergeblich, sie telefonisch zu erreichen. Sie ist wie vom Erdboden verschwunden.

„Dann klingelt es am Sonntag um Mitternacht an der Tür. Es ist Melanie, von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet, mit einer kleinen schwarzen Wollmütze. Ihr Gesicht ist angespannt; er macht sich auf zornige Worte, auf eine Szene gefaßt.

Die Szene kommt nicht. Eigentlich ist sie die Verlegene. >>Kann ich heute nacht hier schlafen?<< flüstert sie und weicht seinem Blick aus.

>>Aber natürlich.<< Erleichterung durchströmt ihn. Er zieht sie in seine Arme und drückt sie, die kalt und steif ist, an sich.“(36)

David möchte wissen, was passiert ist, warum sie so verstört ist, was sie bewogen hat, mitten in der Nacht bei ihm Unterschlupf zu suchen. Aber Melanie möchte nichts erklären, offenbar ist sie fix und fertig und braucht Ruhe. David macht ihr im ehemaligen Zimmer seiner Tochter das Bett zurecht,

⁷⁸ Siehe Theoretischer Exkurs 2 (Kapitel 9.2)

„gibt ihr einen Gute-Nacht-Kuß und läßt sie allein. Als er eine halbe Stunde später nachschaut, schläft sie wie eine Tote, vollständig angekleidet. Er zieht ihr die Schuhe aus und deckt sie zu.

Um sieben Uhr, als die ersten Vögel zu zwitschern beginnen, klopft er an ihre Tür. Sie ist wach, liegt da und hat die Decke bis unters Kinn gezogen und sieht verhärtet aus.

>>Wie geht's dir?<< fragt er.

Sie zuckt die Schultern.

>>Ist was passiert? Willst du es erzählen?<<

Sie schüttelt stumm den Kopf.

Er setzt sich aufs Bett und zieht sie an sich. In seinen Armen beginnt sie kläglich zu schluchzen. Trotzdem zittert er vor Verlangen. >>Na, na<< flüstert er und versucht, sie zu trösten. >>Sag mir, was los ist.<< Fast hätte er gesagt >>Sag Papa, was los ist.<< (36)

„Er legt sich neben sie aufs Bett. Das allerletzte, was er braucht, ist, daß Melanie Isaacs bei ihm wohnt. Aber für diesen Moment ist der Gedanke berauschend. Sie wird jede Nacht da sein; jede Nacht kann er so in ihr Bett schlüpfen, in sie hineinschlüpfen. Man wird es herausfinden, man findet es immer heraus, es wird Getuschel geben, vielleicht sogar einen Skandal. Aber was macht das schon? Ein letztes Auflodern der sinnlichen Flamme, ehe sie verlöscht. Er schlägt die Bettdecke zurück, streichelt ihre Brüste, ihren Hintern. >>Natürlich kannst du hierbleiben<< murmelt er. >>Natürlich.<<“ (37 f.)

Unversehens und unerwartet hat David, zumindest für einen Tag, wieder eine Bettgefährtin – mit einem Hauch von bürgerlichen Eheritualen. Er wacht morgens auf, steht auf und geht zur Arbeit. Sie bleibt daheim und vorerst auch im Bett.

„Als er mittags zurückkommt, ist sie auf und sitzt in der Küche, ißt Toast mit Honig und trinkt Tee. Sie scheint sich ganz wie zu Hause zu fühlen.“ (38)

David möchte von Melanie wissen, was vorgefallen ist und wie es weitergehen soll. Aber Melanie vertröstet ihn auf später. Jetzt, so erklärt sie ihm, sei dafür keine Zeit, da sie zur Theaterprobe müsse und ohnehin schon verspätet sei. Im übrigen sei ihr bewusst, dass sie leider einige Seminare verpasst habe, aber die Theaterarbeit, die für sie Vorrang habe, nehme sie zur Zeit besonders in Anspruch. Heute Abend, nach der Theaterprobe, könnten sie sich wieder sehen und alles besprechen. „Sie steht auf, schafft Tasse und Teller zur Spüle (wäscht sie aber nicht ab) (...).“ (38) David registriert mit Unbehagen, dass sie ihm ganz selbstverständlich die Spülarbeit zumutet. Dass er mit ihr im Scherz durchgespielt hat, wenn die Frau gut ge-

kleidet von der Arbeit nach Hause kommt und sich danach erkundigt, was der Hausmann gekocht hat, war nur als Spiel gedacht, nicht als Realität, die irgend etwas mit der Realität eines David Lurie zu tun hat! Melanie verspricht David aber immerhin, dass sie morgen wieder im Seminar sein werde.

„Sie verspricht es, aber das Versprechen ist nicht einklagbar. Er ist verärgert, irritiert. Sie benimmt sich schlecht, erlaubt sich zu viel; sie lernt, ihn auszunutzen. Aber wenn sie sich zu viel erlaubt, hat er sich noch mehr erlaubt; wenn sie sich schlecht benimmt, hat er sich noch schlechter benommen. Wenn sie zusammen sind, ist er derjenige, der führt, und sie diejenige, die folgt. Das sollte er nicht vergessen.“ (39)

David registriert, dass seine Abhängigkeit von Melanie auch für ihn eine Kehrseite hat, die er nicht wollte. Aber er ist fair genug festzuhalten, dass er den ungleichen Kampf selber vom Zaun gebrochen hat, dass die Waffen der Geschlechter im Geschlechterkampf, zumindest, was sein Verhältnis zu Melanie anbelangt, immer noch ungleich verteilt sind. Den Partner in einer von Ungleichheit bestimmten ‚Partnerschaft‘ ohne einen überzeugenden Konsens für seine Zwecke zu instrumentalisieren, ist nicht nur ein vermeintliches ‚Anrecht‘ des Seniorpartners. Wie man sieht, versteht sich auch der Juniorpartner gut darauf, Nutzen aus der Sache zu ziehen. Melanie zahlt insofern mit der gleichen Münze heim, aber auf Gebieten, in denen sie sich am längeren Hebel sieht. Man versteht sich – ganz allgemein, wie in der Gesellschaft – darauf, den jeweiligen Gebrauchswert in den entsprechenden Tauschwert umzurechnen, wenn man sich davon Vorteile verspricht.

Coetzee gönnt seinem ungleichen Paar noch einmal sein bescheidenes Glück, bevor er die überfälligen ‚Rechnungen‘ präsentiert.

„Er schläft noch einmal mit ihr, im Bett im Zimmer seiner Tochter. Es ist gut, so gut wie das erste Mal; er erfaßt allmählich die Art, wie sich ihr Körper bewegt. Sie ist beweglich und begierig auf Erfahrung. Wenn er bei ihr keinen ausgeprägten sexuellen Appetit feststellt, dann nur, weil sie noch jung ist. Ein Moment hebt sich in der Erinnerung heraus, als sie ein Bein hinter seinen Po hakt, um ihn noch mehr hineinzuziehen: als er spürt, wie sich bei ihr die Sehne innen am Oberschenkel anspannt, erfaßt ihn eine Woge der Freude und des Verlangens. Wer weiß, denkt er, es könnte trotz allem eine Zukunft geben. (40)

„Sie steht auf, geht gemächlich durchs Zimmer und sammelt ihre Kleider auf, so ungeniert, als wäre sie allein. Er ist Frauen gewöhnt, die beim Anziehen

und Ausziehen befangener sind. Aber die Frauen, die er gewöhnt ist, sind nicht so jung, haben keine so makellose Figur.“ (41)

Während David Kepesh, der Professor in Philip Roths Buch „Das sterbende Tier“ mit zig jungen Frauen geschlafen hat und damit auch unangenehm herumprahlt, ist David Lurie in dieser Beziehung offenkundig noch kein Routinier, sondern einer, der spürt, dass er zu einer Generation gehört, die sich schwer tut, mit der Unbefangenheit der Jungen angemessen umzugehen und mitzuhalten. Aber dass er trotz seines Alters bei Melanie ganz gut ‚im Geschäft‘ ist, gefällt und schmeichelt ihm. Er rechnet sich sogar – ein wenig blauäugig, wie er nun einmal ist – Chancen aus, dass es trotz allem eine (auf Dauer angelegte) Zukunft mit ihr geben könnte.

Aber es kommt anders, und zwar gründlich. Coetzee lässt seinen ‚Helden‘ über vierzig Seiten einigermaßen unbehelligt seiner Leidenschaft frönen. Auf den restlichen knapp zweihundertvierzig Seiten des Romans „Schande“ konfrontiert er ihn dann aber mit dem erbarmungslosen Echo, dass er durch seine fehlende Sensibilität für die vitalen Interessen anderer selber herauf beschwört.

„Es tut uns leid, wenn man uns auf die Schliche kommt“, sagt Melanies Vater zu David, als dieser sich bei ihm entschuldigt. Sein Unrechtsbewusstsein und sein schlechtes Gewissen melden sich erst, nachdem man ihn ‚erwischt‘ hat. Vorher hat ihn weder ‚gejuckt‘, dass er gegen seinen Dienstvertrag verstößt, noch dass Melanie vielleicht einen Freund hat, noch dass Melanie sich gegen ihn und seine Wünsche (zumindest zeitweise) sehr entschieden zur Wehr gesetzt hat. Jetzt räumt er (ihrem Vater gegenüber) ein, dass er Melanie in Anbetracht ihres und seines Alters, ihres und seines Entwicklungsstandes möglicherweise zu viel zugemutet hat. Trotz dieser ‚Einsicht‘ entschuldigt er sich aber nicht bei Melanie, was – nach der ‚Logik‘ seines ‚Herzens‘ – eigentlich vorrangig gewesen wäre, sondern bei ihrem Vater bzw. bei ihren Eltern. Im Beisein der jüngeren Schwester vor den Eltern zur Sühne auf die Knie zu fallen und mit der Stirn die Erde zu berühren, ist, zumindest für meinen Geschmack, zu theatralisch, zu unecht, zu bigott, zu kitschig. Die ‚Kurve‘, die der Autor seinem Protagonisten zwischen dem Weiberhelden David und dem Büßer David zumutet, wirkt (zumindest auf mich) nicht gerade überzeugend. Sollte Coetzee diesen Eindruck (dass David Lurie sich moralisch auch jetzt noch nicht schuldig sieht, sondern nur seine ‚Dummheit‘ bereut, die Mächte der ‚Konven-

tion' unterschätzt zu haben), sähe die Sache allerdings schon anders aus. Dass David erst gar nicht auf die Idee kommt, sich bei der Universität, dem Rektor, dem Prorektor und dem Vorsitzenden des Untersuchungsausschusses (die sich alle drei mächtig für ihn ‚ins Zeug gelegt‘ hatten) für sein Fehlverhalten zu entschuldigen, spricht möglicherweise dafür, dass Coetzee seinen ‚Helden‘ genau so inkonsequent, so hin- und hergerissen schildern wollte, wie er tatsächlich wirkt. So gesehen, ist der „moralische Dinosaurier“ David, wie ihn seine Tochter spöttisch nennt, in der Tat kein „Geistlicher in einem postreligiösen Zeitalter“, sondern in der Tat eher so etwas wie ein Dinosaurier, also eine ausgestorbene Gattung, aber nicht unbedingt ein *moralischer* Dinosaurier. Wo David sich moralisch mit anderen misst, zieht er meist den Kürzeren.

3 Zeruya Shalev: Liebesleben⁷⁹ - Zwischen Traumliebe und Liebestrauma

3.1 Zu Konzeption und Inhalt des Romans

Das Liebesleben von Ja'ara, einer Dozentin für Bibelwissenschaften an der Universität von Jerusalem, ist Gegenstand des Romans „Liebesleben“ von Zeruya Shalev. Im Gegensatz zu den bereits vorgestellten Romanen von Roth und Coetzee sind bei dem Roman „Liebesleben“ Autor und ‚Held‘ weiblichen Geschlechts. Die Protagonistin des Romans, die gut dreißig Jahre alte Ja'ara, ist im Begriff, eine Dissertation über die Zerstörung des Tempels in Angriff zu nehmen. Ihr Doktorvater hält große Stücke von ihr und ist mit ihr im Gespräch darüber, wie sie das Thema konkret formulieren und angehen könnte. Das Exposé, das er von ihr hierzu erwartet, sollte eigentlich längst fertiggestellt und abgegeben sein; der Doktorvater behandelt ihre Verzögerungen jedoch mit großer Nachsicht und akzeptiert ihre wiederholten Entschuldigungen, während sie ihn über die wahren Hintergründe der Terminverzögerungen dreist und ungeniert täuscht: Ja'ara, seit fünf Jahren mit Joni verheiratet, hat sich nämlich Knall auf Fall in einen verheirateten älteren Mann verliebt, der bei ihren Eltern zu Besuch ist und der, wie sich für Ja'ara erst anlässlich dieses Besuches herausstellt, schon seit gut dreißig Jahren mit ihrem Vater befreundet ist und seinerzeit sogar mit ihm um dieselbe Frau, nämlich ihre Mutter, konkurrierte. Arie Even, so heißt der Mann, der seitdem im Ausland lebte und erst kürzlich mit seiner Frau Josephine nach Israel zurückgekehrt ist, imponiert Ja'ara auf den ersten Blick, erst negativ, dann positiv: Seine Souveränität, seine Lockerheit, seine Gelassenheit, seine Sicherheit, sein Auftreten, sein Alter, seine Erfahrung, sein Blick, seine Ausstrahlung, seine Ruhe, seine ‚Männlichkeit‘; all das sind Eigenschaften, an denen es Joni, ihrem Mann, nach Ja'aras Einschätzung leider gänzlich mangelt. Joni ist jung, lieb, nett, harmlos, zuverlässig, naiv, kindlich, unbedarft, kurzum; Joni ist, gemessen an Arie Even, der Gegentyp von Mann, im Grunde genommen, zumindest für Ja'ara, gar kein richtiger Mann. Ja'ara, die schon bald nach der Heirat für sich zu der schmerzlichen Erkenntnis gekommen ist, dass ihre Entscheidung für Joni wohl eine Fehlentscheidung war, lässt ihren Mann ihre Verachtung auf vielfältige Art spüren. Der arme Joni macht immer neue Anläufe, Ja'aras Gunst (wieder) zu gewinnen. Doch immer, wenn er ihre Wünsche

⁷⁹ Shalev, Zeruya: Liebesleben, Berlin 2000. Die im Text dieses Kapitels eingeklammerten Ziffern beziehen sich auf die Seiten in diesem Buch

oder Forderungen erfüllt, legt sie die ‚Messlatte‘ unerreichbar höher. All das verschärft sich durch das Auftauchen von Arie Even. In dem Maße, wie Arie in der Gunst von Ja’ara steigt, fallen gleichzeitig die ‚Aktien‘ von Joni. Ja’aras Liebe und Leidenschaft für Arie Even nehmen groteske und nymphomanische Züge an. Ihr Liebesleben bringt in kürzester Zeit ihr sonstiges Leben, ja, ihre ganze Lebensplanung durcheinander. Dass ihre Beziehung zu Joni wohl endgültig auf der Strecke bleibt, wird für Ja’ara allmählich zur unumstößlichen Gewissheit. Dass die Romanze mit Arie, der anfangs wenig Neigung verspürt, sich auf Ja’ara einzulassen, allmählich aber Gefallen daran findet, dass sie so auf ihn ‚abfährt‘, auch keine Lebensperspektive für sie sein kann, wird Ja’ara allmählich ebenfalls zur Gewissheit, zumal Arie zu der Liebe, die sie von ihm erwartet, offenkundig gar nicht fähig ist. Ja’ara kommt schließlich und endlich und gerade noch rechtzeitig zu der Erkenntnis, dass sie weder einen Mann vom Schlage Joni, noch vom Schlage Arie auf Dauer gebrauchen kann und sich daher lieber auf ihre Dissertation und die Aussicht, die unbefristete Planstelle vielleicht doch noch zu bekommen, konzentrieren sollte.

An dem Roman ist, so will mir scheinen, nicht so sehr die zum Teil groteske und mit Zufällen gespickte Handlung das Faszinierende, sondern die Art und Weise, wie die Autorin die Wechselwirkung zwischen Leben und Liebesleben der Protagonistin und anderer Romanpersonen einfängt. Das phylogenetisch gespeiste und aufgeladene Bewusstsein der Protagonistin als Prozessbeobachter einerseits, das rational-irrationale Handeln der ‚Heldin‘ und anderer Akteure andererseits vermitteln einen Eindruck davon, warum im Liebesleben moderner Individuen Unbefangenheit, Unbekümmertheit, Natürlichkeit und Naivität immer mehr an Boden verlieren (müssen). Der Leser wird eingeladen, aus der Perspektive der in der Ich-Form kommunizierenden Ja’ara dieses komplizierte Geflecht eines arbeitsteilig organisierten, denkenden, fühlenden und handelnden Individuums mitsamt seinen unzähligen Identitätsproblemen näher kennen zu lernen. Die Gedanken und die wörtliche Rede der Romanpersonen gehen so nahtlos ineinander über, dass die Autorin auf Anführungszeichen gänzlich verzichten kann.

Ansonsten ist festzuhalten, dass auch dieser Roman (wie die beiden vorhergehenden) eine Liebesbeziehung von einem älteren Mann mit einer jungen Frau zum

Gegenstand hat. Die junge Frau sucht instinktiv einen Mann, zu dem sie ‚aufblicken‘ kann. Für den Mann ‚in Augenhöhe‘ kann sie sich nicht erwärmen. Nebenbei ist „Liebesleben“ der dritte Roman, dessen Helden sich im akademischen und großstädtischen Milieu bewegen.

Würde man für die folgenden Bücher und die diesen Büchern zugrunde liegenden soziologischen Theorien „Das ganz normale Chaos der Liebe“ von Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim⁸⁰, „Wandel der Intimität“ von Anthony Giddens⁸¹ und „Liebe als Passion“ von Niklas Luhmann⁸² nach literarischen Entsprechungen suchen, würde der Roman „Liebesleben“ von Zeruya Shalev (aus meiner Sicht) sicher zu den belletristischen Werken gehören, bei denen man besonders zahlreiche und sehr weit gehende Entsprechungen und Überlappungen findet: beim Chaos der Liebe, beim Wandel von Intimität und Sexualität sowie beim Thema Liebe aus Leidenschaft.

3.2 Zur Person von Ja'ara: Junge verheiratete Akademikerin mit widersprüchlichem Verhältnis zu traditionellen Normen und Mustern

Dass Ja'ara *Dozentin* an der Universität von *Jerusalem* ist, geht mehr aus dem Klappentext des Buches als aus dem Buch selber hervor. Im Buch selbst erfährt man nur, dass sie zusammen mit einer Kollegin um eine unbefristete Planstelle als Lehrbeauftragte (29) konkurriert, Sprechstunden für Studierende abhält (28) und die Absicht hat, eine Dissertation über die Zerstörung des Tempels zu schreiben. Dass sie *Bibelwissenschaften* und nicht etwa Theologie oder Geschichte oder Religionsgeschichte studiert, schließe ich aus der Tatsache, dass die Autorin selbst u.a. Bibelwissenschaften studiert hat. Mit anderen Worten: Die kursiv gedruckten Aussagen sind Interpretationen von bzw. Schlüsse aus Fakten, nicht Fakten im engeren Sinne des Wortes. Dass Ja'ara Anfang dreißig ist, ergibt sich indirekt aus einer Bemerkung von Arie Even, dem Studienfreund ihres Vaters, seinerzeit auch Mitkonkurrent des Vaters um Ja'aras Mutter. Vor dreißig Jahren hatten, so Arie, die beiden Freunde sich zum letzten Mal gesehen, und damals sei Ja'ara noch ein Baby gewesen. (10)

⁸⁰ Frankfurt a.M. 1990

⁸¹ Frankfurt a.M. 1993

⁸² Frankfurt a.M. 1994

Ja'aras Eltern führen keine mustergültige Ehe. Ja'ara ist gewohnt, dass die Eltern sich ständig ‚kabbeln‘ und gegenseitig kritisieren. Nach dem Tod ihres Kindes, eines zehn Jahre jüngeren Bruders von Ja'ara, hat ihre Mutter, so Ja'ara, nach Jahren der Trauer und des Hasses und einer lang anhaltenden Depression sozusagen den „Club der Geschädigten des Lebens“ (173) gegründet, in dem sie sich von allen, aber vorzugsweise von Frauen, angezogen bzw. zu ihnen hingezogen fühlt, die von Schicksalsschlägen heimgesucht oder von ihren Männern im Stich gelassen wurden. Ja'ara hat als Kind unter dieser Situation sehr gelitten, zumal sie das Gefühl hatte, dass der verstorbene Bruder das Ein und Alles der Mutter war und sie als Kind nur unter ‚ferner liefen‘ rangierte. Dass ihre Mutter Arie Even, ihren ehemaligen Geliebten, heute hasst, führt nicht von ungefähr dazu, dass Ja'ara, die Arie beim ersten Zusammentreffen spontan auch nicht leiden kann, sich schließlich (erst recht) in ihn verliebt.

Mit dreiundzwanzig Jahren hatte Ja'ara sich in den gleichaltrigen Joni verliebt. Die beiden hatten dann vor fünf Jahren geheiratet (189), und gemeinsam hat man Pläne für die Zukunft geschmiedet. Er, bereits in der Computerbranche (in der Firma seines Vaters) tätig (56), sie, vor einer Hochschullaufbahn. Die nächsten Schritte sollten sein: unbefristete Planstelle für sie als Dozentin, schließlich Promotion und danach erst einmal ein Baby und eine neue Wohnung. (30) Doch irgendwie stolpert Ja'ara in ein ähnliches Schicksal wie ihre Mutter: Sie hat dummerweise einen Mann geheiratet, den sie, wie sie leider erst im Nachhinein gemerkt hat, im Grunde nicht lieben kann, weil sie ihn verachtet...

Doch Ja'ara kann kämpfen wie ein Löwe. Sie ist nicht daran interessiert, wie ihre Mutter in den „Club der Geschädigten des Lebens“ zu wechseln. Zu erkennen, dass man auf einem Irrweg gelandet ist, heißt umgehend und mit ganzer Kraft nach Alternativen zu suchen, auch wenn diese in die entgegengesetzte Richtung führen oder zu Umwegen zwingen. Vielleicht hat das ein bisschen damit zu tun, dass Ja'ara unter anderem auch Erfahrungen in der israelischen Armee gesammelt hat...

Sowohl aus der Ontogenese als auch aus der Phylogenese ist Ja'ara mit Traditionen, alten und neuen Mustern, Rahmenbedingungen und Konfliktmöglichkeiten bestens vertraut. Dass sie dabei in den reißenden Strom ihrer eigenen Entwicklung gerät und immer wieder in Situationen kommt, die einerseits sehr verlockend, andererseits für sie als Person aber auch sehr gefährlich sind, demonstriert der Roman eindrucksvoll.

3.3 Zur Person von Arie Even: Ein aus bescheidenen Verhältnissen stammender Studienfreund von Ja'aras Vater und ehemals auch dessen Rivale um Ja'aras Mutter, der inzwischen eine sehr reiche Frau geheiratet hat und seit Jahrzehnten für den Geheimdienst im Ausland tätig war und dem man nachsagt, dass er ein mit allen Wassern gewaschener Egozentriker und Einzelgänger ist, der es glänzend versteht, es sich auf Kosten anderer, speziell von Frauen, gut gehen zu lassen

Wie elektrisiert und vom Schock getroffen, reagiert Ja'ara, als sie ihre Eltern besuchen will und ein für sie Fremder (nämlich Arie Even) ihr die Tür öffnet und bei ihr den Eindruck erweckt, als wohne er hier (und nicht ihre Eltern).

„Es war nicht mein Vater und nicht meine Mutter, weshalb öffnete er mir dann ihre Haustür, erfüllte mit seinem Körper den schmalen Eingang, die Hand auf der Türklinke, ich begann zurückzuweichen, schaute nach, ob ich mich vielleicht im Stockwerk geirrt hatte, aber das Namensschild beharrte hartnäckig darauf, daß dies ihre Wohnung war, wenigstens war es ihre Wohnung gewesen, und mit leiser Stimme fragte ich, was ist mit meinen Eltern passiert, und er öffnete weit seinen großen Mund, nichts ist ihnen passiert, Ja'ara, mein Name rutschte aus seinem Mund wie ein Fisch aus dem Netz, und ich stürzte in die Wohnung, mein Arm streifte seinen kühlen glatten Arm, (...).“ (7)

In dem Maße, wie Ja'aras Mutter, als sie mit ihrer Tochter allein ist, über Arie herzieht, beginnt Ja'aras Antipathie (gewissermaßen aus vorprogrammierter Antipathie gegen ihre Mutter) langsam aber sicher in Verteidigung des Eindringlings, ja, in Sympathie für ihn umzuschlagen. Und die Sympathie steigert sich bereits zu Bewunderung und Faszination, als Ja'ara kurz darauf erneut mit Arie zusammentrifft, der sich inzwischen mit ihrem Vater ins Wohnzimmer zurückgezogen hat.

„Der scharfe Geruch französischer Zigaretten drang aus dem Wohnzimmer, und mein Vater, der niemals erlaubt hatte, daß jemand in seiner Gegenwart raucht, hockte in Rauchschwaden gehüllt, auf dem Sofa, und auf seinem weichen Sessel räkelte sich sein Gast, gelassen und selbstzufrieden, und sah zu, wie ich näher kam.“ (10)

Arie wirkt auf Ja'ara – erst recht neben ihrem Vater – souverän, selbstbewusst, sicher, selbstgefällig, willensstark, konzentriert, durchsetzungsfähig, zugleich aber, und das fasziniert Ja'ara mindestens ebenso, lässig und locker, cool und gelangweilt. Er betrachtet Ja'ara

„mit seinem Blick, der Hochmut, Herausforderung und zugleich Gleichgültigkeit ausdrückte, seine Anwesenheit füllte das Zimmer aus, (...)“ (11)

In aller kürzester Zeit stellt Ja'ra, erstaunt über sich selber, fest, dass sie sich in Arie Even regelrecht verliebt hat:

„Arie Evens Kohlenaugen hatten mich wie Kugeln getroffen, ich zitterte, er hatte den Gang eines Jägers, ich sah ihn vor mir, auf dem Gehsteig, mein Körper hing wie tot über seiner Schulter.“ (31)

Nahezu besessen von Arie, lässt Ja'ara keine noch so kleine Gelegenheit aus, um Arie auf sich aufmerksam zu machen und ihm zu signalisieren, dass sie darauf brennt, mit ihm intime Beziehungen jeder Art aufzunehmen. Sie scheut sich auch nicht, dabei die Initiative zu ergreifen. Arie ist das anfangs unheimlich, und er versucht glaubhaft, die junge, allzu penetrante Liebhaberin (und Tochter seines Freundes und seiner ehemaligen Geliebten) ‚abzuschütteln‘. Aber Ja'ara lässt sich nicht abschütteln. Und Arie ist auch nicht der ‚Kostverächter‘, den man mühsam bitten müsste, sich mal nebenbei wieder auf ein erotisches Abenteuer, einen Seitensprung einzulassen. Im Gegenteil, wenn man ihm (wie Ja'ara) unmissverständlich zu verstehen gibt, dass man ihn mag, liebt und will, ihn in jeder Beziehung für ‚umwerfend‘ hält, dann fühlt auch er sich schließlich trotz aller Fähigkeit zur Selbstkritik so geschmeichelt und bestätigt, dass er das ‚einmalige Angebot‘ gern annimmt und nach Kräften erwidert.

Man ‚treibt‘ es zusammen in der Umkleidekabine eines Geschäftes, im Stehen im Flur seiner Wohnung, zu dritt im Doppelbett und „Liebesnest“ bei seinem (und

Ja'aras Vaters) geilen, aber schüchternen und ‚verklemmten‘ Freund Schaul, dem Richter, makabrerweise sogar im ehelichen Schlafzimmer von Arie und Josephine, während im Wohnzimmer noch die Trauerfeierlichkeiten für Josephine im Gange sind, die gerade erst ihrem Krebsleiden erlegen und beerdigt worden ist. Von Ja'ara darauf angesprochen, dass sie – offenbar im Gegensatz zu ihm, Arie, – noch nie vorher solche ausgefallenen ‚Sexspielchen‘ mitgemacht hat, entwickelt sich folgender Dialog:

„Ja, mich langweilt schon alles. Ich weiß, du glaubst jetzt, das ist gegen dich gerichtet, aber du irrst dich. Es ist eine allgemeine Langeweile, die schwer zu überwinden ist. Jedesmal sind stärkere Reize nötig, bis auch die aufhören zu wirken. Ein einfacher Fick, Mann und Frau, rein, raus, kommt mir weniger spannend vor als Gymnastik vor dem Fernseher.

Technisch stimmt das vielleicht, sagte ich, aber was ist mit den Gefühlen? Das ist doch ein Unterschied, wenn du mit einer Frau fickst, die dich interessiert, wird dich das Ficken doch auch interessieren, oder? Es ist wie ein Gespräch, nicht wahr?

Warum glaubst du, daß mich ein Gespräch interessiert, knurrte er, was ich dir über Sex gesagt habe, gilt auch für Gespräche. Die Reize müssen immer stärker werden. Und Gefühle? Ich weiß schon nicht mehr, was das ist. Im Lauf der Jahre wird der Mensch immer tierischer oder kindlicher, was die entscheidende Rolle spielt, sind die Bedürfnisse.“ (79 f.)

Ja'ara kann und will nicht glauben, dass Arie zwar seinen Spaß an und mit ihr haben, sich aber für sie als Person nicht sonderlich erwärmen kann. Doch Arie findet das selbstverständlich

„und er lachte, ja, es hat mir wirklich Spaß gemacht, warum sollte ich das leugnen, jetzt, wo die meisten Vergnügungen des Lebens schon hinter mir liegen, (...). Nimm es nicht persönlich, (...), ich spreche von dem großen Korb voller Vergnügungen, voller Abenteuer und voller Geschenke, ich habe sie fast alle schon ausgepackt, der Korb ist beinahe leer, und bei dir ist er noch voll, Ja'ara, mach dir keine Sorgen.“ (264 f.)

Als Ja'ara meint, es ginge schließlich nicht um sie allein, sondern um sie beide („ich bin nicht alleine hier, wir sind zwei“), erwidert Arie:

„hast du es noch nicht gelernt, zwei, das sind zwei Menschen allein, und ich bin bereit, dir ein Geheimnis zu verraten, drei, das sind drei Menschen allein, und so weiter,“ (264)

Mit jemandem schlafen zu wollen und zu können, an dem man ansonsten gar kein Interesse hat, ist das eine, was ihr an Arie unheimlich ist. Ja'ara kann das aber noch einigermaßen nachvollziehen, weil sie mit ihrem Joni schließlich ganz ähnlich verfährt. Das andere, was sie, als Arie ihr voller Stolz alte Fotos von sich und Josephine zeigt, nicht weniger umtreibt, ist die Tatsache, dass Arie und Josephine einerseits allem Anschein nach bis zuletzt für einander liebevolle und verständnisvolle Eheleute waren, Arie aber andererseits keinerlei Skrupel zu haben scheint, mit Ja'ara ein Verhältnis zu beginnen und zu unterhalten, sogar während die (geliebte und verehrte) Ehefrau mit einer lebensbedrohenden Krankheit im Krankenhaus liegt bzw. dann auch tatsächlich stirbt und inzwischen schon beerdigt worden ist.

„wie konntest du sie betrügen, sie sieht so großartig aus, und noch bevor ich den Satz zu Ende gesprochen hatte, wußte ich, daß ich einen Fehler gemacht hatte.

Mit einem Ruck riß er mir das Foto aus der Hand und legte es in die Schachtel zurück und band sie wieder mit allen Gummis zu, mit rabiaten Bewegungen, dann nahm er mir grob den Teller und das Bierglas weg, das ich noch nicht ausgetrunken hatte, und sagte mit schwerer Stimme, ich habe sie nicht betrogen, hörst du, und ich erschrak, konnte aber den Mund nicht halten und sagte, mir kannst du nichts vormachen, schließlich hast du sie auch mit mir betrogen, hast du das vergessen. Er wurde über und über rot und schwenkte wütend das Bierglas in meine Richtung und schrie, was redest du für einen Blödsinn, was weißt du überhaupt, ich habe sie nie betrogen, ich war ihr bis zur letzten Sekunde treu, und sie wußte das! Mit welchem Recht wagst du es, mich zu beschuldigen, wer bist du überhaupt, daß du mir so etwas vorwerfen darfst? Und mit aller Gewalt knallte er das große Glas auf die Marmorplatte neben der Spüle, und es zersprang in winzige Scherben, wie konnte ein so riesiges Glas in so kleine Scherben zerspringen, ein riesiges Glas wie aus einem Bierkeller ergab sich mit einer solchen Leichtigkeit.“
(253)

Aries Wutausbruch deutet an, dass Ja'ara ihn an einer empfindlichen Stelle getroffen hat. Das selbstbewusste, sich keiner übergeordneten Moral verpflichtet fühlende Individuum hat sich längst eine eigene Moral ‚zurechtgezimmert‘. Das Gewissen mit Eigensteuerung ist großzügig und dehnbar.⁸³ Wovon Josephine nichts weiß (nämlich von seinem Verhältnis zu Ja'ara) existiert für sie eben nicht. Die Wahrhei-

⁸³ Siehe Theoretischer Exkurs 2 (Kapitel 9.2)

ten zwischen Arie und Josephine einerseits und Arie und Ja'ara andererseits haben nichts miteinander zu tun. (Der liebe Gott, der alles sieht und den man überall spürt, hat sich aus dem Alltagsbewusstsein zurückgezogen. Und das großartige Sit-
tengesetz in uns (Immanuel Kant) erweist sich als Trugbild.) Arie lebt mit zwei Wahrheiten, Josephine lebt und stirbt mit einer Wahrheit. Ja'ara kommt Arie auf die Schliche. Sie kratzt an seiner Lebenslüge. Das macht ihn nicht von ungefähr fuchs-
teufelswild. Aries Logik könnte auch einen anderen Rechtfertigungshintergrund haben. Es könnte ja sein, dass Josephine nichts dagegen hat, wenn Arie mit Frauen schläft, die er nicht „liebt“. Eine weitere Möglichkeit wäre, Josephine weiß und ahnt zwar, dass er „fremdgeht“ und fremdgehen ‚muss‘; sie möchte aber von solchen Seitensprüngen nichts ‚wissen‘, verlangt, dass er das mit sich ausmachen und verantworten muss. *Die Moral* existiert eben nicht mehr. Stattdessen haben sich „vielbödige Moralen“ (Martin Walser) breitgemacht, Moralen, deren Geltungsbereich nur bestimmte Personen, notfalls nur eine einzige Person umfasst.

3.4 Zur Person von Joni: Aufs falsche Pferd gesetzt

Ja'ara und Joni hatten sich vor acht Jahren kennen- und schätzengeliebt. Drei Jahre später haben sie dann geheiratet und gemeinsam Pläne geschmiedet: ihre Promotion, die Lehrbeauftragtenstelle, ein Baby, eine neue Wohnung. So ungefähr stellt man sich eine moderne Ehe mit Nestbau-Plänen vor. Vernunft und Neigung beider Partner hatten eine faire Chance. Es gab keine Dritten, die solchen Plänen störend im Wege standen. Man hat beiderseits bekommen, was und wen man haben wollte. Für Ja'ara hat dieses Glücksgefühl einer harmonischen Zweisamkeit schon sehr bald ‚Schrammen‘ bekommen, ihre Beziehung hatte sich - nach ihrem Empfinden - mehr und mehr in Richtung einer Geschwisterliebe (56) entwickelt :

„und ich dachte, daß meine Freude damals, als wir uns kennen lernten, wie ein Geschenk gewesen war, doch sehr bald wurde eine Last daraus, denn das Geschenk war unpassend, und als ich das herausfand, war es schon zu spät für einen Umtausch, und ich wußte, ein anderes würde ich nicht bekommen, nie in meinem Leben.“ (56)

Ja'ara versucht wiederholt, sich darüber klar zu werden und auf den Punkt zu bringen, warum sie Joni nicht so recht leiden und lieben kann, ja, eigentlich sogar hasst, mindestens aber verachtet:

„und dann begriff ich, daß es die Nase war, (...) sie war klein und stupsig wie die eines Säuglings, eine Art Knopfnase, vollkommen für ein kleines Kind, aber ein bißchen lächerlich für einen erwachsenen Mann, (...). (138)

Was die männlichen Liebhaber David Kepesh in „Das Sterbende Tier“ von Philip Roth und David Lurie in „Schande“ von J.M. Coetzee geradezu in Verzückung geraten lässt, nämlich dass ihre jungen Geliebten (Consuela Castillo einerseits, Melanie Isaacs andererseits) ein dem „Kindchenschema“ entsprechendes Aussehen haben, hat bei Ja'ara Joni gegenüber genau die entgegengesetzte Wirkung. Weiblich und kindlich ist nach dieser ‚Logik‘ für die männlichen Liebhaber eine attraktive Verbindung, eine liebenswerte Mischung, auf die man ‚runterschaut‘; für weibliche Liebhaber, die - nach dieser ‚Logik‘ - eher ‚rauf- als runterschauen‘ möchten, ist das Kindliche kein Gütezeichen, sondern Ausdruck der Schwäche, der Unreife. Man sucht (in der Tradition dieser ‚Logik‘) eher den Überlegenen, nicht den Unterlegenen. Joni merkt gar nicht, dass Ja'ara sich inzwischen heimlich auf dem ‚Markt‘ nach neuen Partner-‚Modellen‘ umgesehen hat und fündig geworden ist. Er glaubt, dass er seine Frau, die – für ihn unerklärlicherweise - neuerdings besonders gereizt, übelgelaunt und schroff ist, durch eine „Goodwill-Offensive“ ‚zurück‘ erobern kann. Deswegen kauft er – mit finanzieller Unterstützung der Schwiegereltern - zwei Tickets nach Istanbul, sozusagen als nachgeholte Hochzeitsreise. Ja'ara tut so, als ob sie sich über die kurzfristig anberaumte Reise freut und packt ihren Koffer. In Wirklichkeit graut ihr aber vor dieser Reise. Und unmittelbar vor Reiseantritt verlässt sie samt Koffer (den noch ahnungslos schlafenden) Joni, um zu Arie zu gehen. Ja'ara hat einen Mann, den sie nicht will, und sie will einen Mann, den sie nicht hat. Joni ist in diesem „Chaos der Liebe“ das ahnungslose unfreiwillige Opfer. Sieht man Joni und Arie als Sozialcharaktere, die auf dem Markt der Liebesbeziehungen angeboten werden, entscheidet sich Ja'ara (als Nachfragende) zu Gunsten des letzteren. Das ansonsten eher auslaufende Modell des Jäger-Mannes mit Macho-Gehabe, der Sicherheit, Souveränität und Überlegenheit ausstrahlt, sticht das Modell ‚Partner auf Augenhöhe‘ (mit Tendenz zu Unsicherheit und Weichheit) aus, zumindest bis auf weiteres.

3.5 Die ‚Beziehungskisten‘ von und zwischen Ja'ara und Arie Even: Partnersuche im Zeichen „vielbödiger Moralen“ und Kompromisse

Die Romane von Roth und Coetzee handeln von Liebhabern, die vor zum Teil vielen Jahren zum ersten oder zum zweiten Mal geschieden wurden und nun erneut auf (allerdings befristeter) Partnersuche sind. Ja'ara und Arie Even in Zeruya Shalevs „Liebesleben“ sind Eheleute, als sie miteinander den doppelten Seitensprung praktizieren. Ja'ara ist gut dreißig, ihre Ehe mit Joni fünf Jahre alt; Arie ist um die sechzig Jahre alt, seine Ehe mit Josephine dürfte seit etwa dreißig Jahren bestehen bzw. – mit dem Tod von Josephine – bestanden haben. Beide Seitensprung-Partner sind also unterschiedlich alt und haben unterschiedlich lange Ehe-Erfahrungen; beide haben aber auch Erfahrung mit einem gleichaltrigen Ehepartner. Da die Ehen der beiden Hauptpersonen (Ja'ara mit Joni und Arie mit Josephine) und die Seitensprünge (Ja'ara mit Arie) parallel laufen, also zeitgleich sind, soll die Struktur dieser drei ‚Beziehungskisten‘ in ihrer Verzahnung miteinander und nicht isoliert voneinander dargestellt und analysiert werden. Die Reihenfolge ergibt sich dabei weitgehend aus dem Ablauf, wie Zeruya Shalev ihre Protagonistin ihr ‚Liebesleben‘ erleben und durchleben lässt.

Ja'ara lernt Arie Even durch Zufall kennen. Der Zufall ist aber nur eine Voraussetzung dafür, dass sich aus dem Zusammentreffen der beiden ‚mehr‘ entwickelt. Wie man im weiteren Verlauf des Romans erfährt, ist Ja'ara seit acht Jahren mit dem gleichaltrigen Joni liiert, seit fünf Jahren mit ihm verheiratet. Im Laufe dieser Jahre ist Ja'ara mehr und mehr zu der ‚Erkenntnis‘ gekommen, dass Joni möglicherweise wohl doch nicht der Mann ist, mit dem sie gemeinsam ihr Leben, ihre Zukunft gestalten kann und möchte. Gewiss, am Anfang und auch immer wieder zwischendurch sah und sieht sie in Joni den lieben, netten Partner und Gefährten, auf den man sich verlassen kann und mit dem man zunächst die beruflichen Grundlagen für die Zukunft legt, um dann und auf dieser Basis weitere Schritte in Richtung Nachwuchs und Familie zu tun. ‚Gewogen und für zu leicht befunden‘ könnte das Gesamturteil lauten, das Ja'ara innerlich über Joni, aber ohne dessen ‚Wissen‘, gefällt hat. Ja'aras schrittweise und häufig unterbrochene Entfremdung von Joni ist also mehr eine schleichende ‚innere‘ Distanzierung, gewissermaßen eine Distanzierung auf Raten, kein zwischen den Ehepartnern offen an- und ausdiskutierter Konflikt. Joni bekommt Ja'aras zunehmende Distanzierung allenfalls indirekt und unterschwellig dadurch zu spüren, dass Ja'ara ihm gegenüber immer häufiger ge-

reizt und launenhaft ist, immer häufiger an ihm ‚herumkritisiert‘, auch wenn er Dinge tut, die sie sich ausdrücklich von ihm gewünscht hat. Joni ahnt aber nicht im Entferntesten, dass Ja’ara längst dabei ist, sich von ihm zu ‚entlieben‘ und zu trennen. Das Muster, sich selbst einen Mann auszuwählen und zu heiraten, nach der Heirat aber die Wahl als Fehlentscheidung zu bereuen und das den Partner unentwegt spüren zu lassen (ohne sich von ihm zu trennen), hat Ja’ara übrigens bei ihrer Mutter kennen- und verachten gelernt. Obwohl ihr ihre Mutter aus diesem und anderen Gründen (wegen ihrer, Ja’aras, Benachteiligung gegenüber ihrem Bruder u.a.) zutiefst unsympathisch ist, wiederholt sie dieses Muster in ihrer eigenen Ehe, zumindest die erste Phase dieses Musters. Dass Ja’ara (wie einst ihre Mutter) auf Arie Even, den Frauenheld und Macho, ‚fliegt‘, aber bei einem eher ‚lieben‘, unbedarften Ehemann ‚gelandet‘ ist, dürfte eine weitere (von der Autorin beabsichtigte) Parallele sein. Auf dem Umschlag des Buches „Liebesleben“ sieht man übrigens einen weiblichen Akt mit einem außergewöhnlich langen Zopf. Auf dem Höhepunkt der Affäre Arie-Ja’ara hat sich Ja’ara (um Arie zu reizen und ein bisschen auch zu ärgern) ihr Haar zu einem solchen Zopf geflochten, wie ihn die Mutter früher in ihren besten Jahren zu tragen pflegte.

Arie Even ist zwar mit Josephine verheiratet; wie Arie aber Ja’ara erzählt, hat ihm Ja’aras Mutter seinerzeit den Laufpass gegeben, weil er aus einfachen Verhältnissen stammte und ein Habenichtswar. Sie habe Schlomo (seinen Studienfreund und Ja’aras Vater) nur geheiratet, weil dieser aus einer begüterten Familie kam. Dass Aries Frau, Josephine, eine sehr reiche Frau ist und Arie (nach Meinung von Ja’aras Mutter) nur von ihrem Vermögen lebt und nicht von eigener Arbeit, sei nur am Rande erwähnt.

Im Kapitel 3.3 wurde bereits kurz angerissen, wie Ja’ara Arie Even kennenlernt. Sie will eigentlich nur kurz bei ihren Eltern vorbeischaun und ist regelrecht erschreckt, als ihr ein (für sie noch) wildfremder Mann die Tür öffnet, der (bei ihr) den Eindruck erweckt, als gehöre ihm die Wohnung, als sei er und niemand sonst hier zu Hause. Das ist nicht ‚Liebe auf den ersten Blick‘, sondern, im Gegenteil: Antipathie, ja Hass auf den ersten Blick. Als Ja’ara sich an ihm vorbeidrängt, um zu sehen, was mit ihren Eltern los ist, warum die ihr nicht die Tür geöffnet haben, streift sie unfreiwillig „seinen kühlen glatten Arm“. (7) Als sie allein mit ihrer Mutter (die sich krank stellt

und ins Bett verkrochen hat, um dem ihr verhassten Arie nicht begegnen zu müssen) im Schlafzimmer ist und die Mutter sie kurz darüber aufklärt, dass Arie ein langjähriger Freund ihres, Ja'aras, Vater ist, dass sie, die Mutter, aber „diesen Kerl einfach nicht ausstehen“ (8) kann, erwidert Ja'ara spontan, dass ihr das genau so geht. Und sie denkt dabei an die Stelle, an der ihr Arm den von Arie berührt hatte und an der es „brannte, als hätte sie etwas gestochen“. (8) In dem Maße, wie die Mutter gegen Arie ‚vom Leder zieht‘, beginnt Ja'ara ihn innerlich mehr und mehr in Schutz zu nehmen und, als sie sich vom Vater und seinem Freund im Wohnzimmer verabschieden will, genügen die wenigen Minuten, um ihren ursprünglichen Eindruck ins Gegenteil zu verkehren. Zwar bleibt ihr Eindruck, dass hier jemand mit Souveränität, Sicherheit, Selbstvertrauen und charismatischer Macht dafür sorgt, dass die anderen (speziell ihr Vater, aber auch sie) wie bloße Statisten wirken; aber die Vorzeichen, unter dem dieser Gesamteindruck stand, werden ausgetauscht: Das Machtvolle, alles Beherrschende, Entgegenstehendes Niederwalzende wird nun mit einem positiven, statt mit einem negativen Vorzeichen versehen. Arie raucht eine französische Zigarette nach der anderen, obwohl ihr Vater sich Rauchen in seiner Gegenwart bisher strikt und mit Erfolg verboten hatte. Arie räkelt sich behaglich im Lieblingssessel des Vaters, und er lässt ihn lange nach einem Foto suchen, das, wie er Ja'ara beiläufig (wohlbemerkt nicht Schlomo, seinem Freund) sagt, gar nicht finden kann, weil er es hat. Ja'ara merkt, wie Arie im Handumdrehen sie zu seinem Komplizen gegen ihren Vater gemacht hat, weil auch sie ihm nicht sagt, dass Arie das besagte Foto hat. Gegen Arie wirkt Schlomo, ihr Vater (und, was Ja'ara mehr und mehr bewusst wird, auch und gerade Joni, ihr Mann) wie ein lächerliches, schwächliches und unbedarftes ‚Männlein‘.

Und Joni bekommt das postwendend zu spüren. Als Ja'ara, gerade zurück von ihren Eltern und dem Zusammentreffen mit Arie Even, die Wohnung betritt, verbreitet sie Hektik, Nervosität und Unruhe. (Sie hatte auf dem Rückweg auch noch kurz bei ihrer Freundin vorbeischaun wollen, diese aber nicht angetroffen. Angetroffen hatte sie nur den von ihrer Freundin über alles geliebten Kater, der ihr dann auf ihrem Nachhauseweg folgte und dabei unglücklicherweise von einem Auto überfahren wurde. Von diesem Erlebnis erzählt sie weder Joni noch ihrer Freundin etwas, auch nicht, als die Freundin bei ihr anruft und fragt, ob sie ihren Kater gesehen habe, der spurlos verschwunden sei!):

„Was ist passiert, Wühlmäuschen, fragte er, das Gesicht erhitzt, den weichen Bauch mit einer Schürze bedeckt, und ich sah den zum Abendessen gedeckten Tisch, Messer und Gabeln ordentlich auf roten Servietten, und statt mich zu freuen, antwortete ich gereizt, nenne mich nicht so, wie oft habe ich dir schon gesagt, daß es mich nervt, wenn du mich so nennst, und seine Augen wurden groß vor Kränkung, und er sagte, aber du warst es doch, die mit diesen Namen angefangen hat, und ich sagte, na und, ich habe aber damit aufgehört und du nicht, erst gestern hast du mich vor anderen Leuten so genannt, und alle haben uns für bescheuert gehalten. Was kümmert es mich, was die anderen denken, murmelte er, mir ist wichtig, was wir denken, und ich sagte, wann kapiertest du endlich, daß es kein wir gibt, es gibt ein ich und ein du, und jeder hat das Recht auf seine eigenen Gedanken, und er redete hartnäckig weiter, früher hast du es gemocht, wenn ich dich so genannt habe, und ich zischte, in Ordnung, dann habe ich mich eben geändert, warum kannst du dich nicht auch ändern, und er sagte, ich werde mich in meinem eigenen Rhythmus ändern, du kannst mir keine Vorschriften machen, schnappte seinen Teller und setzte sich vor den Fernseher, und ich betrachtete den Tisch, der sekundenschnell sein Aussehen geändert hatte, plötzlich zu einem Einpersonentisch geworden war, und überlegte, wie traurig es ist, allein zu leben, wie schafft Schira [ihre Freundin; H.H.] das, und dann fiel mir Tulja ein, ihr dicker, verwöhnter Kater, weich und pelzig wie ein Kopfkissen, und ich sagte, ich habe keinen Hunger, und ging ins Schlafzimmer, legte mich aufs Bett und dachte, was werden wir jetzt tun, ohne all die zärtlichen Namen, er wird mich nicht mehr Wühlmäuschen nennen und ich ihn nicht mehr Biber, wie können wir dann überhaupt miteinander sprechen?“ (14 f.)

Man sieht: Liebe hat weder etwas mit Logik, noch mit Gerechtigkeit zu tun. Was Joni über seine Beziehung zu Ja'ara denkt, war mal die gemeinsame Basis der beiden Eheleute, die gemeinsam strukturierte ‚Liebesordnung‘. Aber: Was gestern noch ‚in‘ war, kann heute schon ‚out‘ sein, sei es, dass ein Partner das so empfindet (weil er sich oder der Partner sich nach seiner Meinung inzwischen geändert hat) oder dass beide es so empfinden. Das kann ohne ‚Fremdeinwirkung‘ passieren oder mit. In diesem Fall hat Ja'ara in einem seit längerer Zeit laufenden Prozess die innere Kündigung ausgesprochen. Mit Arie Even ist dann schließlich ein (für Joni bis auf weiteres noch unsichtbarer) Rivale mit ‚aufs Spielfeld‘ gekommen, der Ja'aras innere Kündigung verstärkt, den bereits in Gang befindlichen Prozess des Entliebens vorantreibt und beschleunigt. Die Entfremdung bekommt ‚Fahrt‘: Kosenamen werden peinlich, besonders vor Dritten. Das Recht, wir statt ich zu sagen, ein fester Bestandteil der bisherigen ‚Beziehungskiste‘, wird einseitig und fristlos gekündigt. Der Hinweis von Joni, dass das, was er sagt und tut, sogar ganz wesentlich von ihr, von Ja'ara, in die Beziehung eingebracht wurde, verfängt nicht,

wird mit einem einfachen „na und“ ausgehebelt. Man hat eben seine Meinung geändert, basta. Ja'ara nimmt sich nicht nur das Recht, ihre Meinung zu ändern; sie geht, was den Partner vollends verwirrt, je nach Tagesform und Laune mal in die eine oder die andere Richtung. Wenn man es sich dem Partner gegenüber leisten kann, mal so oder mal so zu argumentieren, bleibt man für ihn unberechenbarer; das schafft ihm gegenüber mehr Freiheitsgrade und –spielräume, als wenn man sich auf *eine* ‚Logik‘, *eine* Argumentationsrichtung festlegen lässt. Man kann ihn so auch besser ‚zappeln‘ lassen. Das frönt unter Umständen auch der ‚Lust‘, den anderen dafür, dass er einen immer noch ‚bindet‘, ein wenig zu ärgern oder zu quälen, sich also dafür zu rächen, dass man nach wie vor noch von ihm abhängig ist. Als Ja'ara auf einen entsprechenden Anruf von Schira die Wohnung verlässt, um ihrer Freundin dabei zu ‚helfen‘, den vermissten Kater zu suchen (von dem sie ja weiß, dass er überfahren wurde!!), möchte Joni von ihr Klarheit darüber, was er mit dem Essen machen soll:

„An der Tür fragte er, was ist mit dem Essen, das ich gekocht habe, seine Augen über dem kauenden Mund bekamen einen enttäuschten Ausdruck. Ein Stück Tomate war ihm beim Sprechen entwischt und hing jetzt an seinem Kinn, ich sagte, ich muß Schira helfen, ihren Kater zu suchen, und er sagte, immer beklagst du dich, daß ich nie koche, und wenn ich dann koche, ißt du nicht. Was kann ich machen, sagte ich gereizt, wenn du ihr gesagt hättest, daß ich schlafe, hätte ich nicht wegzugehen brauchen, du kannst mir glauben, daß ich lieber zu Hause bleiben würde, und er kaute unermüdlich weiter, als würde er auf den Worten herumkauern, die ich gesagt hatte, würde sie im Mund hin und her wenden, dann sah er wieder zum Fernseher, und ich warf ihm zum Abschied einen Blick zu und ging hinaus, immer, wenn ich von ihm wegging, hatte ich das Gefühl, ich würde ihn nicht wiedersehen, dies wäre das letzte Mal, und die Hunderte von Malen, die ich mich geirrt hatte, konnten an dieser Überzeugung nichts ändern, sondern verstärkten sie nur noch und vergrößerten meine Angst, daß es diesmal passieren würde.“ (16)

Stendhal hatte den Begriff der Kristallisation geprägt für den Tatbestand, dass Verliebte dazu neigen, den geliebten Partner (in der Phase der Verliebtheit) in jeder Beziehung zu ‚erhöhen‘, indem man seine Vorzüge maßlos übertreibt und seine Nachteile klein redet oder verharmlost. Was Ja'ara hier macht, ist das genaue Gegenteil: Der (mittlerweile) ungeliebte, ja verhasste Partner wird ‚dekristallisiert‘, nur das Unattraktive wird noch wahrgenommen und kräftig potenziert. Offenbar funktionieren sowohl das Verlieben als auch das Entlieben nach dem gleichen Muster:

Die Wahrnehmung der ‚Wirklichkeit‘ ändert sich; im ersten Fall wird die ‚Wirklichkeit‘ idealisiert, verzaubert, verschönert, im zweiten Fall wird sie ‚abgeschminkt‘ entzaubert. Der Verzerrungsmechanismus ist der gleiche, nur die Vorzeichen sind entgegengesetzt. Als Ja’ara von Schira (die schon immer allein und einsam ist, aber jetzt, ohne ihren Lieblingskater, erst recht einsam ist) in einer anderen, milderen und ihrem Mann gegenüber freundlicheren Stimmung nach Hause zurückkommt („gleich fangen wir den Abend neu an, dachte ich“) (19), hat sich Joni bereits schlafen gelegt:

„und ich ging ins dunkle Schlafzimmer. Joni lag dort, ruhig atmend und mit geschlossenen Augen, und ich legte ihm die Hand auf die Stirn und flüsterte, gute Nacht, Biber.“ (20)

So sehr sich Ja’ara auch bemüht, in ihren Alltagstrott zurückzufinden, es gelingt ihr einfach nicht. Ihre Gedanken und Gefühle befassen sich, ob sie es will oder nicht, immer wieder mit dem Mann, den sie bei ihren Eltern kennen gelernt und der sie so nachhaltig irritiert und fasziniert hat. Als sie im Bus zur Uni fährt, sieht sie das Firmenlogo eines neuen Modegeschäftes. Und blitzschnell fällt ihr ein, dass Arie Even eine Tragetasche mit eben diesem Firmenlogo zwischen seinen Füßen stehen hatte, als er bei ihrem Vater im Wohnzimmer saß. Da der Bus hier zufällig eine Haltestelle hat und diese soeben ansteuert, springt sie wie von einer Tarantel gestochen auf, um – gerade noch rechtzeitig – auszusteigen und das Geschäft näher in Augenschein zu nehmen. Sie interessiert sich einfach für alles, was mit diesem Mann zu tun hat, beispielsweise auch dafür, was er in einem solch exquisiten Modegeschäft zu suchen hat. Und Ja’ara hat (so will es offenbar die Autorin) Glück. Sie sieht nicht nur ein Kleid im Schaufenster, das sie chic, sexy und verführerisch findet und am liebsten gleich kaufen möchte, sondern gleichzeitig, dass im Inneren des Geschäftes Arie Even (welch ein Zufall!) gerade dabei ist, eine Hose anzuprobieren und sich dabei im Spiegel betrachtet. Wenige Augenblicke später ist sie bereits im Laden, um ihrerseits das tolle Kleid aus dem Schaufenster anzuprobieren. Aber das Kleid ist nur der Vorwand, um mit Arie zusammenzutreffen. Von ihrem Es getrieben, erfasst sie blitzschnell, welche die Umkleidekabine von Arie ist, und sie mogelt sich genau in diese Kabine, um ihr Kleid anzuprobieren. Aber auch das Anprobieren ist nur ein Vorwand; eigentlich möchte sie Arie in einer möglichst sie beide kompromittierenden Situation begegnen, und das gelingt ihr auch, nach-

dem sie vorher noch schnell an seiner alten Hose nach männlichen Gerüchen geschnuppert hat... Arie kommt schließlich in seine Kabine zurück und erfasst augenblicklich die Situation, nämlich, dass Ja'ara, die Tochter seines Freundes Schlomo, offenbar eine Nymphomanin ist, die so ‚scharf‘ auf ihn ist, dass sie zu allem bereit ist, was er zulässt. Und der mit allen Wassern gewaschene Arie ist kein Spielverderber, der wegen sexueller Belästigung Alarm schlagen würde; im Gegenteil: er ‚spielt‘ souverän mit, bedeutet ihr mit dem Finger auf den Lippen, dass sie ja still sein soll (zumal er in Begleitung einer jungen Frau im Geschäft ist, die, wie sich für Ja'ara erst im Nachhinein zu ihrer Beruhigung herausstellt, nicht eine Freundin, sondern die Nichte seiner Frau ist):

„Die Tochter von Korman, sagte er. Mit einer Hand hielt ich mein Kleid, mit der anderen versuchte ich, den Reißverschluss hochzuziehen, in dem sich ein paar Schamhaare verfangen hatten, meine nackten Füße traten auf seine Hose, und ich sah vor mir seine Knöpfe, die einer nach dem anderen aufgingen, bis er das Hemd ausgezogen hatte, wobei ein scharfer Geruch von seinen Achselhöhlen ausging, der komprimierte Geruch nach verbrannten Tannennadeln, und seine dicken, durstig geöffneten Lippen, besänftigt von der breiten, dunklen Zunge, die über ihnen hin und her fuhr. Seine Augen betrachteten mich mit schmerzhafter Konzentration, dunkel wie fast vollständig verbrannte Kohlen, von denen nur noch glühende Asche geblieben war, und ohne den Blick abzuwenden, öffnete er den Reißverschluss seiner Hose und ließ sie an seinen langen, jugendlichen Beinen hinuntergleiten, entblößte eine schwarze, enge Unterhose mit einer gewölbten Stelle in der Mitte, und ich versuchte, zur Seite zu schauen, als würde ich plötzlich aus Versehen meinen Vater in der Unterhose sehen, aber er ließ es nicht zu, mit einer Hand drehte er meinen Kopf und drückte ihn nach unten, genau so, wie man eine Puppe im Schaufenster zurechtdreht, mit der anderen nahm er meine Hand und legte sie auf die heiße Wölbung. Ich fühlte, wie sich seine schwarze Unterhose mit Leben füllte, als wäre da der zusammengerollte Rüssel eines Elefanten, der sich jubelnd aufrichten wollte, und meine Hand krümmte sich ihm entgegen, ich ließ das Kleid los und legte auch die zweite Hand auf die Stelle, und er ließ mich los, doch seine Augen lagen so schwer auf mir wie Hände, ihr vibrierender Blick zwang mich in die Knie, brachten mich dazu, meine Wange auf den angespannten leisen Kampf zu legen, der sich dort, zwischen Haut und Stoff, abspielte.“ (23 f.)

Nachdem beide getrennt voneinander schließlich die Kabine so verlassen, dass niemand die soeben praktizierte ‚Doppelbelegung‘ der Kabine bemerkt, tut Arie so, als merke er jetzt erst, dass Ja'ara auch im Laden ist. Er grüßt freundlich und erklärt seiner Begleiterin, wen er da gerade grüßt. Und beiläufig bittet er Ja'ara, ihrem Vater einen Gruß auszurichten und ihm zu sagen, dass er, Arie, noch auf eine

Antwort von ihm wartet... Ja'ara hat das Erlebte derart mitgenommen, dass sie sich nur noch ins nächste Café retten kann, um ihre Sprechstunde in der Uni telefonisch abzusagen und das Vorgefallene erst einmal grob zu ‚verdauen‘. Ja'ara ist wie gelähmt; sie hat das Gefühl, dass ihr etwas sehr Einschneidendes, noch nie Dagewesenes, alles Bisherige Veränderndes passiert ist:

„tief in meinen Händen spürte ich eine Veränderung, als hätte man mir in einer schmerzhaften Operation die Reihenfolge der Finger vertauscht.“ (27)

„ich hatte etwas verloren, dort in der engen Umkleidekabine, ich hatte einen Schatz verloren, von dem ich überhaupt nicht wußte, daß ich ihn besaß, das Nichtwissen, wie es ist, wenn man Feuer schluckt, denn jetzt, wo ich es wußte, verspürte ich einen schrecklich faden Geschmack, weil alles, was weniger war als das, mich nicht mehr begeistern würde.“ (30)

„Arie Evens Kohlenaugen hatten mich wie Kugeln getroffen, (...). (31)

Alles, was Ja'ara bisher erlebt und gelebt hat, kommt ihr vergleichsweise fade und abgestanden vor: ihre Ehe mit Joni, ihre ganze bisherige Lebensplanung. „Verstaubt“, (31) mit einer Sandschicht überdeckt, so kommt ihr alles vor, wie nach einem „Wind aus der Wüste“. (31) Ja'ara hat Feuer gefangen, und das Feuer heißt Arie Even, der und kein anderer! Sobald die Wirklichkeit eine neue, bessere Qualität hat (und auch für die Zukunft verheißt), will man nur noch diese Art von Wirklichkeit, alles andere wird zweitrangig. Sie ist postwendend bei ihren Eltern, um seinen Gruß auszurichten. In Wirklichkeit will sie bei ihnen nur weitere Erkundigungen über Arie einziehen. Sie erfährt, wer die junge Frau beim Einkauf an Aries Seite war, nämlich die Nichte seiner Frau, dass er keine Kinder hat, was mit ihm, nicht mit seiner Frau zu tun habe und anderes mehr. Und Ja'ara ist nicht mehr zu bremsen.

Sie ruft Arie einfach an, angeblich, um ihm zu sagen, dass sie seine Grüße und seine Bitte an die Eltern weitergeleitet hat. Was sie will, möchte er von ihr wissen. Das weiß sie selber nicht so recht. Sie möchte ihn sehen, ihn besuchen. Er sagt, dass er zu tun hat, aber sie lässt sich nicht abschütteln. Also gut, meint er, in einer halben Stunde könne sie ihn besuchen. Arie ist allein zu Hause und geleitet Ja'ara höflich und schweigend in sein Wohnzimmer. Die Einrichtung gefällt ihr: die Wände voller Bilder, der Fußboden mit Teppichen belegt; ihn selbst findet sie, hier in seinem Zuhause, merkwürdigerweise weniger umwerfend, weniger attraktiv. Er

wirkt alt, sogar älter als ihr Vater. Seine markanten Falten, sein dünnes, eher weißes als graues Haar, das alles lässt sie innerlich ein wenig auf Distanz gehen, macht Nähe eher unangenehm. Und sofort denkt sie wieder an Joni, an ihre Arbeit:

„Entschuldige, sagte ich schadenfroh, mit fester Stimme, ich hätte überhaupt nicht herkommen sollen, du hast dein Leben, und ich habe meines, unsere Leben treffen sich nicht, müssen sich nicht treffen.“

Er trat einen Schritt zurück, betrachtete mich irritiert, aber nicht überrascht, und begleitete mich schweigend zur Tür, aber einen Moment bevor er sie aufmachte, sagte er ruhig, wie zu sich selbst, seltsam, ich habe gedacht, dass du zu denen gehörst, die immer alles, was sie wollen, auf der Stelle bekommen müssen, und er sah aus, als irritiere ihn dieser Irrtum mehr als mein plötzliches Weggehen, und ich schluckte den Köder und fragte sofort, wer, ich? Was will ich denn?

Er nahm meine Hand, wie im Laden, und legte sie mit einer natürlichen, sogar müden Handbewegung auf seinen Hosenschlitz und sagte, dafür bist du doch gekommen, und drückte sie fest dagegen, du kannst jetzt gleich gehen und du kannst in ein paar Minuten gehen, nachdem du ihn bekommen hast, und ich schaute auf die Uhr, als sei es eine Frage der Zeit, und vor lauter Anspannung sah ich nichts und flüsterte, meine Kehle war trocken und zusammengeschnürt, was würdest du mir denn empfehlen? Das ist deine Entscheidung, sagte er, und ich fragte, aber was willst du, und er sagte, für mich spielt es wirklich keine Rolle. Schließlich bist du zu mir gekommen und nicht ich zu dir, und trotzdem öffnete er langsam seinen braunen Gürtel. Ich fühlte mich schlaff und schwach, ich war nicht in der Lage, auch nur einen Schritt zu machen, nicht in die Wohnung hinein und nicht aus der Wohnung hinaus, und ich musste mich auch nicht bewegen, denn er drehte mich um, mit dem Rücken zu sich und dem Gesicht zur Tür, ich hob die Arme, als wäre ich in Gefangenschaft geraten, meine Hände griffen nach dem Kleiderhaken an der Tür, meine halb heruntergerutschte Hose fesselte mich an den Knien, und sein steifes Glied nagelte mich mit einem Schlag an die Tür, ohne daß er mich auch nur mit dem kleinen Finger berührt hätte, und die ganze Zeit, gleichgültig, mit roher Stimme und ohne Fragezeichen, verkündete er, gut für dich, gut für dich, verkündete es nicht eigentlich mir, sondern dem Haus, laut, als würde es in ein geheimes Protokoll eingetragen, gut für dich, gut für dich, gut für dich.

Wie der Schleim einer Schnecke klebte meine Spucke an der Tür, durchsichtig und klebrig, und auf der Wange spürte ich, wie ihr Holz mir die ersten Falten ins Gesicht zeichnete. Hinter meinem Rücken wurde das stolze Glied herausgezogen, und ich hörte, wie es schnell versteckt wurde, wie der Reißverschluß hochgezogen und der Gürtel geschlossen wurde. Nur mit Mühe gelang es mir, das Gesicht zu ihm zu drehen, mein Hals war steif von der Diskrepanz zwischen der offensichtlich intimen Situation und der absoluten Fremdheit zwischen uns, eine Diskrepanz, die nun, hinterher, nichts Anziehendes hatte, während sein unfruchtbarer Samen aus mir tropfte, und ich war so verlegen wie ein kleines Mädchen, das in Anwesenheit anderer pin-

kelt, und er bot mir weder Papier noch eine Serviette an, und ich genierte mich zu fragen, wo die Toilette war, um nicht so hinlaufen zu müssen, mit heruntergelassenen Hosen, also zog ich sie einfach hoch, die Unterhose saugte die Flüssigkeit auf, und mein Flüstern klang wie ein Räuspern, als ich sagte, jetzt habe ich Durst.“ (37 ff.)

Ja'ara tut sich schwer, das Erlebte zu verdauen. Das Neben- und Durcheinander von Distanz und Nähe, von Ehe und Seitensprung, Sex und Liebe, Lust und Ekel, Intimität und Profanem, Treue und Verrat, Gewissen und Gewissenlosigkeit, Kälte und Wärme, Wahrheit und Lüge, Moral und Unmoral, Stolz und Demütigung⁸⁴, das sie vor wenigen Minuten durchlebt und durchlitten hat, lähmen sie, haben sie gründlich aus der Bahn geworfen. Ihre Liebe und ihre Demütigung steigen in ihr hoch wie „bitterer grünlicher Magensaft“. (41) So einfach soll ihr Arie nicht davorkommen. Wie das zu bewerkstelligen wäre, wie man ihn von seinem allzu hohen Ross herunter holen könnte, beschäftigt sie mehr als jedes Schuld- oder Schamgefühl. Dass sie etwas von ihm will, ist ihr klar. Ob er auch etwas von ihr will, ist ihr nicht so klar. Das weckt ihren Ehrgeiz. Sie möchte in ihm, bevor sie ihn möglicherweise für immer aufgibt, aufgeben muss, auch so etwas entfachen, wie das, was er in ihr entzündet, in ihr zum Lodern gebracht hat. Es wäre ja noch schöner, mag sie bei sich denken, wenn sie ‚mit den Waffen einer Frau‘, mit ihren ‚Waffen‘ nicht mehr zustande bringt als die eigene Demütigung. Es gilt, diese Demütigung in einen Sieg zu verwandeln, die Erinnerung an die erhobenen Hände an der Tür ein für allemal auszulöschen und durch eine anhaltend angenehme, positive Erinnerung zu ersetzen. Motto: Nur noch ein einziges Mal, dann aber wenigstens richtig.⁸⁵

„schließlich gab es keinen Unterschied zwischen einmal betrügen oder zweimal, die beiden Sünden würden im selben Käfig landen, und wenn ich es schon getan hatte, sollte mir wenigstens eine süße Erinnerung bleiben, keine bittere, erstickende.“ (42)⁸⁶

⁸⁴ Niklas Luhmann sieht in der dreihundertjährigen Entwicklung der Liebessemantik drei geschichtliche Phasen, die er als Idealisierung, Paradoxierung und Problemorientierung umschreibt. Mir scheint, dass die von Luhmann beschriebenen Phänomene zwar geschichtlich in dieser Reihenfolge entstanden sein mögen, aber nicht durch einander ersetzt wurden, sondern, wenn auch mit verschiedenen Schwerpunkten, weiterhin gleichzeitig auf dem ‚Markt‘ sind. Was Ja'ara gerade erlebt, ist ein Musterbeispiel für Paradoxierung. (Vgl. Luhmann, Niklas: Liebe als Passion – Zur Codierung von Intimität, Frankfurt am Main 1994, u.a. Klappentext und S. 57 ff.)

⁸⁵ Auch wenn die Vertreter beider Geschlechter sich gegenseitig wie Jäger jagen, scheint es mehr um die Jagd als um die Beute zu gehen.

⁸⁶ Siehe Theoretische Exkurse 1 bis 4 (Kapitel 9.1 bis 9.4)

Da er sich nicht rührt, muss sie erneut die Initiative ergreifen. (Die Sex-besessenen ‚Jäger‘ müssen nicht immer dem männlichen Geschlecht angehören.) Dieses Mal ruft sie nicht erst an, sondern sucht ihn gleich zu Hause auf. Wider Erwarten ist er freundlich und zuvorkommend, gar nicht kratzbürstig. Aber andererseits gibt er ihr zu verstehen, dass man das Geschehene auf sich beruhen lassen, auf keinen Fall fortsetzen sollte. Sie möchte aber nicht Schluss machen, weil...(und sie druckst verlegen herum), weil sie ihn eben liebt. Was sie denn an ihm liebt, möchte er wissen:

„Wieso denn, ich fühlte mich verwirrt, ich kannte ihn wirklich kaum, aber manchmal kommt die Liebe vor dem Kennenlernen, wie eine Art inneres Wissen, doch in dem Moment wußte ich, daß ich tatsächlich leere Phrasen von mir gab, denn das war keine Liebe, wie sollte es Liebe sein, und er sagte, wie als Rache für die ausbleibende Antwort, ich muß los.“ (49)

Doch Ja'ara bleibt hartnäckig. Und Arie hält geduldig dagegen; er hatte allerdings auch zugelassen, dass sie seine Hand währenddessen mehr und mehr auf ihrem Oberschenkel weiter nach oben führte und dabei zärtlich streichelte. Doch dann reißt er sich entschieden los und sagt ihr klipp und klar, dass er diesmal nicht mit ihr schlafen wird. Warum, möchte sie wissen. Weil er „nicht an einem Tag mit zwei verschiedenen Frauen“ schläft, da hat er „seine Prinzipien“! (51) Aber, so fährt er fort, während er sich den Mantel anzieht und zum Aufbruch drängt, morgen früh, etwa um neun, hat er Zeit für sie. Das genügt ihr fürs Erste. Sie ‚bleibt am Ball‘ und hat den nächsten ‚Termin im Kasten‘; sie wird ihn schon noch dazu bringen, mit seinen geheiligten Prinzipien zu brechen.

Ja'ara verdrängt schnell, dass sie im Waschbecken und in der Badewanne von Aries Bad vereinzelt rote Haare (sogar Schamhaare) entdeckt hatte, die (nach ihrer Einschätzung) nur von der Nichte stammen konnten. Die Aussicht, mit Arie in der ‚Schlacht‘ um seine Liebe dennoch Boden gut gemacht zu haben, beflügelt sie förmlich und versetzt sie in eine durchweg euphorische, irrational gute Stimmung, die sogar zu Hause (wo sie alles auch wieder an Joni erinnert) anhält und ‚trägt‘.

„deshalb fing ich an, die Wohnung zu putzen, ich machte Musik an und tanzte mit dem Besen, umarmte seinen harten Stiel, hatte festliche Gefühle, denn endlich, endlich gab es etwas, worauf ich warten konnte, (...) und als

Joni kam, blickte er sich erfreut und mißtrauisch um, konnte kaum fassen, was ihm da Gutes passiert war, und ich war glücklich und stolz, als ich seine Freude sah, und wußte, daß er nun wieder das Gefühl hatte, eine Rolle zu spielen.“ (52 f.)⁸⁷

Man ist plötzlich wieder nett zueinander, die Kosenamen gehen wieder ohne einen faden Beigeschmack von den Lippen, und man verzeiht sich gegenseitig großzügig die Gereiztheit und Kratzbürstigkeit. Ja'ara stellt hocherfreut für sich fest

„und nun kam sie zurück, meine Liebe zu ihm, (...), man konnte zwei Männer lieben, es war sogar leichter, zwei zu lieben, denn das schaffte ein seelisches Gleichgewicht, die beiden Lieben ergänzten einander, und das war keineswegs beängstigend, wieso hatte ich nie zuvor daran gedacht, und vor lauter Erregung wegen dem, was mich am kommenden Tag erwartete, hatte ich das Gefühl, dass auch Joni mich erregte, ich setzte mich auf seinen Schoß und küßte seinen Hals, komm, gehen wir ein bißchen aus, flüsterte ich ihm ins Ohr, mir reicht es, den ganzen Tag in der Wohnung.“ (53 f.)

Es ist schon erstaunlich, was „das ganz normale Chaos der Liebe“ mit dem ‚Gewissen‘ macht. Dem macht es gar nichts aus, plötzlich auf zwei Klavieren zu spielen. Im Gegenteil: Das scheint den virtuosen Fähigkeiten einzelner Solisten sogar entgegenzukommen, ihr solistisches Können regelrecht herauszufordern, das eine Instrument für den ‚Normalgebrauch‘, das andere für besonders schwierige und ausgefallene Stücke.⁸⁸ Aber: Vergleiche ‚hinken‘ bisweilen. Klaviere ertragen mehr oder weniger ihre Solisten; wenn die Klaviere aber Menschen sind, ist das Darauf-Herumspielen nicht ganz so problemlos. Ja'ara überredet Joni zum Ausgehen. Der willigt ein, obwohl er es in einer (wider Erwarten) sauberen und aufgeräumten Wohnung auch ganz gut aushalten könnte. Sie möchte, dass man die Freundin fragt, ob sie mitkommen möchte. Das findet er zwar nicht so toll, macht aber gute Miene zum bösen Spiel. Schira, die Freundin, hat aber keine Lust mitzukommen. Die wundert sich übrigens, Ja'ara wohl und munter zu sehen, weil sie von Neta (Ja'aras Kollegin und Konkurrentin um die Planstelle in der Uni) gehört hat, dass Ja'ara zum zweiten Mal hintereinander ihre Sprechstunde in der Uni versäumt hat. Ja'ara erschreckt das zutiefst, weil sie bislang noch gar nicht gemerkt hatte, dass sie eine weitere Sprechstunde verpasst hat. Außerdem ärgert sie sich über Joni,

⁸⁷ Überzeugender lässt sich „Das ganz normale Chaos der Liebe“ (Ulrich Beck / Elisabeth Beck-Gernsheim) nicht beschreiben.

⁸⁸ Siehe Theoretische Exkurse 1 bis 4 (Kapitel 9.1 bis 9.4)

der Schira doch noch überreden möchte, mit ihnen zu kommen, obwohl er ursprünglich dagegen war. Im Restaurant bekommt die gute Stimmung weitere Dämpfer: Ja'ara legt Jonis Hand (geplant) liebevoll auf ihr Knie

„genau da, wo jene braune Hand gelegen hatte, und versuchte, sie unter meinen Rock zu schieben, doch er hörte nicht auf mit diesem nervösen Trommeln [Joni war nervös und gereizt geworden, weil der Kellner auf eine berechtigte Reklamation zwar jedes Mal sehr freundlich reagierte, aber – auch nach mehrmaliger Erinnerung – nichts unternahm, um der Reklamation zu entsprechen; H.H.], und mein Rock hob und senkte sich, als würden Heuschrecken dort herumhüpfen, und erst als die Suppe kam, hörte er auf, zog seine Hand hervor, nahm den Löffel und machte sich hingebungsvoll ans Essen.“ (56)

Die zahlreichen kleinen Misstöne und Pannen des Tages nagen an der euphorischen Grundstimmung. In Ja'aras Bilanz (für ihre Ehe mit Joni) macht sich wieder eine mehr skeptische Grundstimmung breit; allein das Wörtchen „hingebungsvoll“ spricht Bände:

„wir waren so geworden, schien mir, wie Bruder und Schwester, und es war so schwer, das zu durchbrechen, denn nur für einen Moment, unter großer Anstrengung und mit Erregung, die von einem düsteren alten Mann herrührte, schaffte ich es, mich auch von ihm erregen zu lassen, (...). (56)

„ich dachte, daß meine Freude damals, als wir uns kennenlernten, wie ein Geschenk gewesen war, doch sehr bald wurde eine Last daraus, denn das Geschenk war unpassend, und als ich das herausfand, war es schon zu spät für einen Umtausch, und ich wußte, ein anderes würde ich nicht bekommen, nie in meinem Leben.“ (56)

„auf dem Rückweg gingen wir Hand in Hand, der Himmel war bewölkt und berührte fast unsere Köpfe, wie die Decke eines Hochzeitbaldachins, der von vier kleinen müden Männern gehalten wird.“ (57)

Aber auch die Verabredung mit Arie am nächsten Morgen scheint nicht das eingelöst zu haben, was Ja'ara sich von ihr versprochen hat. Von dem Ereignis, dem sie so entgegengefiebert hat, bleibt nicht sonderlich viel Bemerkenswertes hängen:

Nur, dass sie miteinander schliefen

„auf dem prachtvollen Sofa in seinem Wohnzimmer, auf dem harten, schmalen Handtuch, das er sorgfältig unter uns ausbreitete und das die Grenzen seiner Bewegungsfreiheit festlegte, (...).“ (58)

Ja'ara nimmt sich nunmehr vor, Arie nicht nachzulaufen, sondern darauf zu warten, dass er die nächsten Schritte tut. Und ihre Rechnung geht auf, allerdings erst nach etlichen Wochen, die sie aber mit eiserner Energie durchhält.

Zur großen Freude von Ja'ara meldet sich Arie nach wochenlangem Schweigen endlich von selbst am Telefon. Ob sie Lust hätte, ihn auf einer Reise nach Jaffo zu begleiten, wo er zu tun habe, fragt er sie. Genau so etwas hatte sie sich insgeheim gewünscht, und daher sagt sie freudestrahlend zu. Sie weiß, dass das die Beziehung zu Joni erneut und zusätzlich aufs Spiel setzt, aber ihr Gewissen hat die Ausrede schon längst parat: Der Ort, an dem sie mit Joni wohnt, war zwar, sagt sie sich, seit etlichen Jahren ihre „Adresse“, aber nicht ihr „Zuhause“. (62) Und als weitere Entschuldigung hält sie sich – sie neigt zu esoterischen Gewissheiten – zugute, dass sie richtig glücklich und zu Hause ohnehin nur in ihrem „ersten Leben“ (62) war, und dieses hatte mit dem Tod des Brüderchens ohnehin sein endgültiges Ende gefunden.

Schon die Autofahrt ist für Ja'ara ein Erlebnis besonderer Art. Sie möchte von Arie wissen, wie ihr Vater früher war. Der Vater war nach seiner Krankheit ein ganz anderer als vorher, sie hat sein Leben zerstört, meint Arie. Sie weiß nichts von einer solch entscheidenden Krankheit, was ihn sehr verwundert und nachdenklich macht. Deswegen wird sie immer neugieriger darauf, was er dazu zu sagen hat. Aber er hat nicht die geringste Lust, dieses für ihn offenbar viel zu heiße und traurige Thema zu vertiefen. Ja'ara spürt, dass die gute Stimmung, in der sie die Fahrt begonnen haben, zu kippen droht, und aus dem Stehgreif macht sie ihm den Vorschlag, sich so zu unterhalten, als sei sie eine Anhalterin, die er gerade in seinem Auto mitnimmt. Diese Idee findet er großartig und schlägt seinerseits vor, das ‚Spiel‘ ganz ‚echt‘, aber von Anfang an, durchzuspielen. Er setzt sie also erst ab, fährt ein Stück zurück, um dann bei ihr, die signalisiert, dass sie mitgenommen werden möchte, anzuhalten. Er kurbelt das Fenster herunter, und sie fragt, ob er zufällig nach Jaffo fahre und sie mitnehmen könne...Man beäugt sich gegenseitig etwas skeptisch, und er spürt ihr (gespieltes) Misstrauen. Sie brauche keine Angst zu haben, meint er, er werde sie schon nicht vergewaltigen. Sie will wissen, was er von Beruf ist und erfährt, dass er beruflich mit der Organisation von Reisen zu tun habe. Sie selber stellt sich als Avischag vor; sie komme aus einem Kibuz im Negev.

Und der Schauspieler Arie lässt sehr schnell den ‚echten‘ Arie in das Spiel eingreifen, was Ja'ara nur recht ist:

„Avischag, sagte er, begeistert auf meine neue Identität eingehend, was hast du unter der Strumpfhose an?

Einen Slip, sagte ich, was hast du denn gedacht?

Genau das, sagte er enttäuscht, Avischag, ich war viele Jahre in Paris, und weißt du, was ich dort entdeckt habe?

Keine Ahnung, sagte ich kühl, der neue Name schützte mich vor ihm.

Ich habe entdeckt, daß die Pariserinnen nichts unter der Strumpfhose tragen, und du kannst mir glauben, es lohnt sich für sie, zieh deinen Slip aus, Avischag, und du wirst sehen, daß du ihn nicht brauchst.

Und daß es sich für mich lohnt, kicherte ich, und er sagte in seinem üblichen hochmütigen Ton, du sollst es nicht für mich machen, sondern für dich, du wirst deinem Körper näher sein, das sage ich dir.

Ich war eigentlich gar nicht darauf aus, meinem Körper nahe zu sein, sondern seinem, und nicht direkt seinem Körper, sondern etwas anderem, mehr Innerlichen, das ich, weil ich keine Wahl hatte, Körper nannte, mit Bedauern nannte ich es Körper, lange Finger und glatte, dunkle Haut und klar geschnittene Lippen und Augen, die plötzlich lebendig geworden waren und abwechselnd von der breiten Straße auf meine Beine schauten, ohne seine Erwartung zu verbergen.

Also begann ich, mich im Auto auszuziehen, erst die Schuhe, dann die Strumpfhose, wand mich, damit sie nicht zerriß, wie eine große Spinne mit vielen Beinen, von denen eins dem anderen im Weg ist, und zog das überflüssige Kleidungsstück aus, schlüpfte wieder in die Strumpfhose und wedelte mit dem Slip in seine Richtung, und er lächelte zufrieden, nahm ihn und steckte ihn wie ein Taschentuch, und mein Slip guckte aus seiner Hosentasche, auch als wir das Auto verließen und zu Fuß weitergingen. Ich erkundigte mich absichtlich nicht nach unserem Ziel, wenn schon Abenteuer, dann bis zum Schluß, und ich wußte, daß er auf meine Frage sauer reagieren würde, er wollte, daß ich ihm bedingungslos vertraute, deshalb sagte ich mir, heute gewöhnst du dich also an Vertrauen und an ein Dasein ohne Slip, als wäre das ein höheres Ziel, eine erhabenere Stufe der Weiblichkeit, oder besser des Mätressendaseins. (69 f.)⁸⁹

Ja'ara hatte damit gerechnet, dass sie „durch Galerien ziehen oder das Meer betrachten“ (70) würden, aber Aries ‚Programm‘ ist offensichtlich ganz anders ge-

⁸⁹ Die Szene im Auto vermittelt einen Eindruck davon, wie weit sich zwei postmoderne Individuen beim ‚Liebesgeflüster‘ von der Unbedarftheit und Naivität ‚einfältiger‘ Liebe entfernt haben. Die Kommunikation wechselt in Sekundenbruchteilen von Nähe zu Distanz, und umgekehrt; statt liebevolle wechselseitige ‚Interpenetration‘ betreibt man Rollenspiele, bei denen derjenige die Bestnoten erhält, der den anderen am schlauesten und lustigsten überlistet. Da das Eigentliche (nämlich das, was der jeweils andere wohl ‚wirklich‘ denkt und fühlt) unaussprechbar bleibt, von „Inkommunikabilität“ (Luhmann) bedroht ist, hält man gierig nach Zeichen (Launen, Gesten, Blicken, Tonfall) Ausschau, um sich wenigstens über Indizien ein wenig mehr Sicherheit über den ‚wahren‘ Zustand des anderen zu ergattern.

strickt. Man landet in einem Etablissement besonderer Art, einer Art Studentenbude, aber mit Doppelbett und Kühlschrank. Der Hausherr, ein älterer, zurückhaltender, schüchtern wirkender, untersetzter, schwächlicher, aber sehr freundlicher Mann entpuppt sich als ein guter Freund von Arie, Schaul mit Namen, der hier, so Arie bei der Vorstellung, sein „Liebesnest“ (71) hat. (Schaul ist Richter, der sich in dieser Wohnung zwischen den Prozessen zu erholen pflegt.) Ja'ara wird Schaul als die Kibuznikit Avischag vorgestellt, die Arie als Tramperin unterwegs mitgenommen hat. Die Freunde verstehen sich prächtig. Schaul stellt im Handumdrehen eine Art Picknick zusammen, das aus lauter auf Auslandsreisen eingekauften Kostbarkeiten besteht. Dazu gibt es ebenso erlesene, hochprozentige Alkoholika. Der Alkohol tut seine Wirkung. Arie ‚füttert‘ Avischag, und sie leckt seine Finger. Schaul will sie auch so ‚füttern‘, aber er hat so weiche Finger, und das ist ihr „ein bißchen eklig“ (73), worauf er sich schüchtern zurückzieht. ‚Avischag‘ beschmüst ‚ihren‘ Arie immer ungenierter, und zu Ja'aras Freude zeigt er ‚Wirkung‘, fängt seinerseits Feuer:

„Arie, (...), begann mir die Strumpfhose abzustreifen, dann stand er auf, stellte mich auf die Beine, die Strumpfhose spannte sich um meine Knie wie eine Fessel, und er sagte, komm ins Bett, im Bett wird es dir bequemer sein, und ich sagte, aber was ist mit Schaul, und Arie sagte, das stört Schaul nicht, stimmt's, Schaul? Er sprach laut und nachdrücklich, wie eine Kindergärtnerin, und Schaul sagte mit seiner dünnen, gehorsamen Stimme, nein, es ist in Ordnung, ich werde nur dasitzen und zuschauen, als würde er uns einen Gefallen tun, und Arie machte im Gehen seine Hose auf, und für einen Moment sahen wir aus wie zwei kleine Kinder, die zum Klo rennen, mit nackten Ärschen und heruntergelassenen Hosen, er legte sich auf den Rücken und wartete, bis ich ihm die Stiefel und Socken ausgezogen hatte und mich auf ihn setzte, und ich bemühte mich, mit aufrechtem Rücken zu sitzen und mich anmutig zu bewegen, wie eine Schauspielerin, denn ich spürte die ganze Zeit Schauls Blicke auf mir, es war das erste Mal, daß ich Publikum hatte, und ich wußte, daß dies eine Verpflichtung war.

Von Sekunde zu Sekunde wurde ich ehrgeiziger, ich wollte mein Publikum mit meiner Darbietung überraschen, deswegen spannte ich meinen Rücken zu einer Brücke, bis meine Hände den Bettrand berührten, und eigentlich hätte ich beifälliges Klatschen erwartet, statt dessen hört ich lautes Atmen und das Geräusch fallender Kleidungsstücke und bemerkte, daß die Gestalt auf dem Sessel immer weißer wurde, seine helle Haut wurde entblößt, als die Kleidungsstücke fielen, er leuchtete fast, doch plötzlich sah ich nichts mehr, denn Arie richtete sich auf und bedeckte mich vollständig, und jetzt war er es, der mit einer besonderen Darbietung Eindruck zu machen versuchte, sein Becken vollführte energische Bewegungen, und ich begann zu stöhnen, nicht nur vor Vergnügen, denn es begann mir weh zu tun, und ich war auch ein bißchen überdrüssig, zugleich empfand ich aber auch eine Art Verpflichtung, den Ton zu liefern, damit die Sache kein Stummfilm blieb, und

das feuerte ihn immer mehr an, und er sagte, das hast du gern, das hast du gern, das hast du gern, wie ein Mantra, und ich hatte Lust, plötzlich nein zu sagen und alles kaputtzumachen. Dann bewegte sich das Bett, als sei etwas Schweres darauf gefallen, und Arie zog sich mit einem Mal heraus, und ich spürte Schauls weiche Hände, die mich streichelten, und die ganze Zeit suchte ich Aries Körper und hielt ihn fest, ich wollte nicht mit Schaul allein bleiben und war nur bereit, ihn als eine Art Gesandten Aries zu empfangen, und ich fühlte, wie er in mich einzudringen versuchte, sein weißes, weiches Glied stocherte herum wie der Stock eines Blinden, und Arie hielt mich fest, als fürchte er, ich könnte fliehen und sagte, in Ordnung, in Ordnung, du hast das gern, und seine Stimme war so klar und überzeugend, daß ich es schließlich selbst zu mir sagte, und Schaul sagte, du bist schön, du bist schön, und ich freute mich, daß Arie das hörte, und er versuchte wieder und wieder, in mich einzudringen, schaffte es aber nicht, vermutlich bedrückte ihn Aries demonstrative Männlichkeit, und als er aufgab, empfand ich Erleichterung, und es machte mir nichts aus, als er mich streichelte und mich am ganzen Körper leckte, solange Arie mich nur fest im Arm hielt. Und dann brachten sie die Flasche zum Bett, und wir tranken, indem wir die Flasche von einem zum anderen reichten, wie beim Wahrheitsspiel, und ich dachte, vielleicht hat es sich doch gelohnt, geboren zu werden, und Arie gab mir seinen Schwanz zurück, und ich lehnte mich an Schaul, und beide bewegten wir uns im Takt seiner starken Stöße, bis ich beide kommen hörte, fast gleichzeitig, als wären sie das vollkommene Paar, und ich fühlte am Rücken den Samen Schauls und vorn den Samen Aries und fühlte mich wie ein saftiger Knochen, den Hunde oder Katzen von allen Seiten ablecken, und mir fiel der Hund ein, der das Kätzchen zerfleischt hatte, und die geheimnisvolle Krankheit meines Vaters, die Verabredung mit dem Dekan, und ich fing an zu weinen, und die ganze Zeit hallte in meinem Kopf der Satz, es ist vorbei, es ist vorbei.“ (74 ff.)⁹⁰

Der ‚Dreier‘ und der Alkohol hinterlassen ihre Spuren. Die ‚Herren‘ müssen sich von der ‚Orgie‘ erst einmal durch ein ‚Nickerchen‘ erholen; Avischag alias Ja’ara versucht es mit einer kalten Dusche, aber anschließend wird sie - zum Schrecken der Freunde – ohnmächtig, zum Glück für alle aber nur vorübergehend. Zwischendurch nennt Arie sie versehentlich Ja’ara statt Avischag. Schaul wundert sich über den ‚neuen‘ Namen. So heißt doch auch Kormanns Tochter, meint er zu Arie. Dass Ja’ara in der Tat Kormanns Tochter *ist* und Schaul in der Tat *ein weiterer Studien-*

⁹⁰ Dafür, dass der Begriff Sexualität erst gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts in der heutigen Bedeutung verwendet wurde, hat die sexuelle Revolution sich erstaunlich schnell verbreitet. Der Weg von der Sexualität als notwendigem Übel für die unerlässliche Fortpflanzung hin zur „modellierbaren Sexualität“ im Sinne von Anthony Giddens, d.h. einer Sexualität, die auch für etwas anderes als Fortpflanzung genutzt und modelliert werden kann, wurde außerordentlich schnell und kompromisslos zurückgelegt. Nahezu alles, was seinerzeit hierbei von Kirche und Gesellschaft tabuisiert war, ist inzwischen enttabuisiert, für die private ‚Nutzung‘ freigegeben worden. Der makabre ‚Dreier‘ ist ein weiteres Beispiel für diese ‚Umwertung aller Werte‘. (Vgl. Giddens, Anthony: Wandel der Intimität – Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften, Frankfurt am Main 1993, S. 33 ff.)

freund ihres Vaters, macht Ja'ara und Schaul erst jetzt klar, an wen sie gegenseitig geraten sind, und das bedrückt und beschämt sie, wenn auch nur vorübergehend. Auf der Rückfahrt wird Ja'ara (vgl. Kapitel 3.3) erneut klar, dass sie Arie zwar in jeder Beziehung und – gerade auch sexuell - bis zum Gehtnichtmehr entgegengeworfen ist, dass sie aber ihrem eigentlichen Ziel, ihn in sich, ‚verliebt‘ zu machen, keinen Millimeter näher gekommen ist. Im weiteren Verlauf des Romans bringt sie diese niederschmetternde Einsicht in der ihr eigenen ‚einschlägigen‘ Sprache und Deutlichkeit auf den Punkt:

„Damals glaubte ich, alles gehört zusammen, es gibt einen Schwanz im Herzen und ein Herz im Arsch, es gibt einen Arsch in den Augen, und es gibt Augen in der Möse. Damals hatte ich einfach noch nicht kapiert, dass jeder Körperteil in eine andere Richtung ziehen kann und dass es mir passieren könnte, eines Tages vor dem nackten Hintern eines Mannes zu weinen, den ich nicht ausstehen kann oder genauer, der mich nicht ausstehen kann.“ (120)

Dass Ja'ara bei diesem Durcheinander von Erkenntnissen, Eindrücken und Gefühlen, die bis ins Mark gehen, große Schwierigkeiten hat, ihre verschiedenen ‚Ichs‘ daraufhin abzuklopfen, ob es so etwas wie ein Gesamt-Ich oder Ober-Ich gibt, das noch am ehesten so etwas wie Identitätsgefühle zulässt, ist nicht verwunderlich. Das Ich, das sie gleichsam als traumhaftes Ich, als ‚Traum-Ich‘ vor Augen hat, das ihre evokativ beschworene ‚Wirklichkeit‘ darstellt, nämlich die wechselseitige Liebe ‚mit Haut und Haaren‘ und ohne ‚Wenn und Aber‘ zwischen ihr und Arie, wird von Arie nicht erwidert, bleibt eine Einbahnstraße. Aber ‚das Leben‘ geht erbarmungslos weiter, schert sich nicht um die Zerrissenheit seiner bis ins Innerste arbeitsteilig organisierten postmodernen Individuen. Sie hat weiter den Mann, den sie nicht will, und sie will weiter den Mann, den sie nicht hat, auch wenn sie inzwischen reichlich Gelegenheit hatte, seine Schwächen und Nachteile kennen zu lernen.

Der ahnungslose Joni weiß nichts von dem Doppelleben seiner Frau; er hat nur mitbekommen, dass Ja'ara in letzter Zeit besonders gereizt und launisch ist. Zusammen mit den Schwiegereltern hat er den Plan ausgeheckt, sie durch eine Goodwill-Offensive (einen Kurzurlaub in Istanbul) ‚zurückzuerobert‘, die seinerzeit ausgebliebene Hochzeitsreise als besondere Überraschung nachzuliefern...Ja'ara fügt sich nolens volens (nicht wollend und wollend zugleich) in die Reisepläne ihres

Mannes und packt am Vorabend der Reise mit äußerst zwiespältigen Gefühlen und innerlich lustlos ihren Koffer. Joni gerät in Anbetracht seines mit besonderer Liebe ausgedachten Coups in Hochstimmung und ruft lauter Rituale ihrer einstmals gemeinsam ‚zelebrierten‘ Liebesordnung ab: die „Duschbegleiterin“(195)-Zeremonie (er duscht mit Behagen, und sie verkörpert den perfekten Dienstleister, den Dialog-Partner und Handtuch-Service), die mit blumigen Metaphern ausgeschmückten Erwartungen bezüglich der bevorstehenden gemeinsamen Freuden und Genüsse („schlaf, Wühlmäuschen, morgen segelst du zum anderen Ufer des Flusses“.) (200) Sie war es, die „ihn an diesen Blödsinn gewöhnt hatte, mit den ausgedachten Tieren auf den Weiden am Fluß“. (200) Und Joni möchte an diesem Abend auch unbedingt mit ihr schlafen. Während er sie unermüdlich streichelt, stellt sie für sich fest:

„das paßte so gar nicht zu unserem Kindergeplapper, als hätte man einen Pornofilm mit dem Ton von Pinocchio unterlegt, aber er hörte nicht auf, er legte mir eine Hand auf die Brust und die andere zwischen die Beine, versuchte, auf eine für ihn ungewöhnlich fordernde und aggressive Art, seine Finger hineinzuschieben, vermutlich glaubte er, die Einladung von vorhin sei noch gültig, doch das stimmte nicht, nein. Fast hätte ich ihn weggestoßen, doch dann sagte ich mir, was macht es dir schon aus, schließlich ist es das letzte Mal, und ich drehte mich um, spreizte die Beine und schob ihn hinein, und seine Berührung war glatt, wie von Gummi, als habe er ein Kondom übergestreift, und ich packte ihn sehr fest am Hintern, und ich sagte die ganze Zeit zu mir, als Gebet oder als Drohung, das ist das letzte Mal, das ist das letzte Mal, und dann war er plötzlich fertig, mit einem langen Seufzer, mit dem traurigen Heulen eines Schakals, und er legte seine Kopf auf meine Brust und drückte sich dankbar an mich.

Ich streichelte seine Locken und wartete darauf, daß er einschlief, das war die übliche Prozedur, aber er war in gesprächiger Laune und flüsterte, ich liebe es, dich so nah zu fühlen, und ich sagte, ich auch, was hätte ich schon sagen sollen, (...).“ (200 f.)

Wenige Minuten vorher, noch während Joni duschte, hatte Arie angerufen, dessen Frau Josphine, alt und krebskrank, inzwischen gestorben und an diesem Tag gerade erst beerdigt worden war, und Ja'ara gebeten, die Nacht bei ihm zu verbringen...Hin- und hergerissen zwischen den bevorstehenden nachgeholt ‚Flitterwochen‘ in Istanbul mit Joni und dem eigentlich ersehnten weiteren ‚Liebesrausch‘ (wenn auch makabrerweise im ‚Trauerhaus‘) mit dem frisch verwitweten Arie, entscheidet sich Ja'ara, nachdem Joni eingeschlafen ist, trotz aller Gewissensbisse für

Arie. Und mitsamt ihrem Reisegepäck kehrt sie dem ahnungslosen und schlafenden Joni den Rücken und wechselt kurz entschlossen die Wohnungen und die ‚Liebhaber‘. Dass Arie sie – entgegen seinen eigenen Beteuerungen – möglicherweise doch liebt und jetzt sogar dringend braucht, ist die Hoffnung, die sie trotz aller gegenteiligen ‚Erfahrungen‘, ‚Erkenntnisse‘ und ‚Gefühle‘ einfach nicht aufgeben will.

Während Joni allein in die Flitterwochen nach Istanbul fliegt (!), verbringt Ja’ara mehrere Tage und Nächte im abgeschlossenen Schlafzimmer des ‚Trauerhauses‘, in dessen Wohnzimmer Arie tagsüber mit seinen Trauergästen den mehrtägigen jüdischen Ritualen und Pflichten entspricht, die jüdischen ‚Gläubigen‘ obliegen. Tagsüber also Gebete und andere Rituale der Hinterbliebenen; abends und nachts entfaltet sich im Schlafzimmer, in dem Arie alle Spuren von Krankheit, Siechtum, Leiden und Medizin beseitigt hat, das ‚Liebesleben‘ von Ja’ara und Arie. (Man ahnt, was religiöse Fundamentalisten, etwa solche vom Schlage der Taliban, zu solch einem Szenario sagen würden. Und dass sie es, wenn sie die Macht dazu hätten, nicht nur bei Unmutsäußerungen belassen würden, sondern auch *Taten* folgen lassen würden, ist mehr als wahrscheinlich.)

Unter Zuhilfenahme von Haschisch gelingt es Ja’ara und Arie sehr schnell, die unangenehme, belastende Seite der ‚Realität‘ (die Krankheit, den Tod, das Abschiednehmen von Josephine, die jüdischen Trauerrituale) zu verdrängen, zu ‚vergessen‘ und sich den ‚Freuden‘ ihrer Zweisamkeit zu widmen: Sie verspürt Lust, „seine braune duftende Haut zu lecken“, (207) und umgehend macht sie sich ans Werk, diese Lust mit Leben zu erfüllen, den nackt neben ihr liegende Arie „von unten bis oben“ (207) inbrünstig abzulecken, ihn Körperteil für Körperteil neu ‚zusammenzusetzen‘, neu zu ‚erschaffen‘.

„Als ich meine Arbeit beendet hatte, betrachtete ich ihn voller Stolz, so schön war er geworden, ein Mensch, der neu erschaffen war, alles an der richtigen Stelle, und ich überlegte, ob Gott sich nach der Erschaffung Adams wohl so gefühlt hat, und es begeisterte mich, daß wir ein gemeinsames Erlebnis hatten, und die ganze Zeit spürte ich, daß etwas bei mir unten verbrannte, also nahm ich seine Hand und sagte, fühl mal, wie heiß, wie ein Ofen, und er begann mich ausziehen und sagte gespielt besorgt, man muß das Fieber senken, das ist gefährlich, und nahm einen Eiswürfel aus seinem Getränk, lutschte daran und legt ihn an die Öffnung, und schob ihn

langsam, langsam hinein, und ich zitterte vor Entzücken und spürte, wie das Eis in mir schmolz, und dachte, so habe ich dich schließlich auch zum Schmelzen gebracht, Geliebter, so habe ich dich am Schluß zum Schmelzen gebracht.“ (207 f.)

„Dann legte er sich wieder neben mich, und plötzlich packte er mich und setzte mich mit Gewalt auf sich, bewegte mich auf und ab, als wäre ich eine Stoffpuppe, auf und ab, nach oben und nach unten, gerade und krumm, gehalten und geworfen, groß und klein, und es tat mir weh wie beim ersten Mal, (...), aber diesmal war es mir nicht egal, ich liebte meine Unterwerfung, dieses Beherrschtwerden, das mir nicht einmal die Entscheidung überließ, ob ich meinen Hintern nach rechts oder links oder nach oben oder unten bewegen sollte, und ich hörte ihn sagen, schrei jetzt, Süße, damit alle hören, wie sehr du trauerst, und ich schrie, weil er es gesagt hatte, es war kein Wille, sondern eine Art Erkenntnis, daß ich alles, was er sagte, tun würde, und es störte mich nicht einmal, daß er mich Süße nannte, und aus meinen Trauerschreien, aus meiner völligen Selbstaufgabe, sprang plötzlich eine Welle von etwas Süßem, als würde man mich in einem Bett aus Honig versinken lassen, und auch seine Bewegungen in mir wurden weicher und wiegender, da, ich habe ein kleines Kind zwischen den Beinen, das schlafen gelegt wird, und so schlief ich einfach ein, wie die Frauen, die ich immer beneidet hatte, die fähig sind, neben allen möglichen Männern einzuschlafen, die ihnen nicht versprochen haben, sie immer zu lieben, und die trotzdem gut einschlafen, und ich hatte das dumpfe Gefühl, in dieser Nacht etwas herausgefunden zu haben, das ich aufschreiben müßte, um es nicht zu vergessen, aber ich hatte keine Kraft, die Augen aufzumachen, und als ich aufwachte, wußte ich es schon nicht mehr.“ (209 f.)

Was Ja'ara und Arie hier im beiderseitigen Einvernehmen und (von diesem oder jenem kurz aufflackerndem Skrupel einmal abgesehen) mit relativ ruhigem Gewissen machen, ist sicher nichts, was Religionen, Kirchen, Staaten, überindividuelle ‚Sittenkodices‘, Konventionen, Familien und Freundeskreise gutheißen würden; aber moderne, selbstbewusste Individuen finden in der Gesellschaft unter Umständen solche Nischen, die als ‚privat‘ gelten und in denen letztlich - so lange man nicht gegen Recht, Gesetz und Vertrag verstößt – die Regeln gelten, welche die Individuen miteinander aushandeln. Es gibt weder *den* Glauben, noch *die* Vernunft, noch *das* Gewissen oder Sittengesetz (und schon gar nicht das Sittengesetz, das unabhängig von Erfahrung *in uns* existiert), der bzw. die bzw. das *den* richtigen Weg zeigt. Mit der ‚Liebesordnung‘, die sich Ja'ara und Arie (trotz Joni und Josephine einerseits, trotz staatlicher Gesetze und religiöser ‚Bindungen‘, trotz abweichender Moralkodices im Freundes- und Bekanntenkreis andererseits) selber geben, entscheiden letztendlich sie selber darüber, ob diese ‚Ordnung‘ ‚Nischen-Wirklichkeit‘ wird, wenigstens sie beide ‚bindet‘, so lange sie das gemeinsam wol-

len. Überindividuelle Moralkodices, die jenseits von Recht, Gesetz und Vertrag Verbindlichkeit einfordern, sind auf die Bejahung der Individuen angewiesen; ein (in der Regel) sanktionsfreies Veto beendet diese unverbindliche ‚Verbindlichkeit‘ für den, der sein Vetorecht geltend macht. Ja’ara und Arie sind selbstbewusste, gut ausgebildete und gebildete Individuen, die durch ihre Sozialisation, Enkulturation und Lebenserfahrung die Fähigkeit erworben haben, die Maßstäbe, die für sie verbindlich sind, selber sehr stark mitzubestimmen. Staat und Gesellschaft belassen ihnen hierfür besondere Freiräume, auch und gerade solche, die früher von Familien, Familienoberhäuptern, Ständen und Innungen, von Religionsgemeinschaften und deren Repräsentanten beansprucht wurden. Dass Ja’ara nach Männern Ausschau hält, denen sie sich unterordnen, sich unterwerfen kann und möchte, ist möglicherweise ein phylogenetisches Relikt aus ihrer Sozialisation und Enkulturation. Ja’aras Vater war vor seiner (Ja’ara nicht näher bekannten schweren) Erkrankung wohl ein ganz anderer und im Vergleich zu heute viel ‚stärkerer‘ Mensch. Bei Ja’aras erneuter Partnerwahl (zugunsten von Arie, zuungunsten von Joni) scheint die Sehnsucht nach einem starken Vater, der ihr Vater einmal war, aber nicht mehr ist, unterschwellig eine wichtige Rolle zu spielen.⁹¹

„und er streckte sich neben mir aus, diesen glatten, dunklen Körper mit dem erregenden Reiz des Alters, mit der kräftigen Essenz der Reife, die ich, so sehr ich mich auch bemühte, nie verstehen würde, in ihrer so exakten Mischung aus Zartheit und herrischem Verhalten, Verslossenheit und Tiefe, Grobheit und Sensibilität, als habe ein großer Koch alles nach einem unwiederholbaren Rezept zusammengerührt, einzigartige Zutaten, (...).“ (238)

Aber Ja’ara spürt auch die „Diskrepanz zwischen dem Zauber der Vision und der Realität“ (267). Es kann, meint sie, viel erregender sein, „sich Sachen vorzustellen oder sie im Gedächtnis wiederaufleben zu lassen, als sie tatsächlich zu erleben“. (276) Eine Realitätserfahrung besonderer Art macht Ja’ara das noch einmal schmerzlich bewusst. Der Anlass: Beide erholen sich durch einen tiefen Schlaf von den Strapazen des Hin und Her zwischen den ‚offiziellen‘ Trauer Ritualen, die sich tagelang mit ständig wechselnden Trauergästen in der gesamten übrigen Wohnung abspielen, und dem variantenreichen ‚Liebesspiel‘ im Schlafzimmer. Ja’ara wird davon geweckt, dass Arie laut herumflucht, weil er auf eine Kirschpraline mit

⁹¹ Siehe Theoretische Exkurse 1 bis 4 (Kapitel 9.1 bis 9.4)

Kirschkern gebissen hat und sich dabei einen Schneidezahn abgebrochen hat. Um Arie auf andere Gedanken zu bringen, schmiert sie sich von oben bis unten mit Pralinen ein, um ihn zum Ablecken zu animieren. Und ihre ‚Botschaft‘ kommt an:

„und ich hörte ihn sagen, du magst das, du willst, daß man dich leckt wie eine Katze, und ich brummte, ja, (...), und dann sagte er, du bist verrückt danach, wie eine Katze gebumst zu werden, und wieder brummte ich, ja, in Wahrheit hatte ich nicht daran gedacht, aber aus welchem Grund waren wir denn hier zusammen, und ziemlich bald kniete ich auf allen vieren, und er steckte in mir, und insgeheim fragte ich mich, ob das nun eine Tortur oder ein Vergnügen war. Ich spürte, wie er mich mit aller Gewalt an den Haaren zog, als rufe er meinen Kopf zur Ordnung, und dann wurde ich tatsächlich von seiner Erregung angesteckt, genau in dem Moment, als alles vorbei war und er mit einem lauten Schrei kam, einem Schrei, der sich anhörte wie die Fortsetzung seiner Fluchtiraden von vorhin, und er zog ihn erschöpft aus mir heraus, tropfend wie ein nasser Strumpf, wie einer der Strümpfe, die meine Mutter immer in eine Waschschüssel packte (...).“ (274)

Die Phylogenese der Männer hält, ganz gleich, wie das Mischungsverhältnis von ‚Natur‘ und ‚Kultur‘ dabei bestellt ist, offenbar noch immer Potentiale bereit, die - bei geeigneten Katalysatoren – jederzeit wieder abrufbar sind und auf das ‚andere Geschlecht‘ (Simone de Beauvoir) losgelassen werden können. Man sollte allerdings auch wissen, wie man in den ‚Wald hineinruft‘, aus dem es bekanntlich auch ebenso herausschallt.

Aber Ja’ara dämmert ohnehin und allmählich auch endgültig, dass sie Arie nicht durch Sex zur Liebe bewegen kann, worüber Arie sie allerdings nie im Unklaren gelassen hat. Die Affäre mit Arie hat ihr deutlich gemacht, dass weder Joni noch Arie zu Lebensgefährten taugen und dass sie gut daran tut, ihre berufliche Karriere⁹² nicht durch derartige Illusionen zu gefährden. Von Joni will und wird sie sich trennen; Arie wird sie als interessanten Mann sehr wohl weiter im Auge behalten. Auch dass sie gelegentlich mit ihm schlafen möchte und wird, hält sie für denkbar. Nicht mehr und nicht weniger. Das Liebesleben, meint Ja’ara, sei eben doch nur ein Teil vom Leben und beileibe nicht der wichtigste, eigentlich sei es nur „eine kleine Tasche im Anzug des Lebens“. (227) So weit ihr Verstand. Dass ihr ‚Bauch‘,

⁹² Niklas Luhmann macht auf die besondere Bedeutung von „Karriere“ in der Normalbiographie des modernen Individuums aufmerksam“. Luhmann, Niklas: Copierte Existenz und Karriere. Zur Herstellung von Individualität, in: Beck, Ulrich, und Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.), Riskante Freiheiten, Frankfurt am Main 1994, S. 191 ff.

ihr ‚Herz‘ von dieser ‚Logik‘ nicht immer und zu jeder Zeit überzeugt zu sein scheinen, demonstriert der Roman „Liebesleben“ auf sehr eindrucksvolle Weise.

4 Martin Walser: Der Lebenslauf der Liebe⁹³ – Oder: ‚Bis dass der Tod (uns) scheidet‘ (können wir ansonsten machen, was wir wollen)

4.1 Zu Konzeption und Inhalt des Romans

Die Eheleute Susi (sechsfundfünfzig; Jahrgang 31) und Edmund (achtundfünfzig; Jahrgang 29) Gern leben in Düsseldorf und sind zweiunddreißig (am Schluss zweiundvierzig) Jahre miteinander verheiratet. Edmund stellt sich unmittelbar vor Vollendung seines achtundfünfzigsten Geburtstags einer neuen beruflichen Herausforderung. Er hat seinen hoch dotierten Job in der Anwaltskanzlei Oxford gekündigt und eine neue, eigene Sozietät gegründet und sich kurz darauf dann ganz selbständig gemacht. Seine Spezialität sind hochkomplexe, international greifende Vertragskonstruktionen in der Wirtschaft, bei denen es um sehr viel Geld geht. So etwas möchte er in Zukunft lieber in eigener Regie und auf eigene Rechnung machen. Die Gerns sind wohlhabend geworden. Er fährt einen Bentley und sie einen Porsche. (Den Jaguar hat der Sohn zu Schrott gefahren). Man bewohnt gemeinsam ein Penthouse vom Feinsten und zeigt auch gern, dass man Geld hat: für ein Landhaus, für Susis Zweitwohnung, für exquisite Möbel und teure, vielfach maßgeschneiderte Kleidung, für Kunst (das ist sein besonderes Faible) und vieles andere mehr.

Die Eheleute Gern sind formell noch immer verheiratet; eine Ehe (in sexueller Hinsicht) führen sie aber schon lange nicht mehr. Und dennoch empfinden sie füreinander Achtung und Respekt. Sie lebt, wenn auch schweren Herzens, damit, dass ihr Mann seine Freundinnen hat, mit denen er gern auf Geschäftsreisen Dienstliches und ‚Privates‘ verbindet. Das weiß sie, und genauer will sie es auch gar nicht wissen. Sie packt ihm wie eh und je den Koffer für solche ‚Dienstreisen‘ und schwindelt den argwöhnischen Ehemännern vor, dass ihr Mann zwar tatsächlich auf einer Dienstreise ist, aber nicht da, wo sie es (offenbar zu Recht) vermuten. Liebe hieß und heißt für Susi – die Protagonistin des Romans - immer „Für immer“ (117); mehrere gleichzeitig, das war und ist für sie undenkbar. Letzteres war aber, wie sie feststellen musste, etwas, woran ihr Mann im Verlauf der Ehe – so nach fünf Jahren und zwei Kindern - immer mehr Gefallen fand und schließlich auch für

⁹³ Walser Martin: Der Lebenslauf der Liebe, Frankfurt a.M. 2001. Die im Text dieses Kapitels eingeklammerten Ziffern beziehen sich auf die Seiten in diesem Buch.

unverzichtbar erklärte. Am Anfang hat sie das noch mitgemacht, dann aber ihrerseits klargestellt, dass sie mit einem polygam orientierten „Rudelbumser“ keinerlei sexuelle Kontakte mehr haben möchte, was er ohne Wenn und Aber akzeptiert hat.

Die leidlich funktionierende Absprache der Eheleute heißt: keine Heimlichkeiten voreinander, gerade auch, was Seitensprünge und Seitensprung-Partner anbelangt. Auch Edmund ist darüber im Bilde, welchen Liebhaber Susi (jeweils) hat. In ihrer Zweitwohnung kann sie machen, was sie will. Und das tut sie auch. In ihrem Computer hat sie bis in die Gegenwart hinein darüber Buch geführt: Salim (62 bis 65), Shankar (65 bis 68), Lotfi (68 bis 72), alles Zufallsbekanntschaften mit Multi-kulti-Flair aus Restaurants oder von der Straße, Dirk Pfeil (74 bis 77), der erste Annoncenmann, dann, bis 85 weitere Annoncenmänner, aber (für sie) leider nichts Ernstes, Dauerhaftes, Erwähnenswertes.

Der Roman beginnt mit Edmunds Wechsel in die Selbständigkeit. Aber die von Edmund erwartete geschäftliche Entwicklung bleibt aus; im Gegenteil: Die überschätzten Chancen lassen sich nicht realisieren, die unterschätzten Risiken führen zu extrem hohen Verbindlichkeiten, zumal das wirtschaftliche Umfeld sehr viel schwieriger geworden ist. Binnen weniger Jahre ist Edmund bankrott. Die zahlreichen Gläubiger pfänden, was zu pfänden ist. Die Gerns verlieren nahezu alles, was sie besessen haben. Mit Edmund geht es nicht nur geschäftlich, sondern gleichzeitig auch gesundheitlich bergab: Parkinson, Inkontinenz, psychische Probleme und andere Gebrechen lassen ihn mehr und mehr den Überblick darüber verlieren, auf welche Risiken und Verbindlichkeiten er sich eingelassen hat. Susi, von der Ausbildung her Arzthelferin, nach eigener Einschätzung zwar nicht annähernd so intelligent wie Edmund, dafür aber lebensklug - die Führung des Haushalts mit der Herrschaft über drei Teilzeit-Putzfrauen und einem beachtlichen Etat - hat ihr Organisationstalent wesentlich gefordert und gefördert - kann ihrem Mann, der, wie sie meint, zwar sehr intelligent, aber lebensdumm ist, zwar noch ein wenig als „Katastrophenbuchhalterin“ (218) dabei helfen, das geschäftliche Chaos etwas zu ordnen und den Niedergang zu verlangsamen; aber natürlich kann sie den Absturz auch nicht verhindern.

Während Edmund auf ganzer Linie immer mehr ‚abbaut‘ und schließlich – zwei Tage vor der anberaumten Zwangsräumung ihrer Maisonettewohnung – mit achtundsechzig Jahren stirbt, läuft Susi, das Sonntagskind, das sich durch nichts und niemanden ihren Lebenswillen und ihren Optimismus nehmen lässt, erneut zur Höchstform auf. Nach einer längeren Phase ohne Liebhaber verliebt sie sich in Khalil Algat, den Freund ihrer mittlerweile achtunddreißigjährigen, behinderten Tochter Conny, ihr Sorgenkind. Khalil ist Marokkaner und Moslem, die - von Conny gewünschte - Ehe mit Khalil hätte, so Susi, keinerlei Realisierungschancen. Je länger sich Susi und Khalil kennen, desto sicherer ist Susi, dass sie ihn – trotz des gewaltigen Altersunterschiedes (er ist neunundzwanzig, sie siebenundsechzig) - heiraten möchte und sollte. Das sieht schließlich auch Khalil so, und Susi und Khalil heiraten tatsächlich, was Khalils Eltern gar nicht passt und postwendend zu neuen wirtschaftlichen und sonstigen Problemen führt...

Der Roman endet mit der Ehe Susi-Khalil (im Jahr 2000), die Susi in vielerlei Hinsicht an ihrer Ehe mit Edmund misst...Bei der komplizierten Familiengeschichte der Gerns wäre nachzutragen, dass Susi und Edmund nicht nur eine behinderte Tochter haben, sondern auch einen Sohn, der seinen Eltern auf ganz andere Weise erhebliche Sorgen gemacht hat und weiterhin macht, weil er immer wieder auf die ‚schiefe Bahn‘ gerät, damals in der Schule und heute im Berufsleben, mit seiner Lebensweise überhaupt und seiner chaotischen Familie...

In der von Walser dargestellten Lebens-, Ehe- und Liebesgeschichte der Susi Gern habe ich eine Zeitlang eine zwar sehr ‚interessante‘, aber (zumindest für meinen Geschmack) zu wenig ‚realistische‘, viel zu ‚fiktive‘ Geschichte gesehen. Erst als ich in der Presse las, dass sich die Frau, deren Leben Walser unter dem Pseudonym Susi Gern offenbar minutiös in diesem Buch geschildert hat, bei Walser darüber beschwert hat, dass sie von ihm für ihre (von Walser durchaus korrekt wiedergegebene) Lebensgeschichte viel zu wenig Geld bekommen habe, änderte sich meine ursprüngliche Einschätzung zur ‚Wirklichkeitsnähe‘ dieses Romans.

4.2 Zur Person der Protagonistin: Susi Gern, eine einfache, extrem anpassungsfähige, älter gewordene, resolute Ehefrau, Hausfrau und Mutter, die sich mit ihrem Mann prinzipiell gut versteht, die sich aber in sexuel-

ler Hinsicht schon sehr früh mit ihm auseinander gelebt hat und die schließlich – einigermaßen im Einklang mit ihren Grundsätzen - eigene Wege gegangen ist, schließlich - als Witwe - sogar noch einmal im Alter von siebenundsechzig heiratet, und zwar einen achtunddreißig Jahre jüngeren Marokkaner und Moslem, Fachhochschulstudent für Energietechnik, und dabei ins Vergleichen kommt

Als junge Frau hatte sie, Susanne (Susi), Jahrgang 31, Tochter eines Studienrates, damals Sprechstundenhilfe in einer HNO-Praxis, Edmund Gern, Sohn eines Bürovorstehers bei der *Ruhrkohle*, (116) in Essen kennen und bewundern gelernt: Edmund, damals noch Referendar und nur zwei Jahre älter als sie, aber ständig mit „Homburg und Regenschirm“ (116) unterwegs, war eigentlich der erste richtige „Mann oder mehr noch ein Herr“ (118) in ihrem Freundeskreis, in dem eigentlich „Schaltypen mit Fahrrad“ (117) bisher den Ton angegeben hatten. Edmund imponierte nicht nur ihr, sondern auch ihren Eltern durch sein gutes Benehmen, seine Höflichkeit, seine Korrektheit, vor allem aber durch sein enormes Wissen, seine Intelligenz und seine Fähigkeit, logisch und überzeugend zu diskutieren. Er wirkte mit seiner Beredsamkeit auf sie, Susi, wie eine „göttliche Dusche“ (117), und als er sie nach einem halben Jahr gefragt hat, ob sie seine „Schnucke“ (118) werden will, hat sie begeistert Ja gesagt, und die Eltern hatten beide vor Freude geweint, sogar ihr Vater, der sich sonst ihre ‚Freunde‘ vorzuknöpfen pflegte und ihnen barsch erklärte: „Du machst mit der gar nichts oder du heiratest sie.“ (117)

Susi war von Anfang an klar, dass richtige Liebe grundsätzlich „Für immer“ (117) gilt und unteilbar ist und Ehe genauso. Dass Edmund „vom ersten Augenblick an so maßgebend, so bestimmend gewesen [sei; H.H.], daß alles, was er sagte, auch dann richtig sein mußte, wenn sie es nicht richtig gefunden habe“, (117) war ihr ebenso selbstverständlich. „Sie hatte sich sofort in Edmunds andauernd auffallendes Wissen verliebt.“ (117) Susanne Gern hat – mit anderen Worten - die hehren Prinzipien der katholischen Kirche⁹⁴ und die des Bürgertums noch zu einer Zeit

⁹⁴ In seiner Ehe-Enzyklika „*Casti connubii*“ (Untertitel: Über die Hoheit und Würde der reinen Ehe) schreibt Papst Pius XI. 1930 (3. Auflage 1956): „In der Familiengemeinschaft, deren festes Gefüge so die Liebe ist, muß dann auch die <<Ordnung der Liebe>>, wie es der hl. Augustinus nennt, zur Geltung kommen. Sie besagt die Ueberordnung des Mannes über Frau und Kinder und die willfährige Unterordnung, den bereitwilligen Gehorsam von seiten der Frau, wie ihn der Apostel mit den Worten empfiehlt: <<Die Frauen sollen ihren Männern untertan sein wie dem Herrn. Denn der Mann

(zumindest teilweise) verinnerlicht, als sie schon längst die Aura des ‚Heiligen‘ und ‚Hehren‘ eingeübt hatten und im Begriff waren, mehr und mehr ‚aus der Mode zu kommen‘. Als Edmund dann so „nach nicht ganz fünf Jahren Ehe und zwei Kindern“ (118) in Sachen Sex immer fordernder wurde – nur der Beischlaf mit Ehefrau ‚zog‘ bei ihm immer weniger; es lief immer mehr auf Sexpartys und Gruppensex hinaus – hat sie das anfangs sogar noch mitgemacht, zumal er ihr bei Widerständen Spießigkeit und kleinbürgerliches Verhalten (119) vorwarf, was sie gar nicht haben konnte, weil sie das ungute Gefühl hatte, vielleicht doch hoffnungslos ‚verklemmt‘ und ‚hinter dem Mond‘ zu sein und bedauerlicherweise keinen Zugang zu den ‚höheren‘ Genüssen des Liebeslebens zu haben. Es hatte einige Zeit gedauert, bis ihr bewusst wurde, dass ihren Mann eine ihr neue, „furchtbare Energie“ (119) antrieb. So kam es schließlich zu dem Kompromiss, dass die Eheleute Gern zwar weiter den ‚Tisch‘, aber nicht mehr das ‚Bett‘ teilten.

Im Gegensatz zu Edmund, der ständig mehrere Verhältnisse gleichzeitig hatte und dem es egal war, ob seine ‚Freundinnen‘ verheiratet waren oder nicht, ferner, ob eine Beziehung kürzere oder längere Überlebenschancen hatte, galt für Susi die Maxime, dass auch solche Beziehungen auf Dauer (möglichst „Für immer“) (117) angelegt sein mussten, ferner, dass nicht Ehemänner darunter sein durften, die man anderen Frauen weggenommen hätte.(50) Dass die Partner gegenseitig den Anspruch auf Treue und Exklusivität (in sexueller Hinsicht) hatten, galt für Susi selbstverständlich auch in solchen Beziehungen. („Ich will einen Mann für mich oder keinen.“) (367)

Was an ihr zieht Männer an? Was zieht sie an Männern an? Susi kommt durch ihre Ehe mit Edmund einerseits, ihre zahlreichen Männer-Bekanntschaften, schließlich ihre erneute Ehe (mit Khalil Algat, achtunddreißig Jahre jünger als sie, Marokkaner, Moslem, d.h. ein anderer Kulturkreis, Fachhochschulstudent für Energietechnik) andererseits immer wieder gehörig ins Grübeln. Was sie nicht mag, nicht will, kann sie präziser sagen, beschreiben als das, was sie möchte. Die Annäherungsart des anderen ist wichtig. „Ich will keinen, der auf mich zugeht wie auf eine Tierart, bei der er immer Erfolg gehabt hat.“ (137) Auch keinen mit „Viehhändlerblick auf Frauen“. (482)

ist das Haupt der Frau, wie Christus das Haupt der Kirche ist.>>“ [Paulus; Eph. 5, 22-23] (Luzern 1956, S. 17)

„Den haben ja hier [in Deutschland, in unserem Kulturkreis; H.H.] Männer und Frauen. Auf einander. Gib zu, den hattest du auch. Gelegentlich. Geilweise. Sie wehrte sich. Den hatte sie nicht, diesen Viehhändlerblick. Wenn sie etwas fand an einem, dann erst durch Liebe. Glaubehoffnungsliebebegeilheit. So lief das bei ihr. Oder sollte doch.“ (482)

Edmund hatte sich ihr seinerzeit „auf schönsten Umwegen genähert“. (137) Aber das verdankte sie offenbar nur seiner damaligen Unerfahrenheit. Inzwischen nannte er sein diesbezügliches Erfolgsrezept selber stolz „Direttissima“ (auf dem kürzestmöglichen Weg). (137) Bei Khalil ist sie sich ziemlich sicher, dass er sie nicht betrügt.

„Weil Khalil so gläubig war, betrog er sie nicht. (...) Wäre er kein solcher Better, könnte sie ihm nicht vertrauen. Schöner wär's, dachte sie, wenn er ihr treu wäre nur aus Liebe.“ (482)

Wenn die Menschen, vor allem die Männer, nicht durch die Religion bezüglich ihrer Tiernatur ‚in Schach gehalten‘ würden oder deren Regeln ‚aus freien Stücken‘ internalisiert, also sich zu eigen gemacht hätten, müsste man damit rechnen, dass sie eher ihrer (eentlichen) ‚Tiernatur‘ folgen würden. So etwa wäre der Gedankengang (von Susi bzw. Walser (?)), der unterschwellig aus diesen Zeilen spricht. Susi spricht im Zusammenhang mit ihrer Ehemoral nicht von ungefähr von ‚ihren‘ (an die steinernen Gebots-Tafeln von Mose erinnernden) „ehernen Ehegesetzestafeln“. (53) Aber, so Susi, ihr Interesse an Männern ist ohnehin anders ‚gestrickt‘ als das Interesse der Männer für Frauen. Bei Männern, die sie liebt, verliebt sie sich unter Umständen umgehend auch in das, was diesen Männern besonderen Spaß macht. Bei Khalil zum Beispiel hat sie sich umgehend sein Interesse an Fußballspielen und entsprechenden Fernsehübertragungen zu Eigen gemacht, obwohl sie sich bis dahin überhaupt nicht für Fußball interessiert hatte. Sie macht es einfach glücklich, Männer glücklich zu sehen und zu machen. Ihre ‚Befriedigung‘ besteht darin, den Partner zu befriedigen, nicht sich selbst. Wenn und weil der Partner Sex braucht, ist Sex auch für sie wertvoll. Hätte der solche Bedürfnisse nicht, stünde das ihrer Liebe nicht im Wege. Da scheinen die Männer, so Susi, grundsätzlich anders ‚gestrickt‘ zu sein. Die scheinen auch dann Sex zu brauchen und auf Biegen und Brechen durchsetzen zu wollen, wenn der Partnerin nicht ‚der Sinn da-

nach steht'. Insofern sind, zumindest in dieser Beziehung, Männer von Frauen möglicherweise abhängiger als umgekehrt. Das früher, speziell im Bürgertum übliche ‚Ehegeschäft‘ ‚Sex gegen Versorgung‘ hat heute, wo ‚Versorgung‘ kein Männer-Monopol mehr ist, seinen Tauschwert-Charakter weitgehend eingebüßt. In dieser Hinsicht sind Frauen heute auf Männer weniger angewiesen als je zuvor. ‚Die‘ Männer haben ihr wichtigstes Tauschmittel weitgehend verloren. Ein gleichwertiger Ersatz ist nicht in Sicht. Dass Männer so häufig und so brutal ‚ausrasten‘, wenn ihre Frauen ihnen den ‚Laufpass‘ geben, kommt nicht von ungefähr. ‚Die‘ Männer sind durch die gesellschaftliche Entwicklung in unserem Kulturkreis weitgehend ‚entwaffnet‘ worden. ‚Die Waffen einer Frau‘ scheinen im Gegensatz zu den ‚Waffen‘, die den Männern verblieben sind, ‚wirkungsvoller‘ zu sein und nebenbei auch noch ungefährlicher.⁹⁵

4.3 Zur Person von Edmund Gern: Einer, der zielstrebig die Chancen, die ihm das Wirtschaftswunderland Deutschland als cleverem Anwalt bot, genutzt hat und dabei – an der Seite seiner für diese Karriere ‚maßgeschneiderten‘ Frau Susanne (die sich in der Rolle der Nur-Hausfrau und Mutter pudelwohl fühlt und ihn als ihr ‚Haupt‘ und ‚Versorger‘ voll anerkennt) - in wenigen Jahrzehnten steinreich geworden ist; der aber schließlich seine Fähigkeiten und Möglichkeiten, auch im privaten Bereich, überschätzt und seine legendären Erfolge in katastrophale Misserfolge verwandelt hat, wobei nicht zuletzt veränderte Rahmenbedingungen in der Wirtschaft, vor allem aber sein rapider gesundheitlicher Verfall das ihrige beitragen

Susanne Gern beschreibt, was ihren Mann auf dem Höhepunkt seiner Karriere beruflich ausgezeichnet hat:

„Edmund ist Weltmeister im Verträgemachen. Siebzehn Firmen aus drei Erdteilen schreibt er so in einen Vertrag hinein, daß die ohne den Hauch ei-

⁹⁵ Vgl. Otten, Dieter: Männer Versagen – Über das Verhältnis der Geschlechter im 21. Jahrhundert, Bergisch Gladbach 2000. „Wir wollen in diesem Buch berichten, wie wir das Entstehen eines neuen Geschlechtergrabens entdeckt und dabei den Niedergang des männlichen Handlungsmusters in einer Welt festgestellt haben, in der mit zunehmender Komplexität Verhaltensweisen überlebenswichtig werden könnten, für die männliche Handlungsmuster aber keine gute Antwort parat halten. Hand in Hand damit geht offenbar der Aufstieg des weiblichen Handlungsmusters, das angesichts der Komplexität der Welt unsere letzte Evolutionschance sein könnte.“ (S. 12)

ner Komplikation auf so ner indonesischen Insel einen Hafen bauen, in dem die größten Pötte ein- und ausfahren können.“ (75)

Susi hatte jahrzehntelang keinen Anlass, Edmunds Fähigkeiten in Zweifel zu ziehen, seine beruflichen Fähigkeiten schon gar nicht.

„Als Edmund noch Referendar war, sagte er immer: Ein Referendar kommt gleich nach einem kaputten Fahrrad. Da standen sie in Essen vor Menkes Schaufenstern. Darin war für sie alles, was gut und teuer war. Sie hatte ge-seufzt, Edmund hatte gesummt. Und hatte gesagt: Wart's ab, bald kaufen wir das alles. Als Edmund so geredet hatte, hatte sie zum ersten Mal das Gefühl gehabt, sie rieche das zukünftige Geld jetzt schon. Und alles war so gekommen, wie er es vorausgesagt hatte.“ (249)

Um den Edmund, der ihr, Susanne Gern, die ‚Versorgung‘ garantierte, musste sie sich weiß Gott nicht kümmern, das war ein einziger Glücksfall. Ob Autos, Häuser, Kleidung vom Teuersten und Feinsten oder teure Kunstwerke; sie konnten sich alles leisten, was mit Geld zu haben war, und sie genossen dieses Aus-dem-Vollen-Schöpfen gemeinsam für viele Jahre. Auch der kluge, immer freundliche und niveauvolle Gesprächspartner Edmund blieb ihr (fast) bis zu seinem Tod, und das heißt für immerhin zweiundvierzig Ehejahre, erhalten. Was ihr zu schaffen machte, und das schon nach etwa fünf Ehejahren und zwei Kindern, war der Liebhaber Edmund, der zum „Rudelbumser“ (119) mutierte, der eine „furchtbare Energie“ (119) entwickelte, besser: von ihr getrieben wurde, mit „Gruppenverkehrsvisionen“ (118), Fremdgehen, Hang zu Sexspielen aller Art und der durch nichts in der Welt noch davon abzubringen war, die Ehe, an der er weiter hing und an deren Weiterbestehen er großes Interesse hatte, durch ‚Vielweiberei‘ à la Edmund zu ergänzen.

Ein weiterer Schock für Susi - neben den Sorgen, welche die Kinder, die behinderte Conny einerseits, der ‚Hans Dampf in allen Gassen‘ Andreas andererseits ihr ohnehin reichlich bescherten - war der früh einsetzende gesundheitliche Verfall ihres Mannes, sein Parkinson, seine Inkontinenz (diese „wandelnde Pipi-Katastrophe“, „dieser von keiner Windel und Windelhose mehr dichtzumachende Mann“) (213), sein „Tappen, Schlurfen, Sabbern und Schlürfen“. (207) Das alles war für die Mitmenschen, vor allem für die für die ‚Entsorgung‘ von Flecken und Exkrementen zuständigen Frauen (Susi und ihre Putzfrauen) eine ästhetische Zu-

mutung und ein ständiges Ärgernis. Dass Edmund, der früher eine besonders feine Nase hatte, das schließlich selber nur noch bedingt, wenn überhaupt, wahrnahm, dass er bis zuletzt Frauen nachjagte und sich für Sex aller Art interessierte, war für Susi unfassbar.

Dass Edmund in einem solchen Zustand allein schon aus diesem Grund gar nicht mehr in der Lage war, sich den besonderen beruflichen Herausforderungen zu stellen, die er sich just in dieser Lebensphase auch noch selber zusätzlich aufgebürdet hatte, war für Susi, die aus nächster Nähe mit ansehen musste, wie Edmund auch noch die Stärken einbüßte, die ihn mal ausgezeichnet hatten, keine Überraschung mehr. Edmund war nicht mehr der Edmund, den sie vor zweiundvierzig Jahren kennen gelernt und geheiratet hatte.

4.4 Zur Person von Khalil Algat: Jahrgang 61, aus Casablanca, Marokko, Moslem, Fachhochschulstudent für Energietechnik in Deutschland, Susis Liebhaber und schließlich auch Ehemann aus einem ‚anderen Kulturkreis‘

Wenn Susi, die mit Edmund wider eigenen Willen eine ‚offene Ehe‘ führt, Ausschau nach Männern hält, sind es nicht selten sehr junge Männer aus anderen, vorzugsweise sehr sonnigen Ländern, aus anderen Kulturkreisen und mit anderer Hautfarbe, die ihr besonders zusagen: Salim, ein Libanese, Shankar, ein Inder aus Kenia, Lotfi, ein Ceylonese (?), und schließlich Khalil aus Marokko. Möglicherweise hat die ständige Ausschau nach ‚Exoten‘ auch bei Susi (wie bei Coetzees Professor Lurie) etwas damit zu tun, dass die Geliebten aus dem eigenen Kulturkreis, zumal die gleichaltrigen, einem zu schnell auf die ‚Schliche‘ kommen, sich zu schnell über die Schwächen und ‚Macken‘ hermachen, die mit einem ‚unkonventionellen‘ Liebesleben verbunden sind. Die eigene ‚Kultur‘ ist für den Fremden in vielerlei Hinsicht etwas, in dem er sich nicht auskennt, wo man für den anderen, ‚anonym‘ bleibt, nicht zu ‚berechnen‘, nicht ‚auszumachen‘ ist. Freilich gilt das auch umgekehrt. Man weiß dann auch bei dem anderen nicht so recht, woran man ist. Und das ist schon wesentlich unangenehmer und schmerzlicher.

Mit siebenundsechzig Jahren stößt Susi 1999 – nach zwölfjähriger ‚Enthaltbarkeit‘ (405) - auf Khalil, den Conny, ihre behinderte Tochter kennen gelernt hat und unbedingt heiraten möchte. Dass und warum eine Liaison Conny-Khalil realistischweise nicht zustande kommen kann, sieht nicht nur Susi; auch Khalil wird das sehr schnell klar (was hier aber nicht weiter begründet werden soll). Aber Susi ist von Khalil angetan, und umgekehrt, Khalil von Susi. Khalil besticht Susi durch seine Intelligenz (er erkennt in kürzester Zeit, dass sie ihre Dateien und Verzeichnisse im Computer ineffektiv handhabt, und bietet ihr an, das in Ordnung zu bringen, falls sie damit einverstanden ist), seine Höflichkeit, seine Zurückhaltung und sein Taktgefühl. Er besteht auch mit Bravour ihre sonstigen ‚Fangfragen‘ (nach dem großen Altersunterschied zwischen ihr und ihm; dass sie eine behinderte Tochter hat, die ihrer liebevollen Fürsorge trotz ihrer vierzig Jahre weiterhin bedarf; dass sie wohl einmal sehr reich war, aber inzwischen nicht mehr reich ist; ob er möglicherweise nur auf eine Scheinehe zwecks Arbeitserlaubnis aus ist; ob er vielleicht ‚mehrere Eisen im Feuer‘ hat; ob er nur vorübergehend an ihr interessiert ist oder für ihre Für-immer-Logik zu erwärmen ist). Khalil ‚punktet‘ bei Susi bei all diesen direkten oder indirekten Eignungs-Checks. Und nicht nur das, er stellt sogar von sich aus die Frage, auf die sie eigentlich von Anfang an aus ist, die sie aber nicht von sich aus zu stellen wagte, nämlich die Frage:

„Heiratest du mich jetzt oder nicht? Überleg es dir. Dann rufst du mich an. Aber nicht vorher.“ (411)

Susi hat sich zu diesem Zeitpunkt längst schon wieder in der Stendhalschen Kristallisation verheddert: Alles, was dafür spricht, wird dankbar aufgegriffen und idealisiert. Alles was dagegen spricht (seine Strenge, seine Beterei, seine ungeheure Disziplin, gerade auch im Ramadan, seine für Susi ungewohnte Verschlossenheit, seine besondere Art, sie, die Frau, je nach Thema oder Gelegenheit, in die Kommunikation einzubeziehen oder auszuschließen), wird klein geredet oder verharmlost. Edmund bleibt - auch nach seinem Tod - Susis wichtigster Gesprächspartner, sozusagen eine immer freundliche, sie ermutigende und unterstützende innere Stimme, und Susi ist mit Edmund, wenn auch gegen den Rat einiger Bekannter, ohne Wenn und Aber für die Heirat.

4.5 Die ‚Ehe‘ von Edmund und Susanne (Susi) Gern: eine Form, die den aus ihr weitgehend entwichenen Inhalt trotz allem überlebt hat, eine ‚auf den Hund gekommene‘ offene Ehe

Der Roman „Der Lebenslauf der Liebe“ von Martin Walser setzt mit seiner Handlung ein, als die Ehe Edmund und Susanne Gern schon zweiunddreißig Jahre besteht. Er schildert - aus der Sicht der Protagonistin – die nächsten und letzten zehn Jahre dieser Beziehung, die mit dem Tod von Edmund endet, der mit achtundfünfzig Jahren den Schritt in die Selbständigkeit wagt und dabei - nicht zuletzt auch aus gesundheitlichen Gründen – total scheitert.

Die Ehe durchläuft in den zweiundvierzig Jahren ihres Bestehens laut Susanne Gern mehrere Phasen [nämlich drei; H.H.]:

Die erste Phase dauert knapp fünf Jahre. Der Referendar Edmund, noch arm wie eine Kirchenmaus, lernt seine Susi, Arzthelferin in einer HNO-Praxis, in Essen kennen und fragt sie, ob sie seine „Schnucke“ werden will, und Susi willigt begeistert ein. Die klassische Versorgungsehe jener Zeit nimmt ihren Lauf. Er ist für die Versorgung zuständig, sie kümmert sich um den Haushalt und die zu erwartenden Kinder. Die Akteure haben sich selber gewählt. Niemand hat ihnen da ‚reingeredet‘; im Gegenteil, Susis Eltern haben vor Freude geweint, dass ihre Tochter, die hier und da schon mal über die Strenge schlug und diesen und jenen Freund anschleppte, eine so kluge und solide Wahl getroffen hat. Etwas Besseres hätte ihr gar nicht passieren können. Edmund erfüllt die in ihn gesetzten Erwartungen nicht nur; er übertrifft sie bei weitem. Sein Eintritt in die Anwaltskanzlei Oxford in Düsseldorf wird allmählich (erst recht in der zweiten Phase) eine Erfolgsstory sondergleichen. Da die Kanzlei bei wichtigen, international greifenden Wirtschaftsverträgen eine erste Adresse ist und Edmund sich zu einem erfolgreichen Spezialisten für die kompliziertesten Vertragskonstruktionen mausert und ordentlich Geld dabei verdient, gehören die Gerns sehr bald zu den Leuten, denen es in wirtschaftlicher Hinsicht an nichts fehlt. Und beide genießen das und fühlen sich wohl miteinander. Ein Sohn, Andreas, wird geboren, bald darauf eine Tochter, Conny. Bei der Geburt von Conny läuft nicht alles so, wie es sein müsste. Der Professor hätte die Geburt wegen dringender privater Probleme eigentlich gar nicht machen dürfen, hat sie

aber doch gemacht. Ihr, Susi, sollen zu viele Wehen fördernde Mittel verabreicht worden sein. Es wurde nie ganz geklärt, wieso Conny bei dieser Geburt einen Defekt davon trug, der sie in der geistigen Entwicklung (Gedächtnis, Realitätswahrnehmung, soziales Verhalten u.a.) lebenslang hinter Gleichaltrige zurückwirft; ihr Vater muss sie später sogar vorsichtshalber entmündigen lassen. Susi, die geborene Optimistin, verhindert durch unermüdlichen Einsatz und eine permanente Zuwendung für ihr Kind, dass Connys Benachteiligung wo immer es möglich ist, aufgefangen, abgemildert, kompensiert wird. Aber das Problem Conny bleibt der Familie erhalten, sorgt auch für manche Verstimmung zwischen den Eheleuten. Die Ehe erfährt ihre erste ernste Belastungsprobe.

Die zweite Phase der Ehe Susi-Edmund beginnt damit, dass Edmund die Beschränkung seiner sexuellen Bedürfnisse auf seine Ehe und eine Ehefrau mehr und mehr unerträglich findet und – zunächst mit seiner Frau – versucht, den zur Routine gewordenen Sex in der Ehe durch allerhand neue Aktivitäten ‚aufzumischen‘: Wenn die Kinder im Bett sind, verwandelt Edmund das Wohnzimmer gelegentlich in eine Art Bühne, probiert diverse Beleuchtungsszenarien durch, schafft Spiegel herbei, und sie ist als Nackttänzerin gefordert. „So unanständig kann nur eine anständige Frau sein“ (119), kommentiert er dann schon mal beifällig ihre Tanzerei und gibt zu erkennen, dass ihn das mehr ‚anmacht‘ als Routine-Sex im Ehebett. Das, findet sie, ist, zumindest gelegentlich, sein gutes Recht, und sie macht das in gewisser Weise auch (ihm zu Gefallen) innerlich noch mit und meint von sich „Eigentlich bist du doch ganz süß“. (119) Soll er doch seinen Spaß daran haben, wenn er auf so etwas steht. Aber Edmund will immer mehr, findet, dass sie nicht so „spießig“ (119) sein soll, dass sie die „kleinbürgerlichen Verhältnisse“ (119) und den „frommen Vater“ und die „frömmelnde Mutter“ (119) doch mal irgendwann hinter sich lassen, ‚überwinden‘ muss. Und solche Bemerkungen und Sticheleien wirken bei ihr. Wenn er Recht hat (und das hat er ja in ihren Augen meistens, wenn nicht immer) verpasst sie möglicherweise die ‚höheren Genüsse‘ der ‚höheren‘ Schichten. Edmund möchte Sex in größerer Gesellschaft, mit Akteuren und Zuschauern und mit Partnertausch. Er möchte, dass sie jemanden mitbringt. Das geht ihr eigentlich schon sehr ‚gegen den Strich‘, sie macht aber immer noch ‚gute Miene zum bösen Spiel‘ und „baggert“ einen wildfremden Mann in ihre Wohnung, dem sie – vor Edmunds geilen Blicken – kostenlos als ‚Quasiprostituierte mit Zuschauer‘

zur Verfügung steht. Außerdem entdeckt Edmund den Reiz von Partys, die am Schluss immer darauf hinauslaufen, dass die Partygäste kreuz und quer miteinander schlafen. Susi versteht das alles nicht mehr. Auch ‚versagt‘ sie bei solchen ‚Spielen‘ immer häufiger. Und als Edmund eines Tages eine bildschöne Französin anschleppt und sich vor ihren Augen über sie ‚hermacht‘, rastet sie aus:

„Dann also, als sich ihr Mann über die Französin beugte, die lag ja schon, beide nackt, da spürte Susi einen Schlag. Sah nichts mehr. War das ein Blitz gewesen. Sie rannte. Die Schlafzimmertür flog auf. Im Wohnzimmer im Vorbeirennen nach der großen Schere gegriffen, die in den nächsten Sessel gerammt. In der Küche gegen die Hängelampe. Die schlug voll aus. Von dort hinaus auf den Balkon, war ein ganz kleiner Balkon, sie kauert in der Balkonecke, preßt sich da richtig hinein in die Ecke und heult.(...)Sie merkte, dass es unvorstellbar war, sich von diesem Mann je wieder berühren zu lassen.“ (122)

Es dauert Tage, bis Susi überhaupt wieder ansprechbar ist. Sein Angebot, sich in Zukunft stärker in die Pflicht zu nehmen und seine außerehelichen Eskapaden zu unterlassen, findet sie unrealistisch, lehnt sie ab.

„Sie will einen Mann, der solche Wünsche gar nicht hat. Sie will einen Mann, der nur Wünsche hat, die sie erfüllen kann. Sie gehört von jetzt an nur noch sich selbst. Er, mit allem einverstanden, wenn sie nur zusammenblieben.(...) Von da ab habe sie jeden Mann nur darauf angesehen, geprüft, ob er einer für immer sei. (122)

Das Ehepaar Gern beschließt also, künftig eine Ehe zu führen, bei der alles beim Alten bleibt, Sex miteinander aber ausgeschlossen ist. Das ‚Liebesleben‘ der beiden ‚Partner‘ wird kurzerhand ‚ausdifferenziert‘. Edmund ‚treibt es‘ gern auf seinen ‚Dienstreisen‘, sie bevorzugt die Zweitwohnung, die Edmund ihr speziell für ein Zusammensein mit ihren ‚Für-immer-Gefährten‘, bei denen dann allerdings - aus ganz verschiedenen Gründen – das ‚Für immer‘ regelmäßig nach ein paar Jahren abhanden kommt, spendiert hat. Ansonsten erzieht und unterstützt man die schwierigen und reichlich verwöhnten Kinder. (Die behinderte Conny wohnt auch als Erwachsene weiterhin bei ihren Eltern.) Edmunds Einkommen in der Anwaltskanzlei beschert der Familie Gern im Laufe der Jahre und Jahrzehnte ein Leben auf ‚großem Fuße‘. Diese zweite Phase der Ehe reicht in etwa vom fünften bis ins zweiunddreißigste Ehejahr. Die Eheleute Gern sind, was ihre jeweiligen Partner betrifft,

beide sehr anpassungsfähig. Sie hat eine Schwäche für junge, dunkelhäutige Ausländer; er - so Susi -, entwickelt, zumindest in späteren Jahren, Vorlieben für bestimmte Ehefrauen, die mit ihm gern auf Reisen gehen, und für eine „Edelnutte“. (Später, in der dritten Phase ihrer Ehe, wird Susi als Edmunds „Katastrophenbuchhalterin“ entdecken, dass Edmund einer seiner Geliebten - von wegen keine Geheimnisse voreinander! – sogar eine teure Eigentumswohnung gekauft hat.) Ansonsten scheint weder er noch sie in der Partnerwahl so etwas wie einen ‚roten Faden‘ zu haben. Man nimmt eher, was der Zufall so mit sich bringt. Edmund will, so hat er es Susi eines Tages erzählt, mit dreihundertundfünfzig Frauen geschlafen haben! (442)

Mit Edmunds Wechsel in die Selbständigkeit und dem nahezu gleichzeitig einsetzenden Verfall seiner Gesundheit beginnen die Jahre des ‚Abstiegs‘ in dieser Ehe. Walser beschreibt die immer neuen Hiobsbotschaften von der beruflichen Front und Edmunds gesundheitlichen Verfall in großer Ausführlichkeit und in allen Einzelheiten. Susi hat Glück im Unglück, dass sie durch die nach wie vor durchgehaltene Teilkündigung in Sachen Sex wenigstens von Edmunds sexuellen Ambitionen, die bis zu seinem Tod kaum nachlassen, verschont bleibt. Das Ehedrama Susi-Edmund wäre um ein Vielfaches größer, wenn sich beide Partner bis zuletzt (ohne Seitensprünge) treu geblieben wären. (Möglicherweise hätte das ‚die Alltagswirklichkeit‘ in unzähligen Ehen mit älter werdenden Partnern sehr viel besser getroffen als diese buntscheckige Ausnahme-Ehe.) Aber immerhin versichern sich beide Ehepartner bis zum Schluss, dass sie mit keinem bzw. keiner Geliebten, von denen sie reichlich viele ‚durchprobiert‘ haben, lieber verheiratet gewesen wären als miteinander!

4.6 Die Ehe Khalil Algat/Susanne Gern-Algat: Ehe als Klammer und kleinsten gemeinsamer Nenner zwischen verschiedenen Kulturen

Susi braucht einige Zeit, bis sie auch Conny davon überzeugt hat, dass sie, Conny, als Partnerin für Khalil nicht infrage kommt, sondern allenfalls sie selber, ihre Mutter. („Du weichst deine Hosen ein mit den Häufchen drin, Mäusken, das macht kein Mann mit, das kannst du nur ner Mutter bringen.“) (407) Conny ‚sieht ein‘, dass sie nur dann eine Chance hat, mit Khalil freundschaftlich verbunden zu bleiben, wenn

die Mutter ihn halten, ihn ‚binden‘ kann. Und wenn sie, Susi, nicht alles täuscht, könnte das sogar klappen. Falls Khalil sich aber (wider Erwarten) als „perverser Schlingel“ herausstellen sollte, der etwa „nur verwelkte Frauen lieben könne“, will sie lieber heute als morgen auf ihn verzichten. (409 f.)

Susi hat auch sonst alles wieder fest im Griff. Sie hat ihre Witwenrente durch, ebenso das Zusatzgeld für die behinderte Conny und ihr Wohngeld. Sie wohnt jetzt mit Conny in einem 2-Zimmer-Appartement. Dass sie einen VW Golf haben darf, hat sie ebenfalls durchgesetzt. Das im Vergleich zu früher äußerst spärliche Einkommen kann sie hier und da aufbessern, indem sie diese und jene Wertsachen veräußert, die sie in weiser Voraussicht noch vor den Pfändungen retten konnte, indem sie diese rechtzeitig in Kartons verpackt und bei Bekannten eingelagert hat. Kosmetika und Ähnliches lässt sie gelegentlich in Kaufhäusern auch schon mal so mitgehen...⁹⁶

Nachdem sich Susi und Khalil mehrmals gegenseitig besucht und dabei auch erste Zärtlichkeiten ausgetauscht haben, kommt es zum ersten Beischlaf, und der verläuft keineswegs reibungslos.

„Zum Glück war Khalil kein Hammer. Aber weh genug tat’s auch so. Innen genauso wie außen. Daß er sich überhaupt in sie hineinbrachte! Dagegen war ihre Entjungferung damals eine tolle Rutschpartie gewesen. Sie wollte nicht wissen, wo es mehr wehtat, da, wo die Sprungfeder in den Rücken stieß und schnitt, oder innen, wo Khalil versuchte, ihren und seinen Körper in einen Verkehr zu bringen, den sie gemeinsam erlebten. Wahrscheinlich ging das überhaupt nicht mehr. Mit ihr. Zu alt. Zwölf Jahre war da nichts und niemand mehr drin gewesen. Nein, elf. (...) Was sie da taten, führte vorerst zu nichts. Aber Susi blieb selig. Und auch Khalil wollte nicht zugeben, daß irgendein Mangel herrschte. Susi fühlte sich verantwortlich für diesen Mangel. Natürlich. Die Schwierigkeiten, die Khalil hatte, sich in sie hineinzubringen, hatte sie zu verantworten. Der war neunundzwanzig. Wenn der Schwierigkeiten hatte, dann durch sie, die Siebenundsechzigjährige. Klar! Und dann noch mit Kondom. Kondome hatte sie, als sie sich das hatte leisten können, immer abgelehnt. (...) Daß sich dann doch noch etwas tat, nicht bei ihr, aber doch bei ihm, war für Susi ein Geschenk, und sofort mußte sie Gott wachrufen, um jemanden zu haben, der ihren Dank entgegennähme. Als Khalil sich aus Susi zurückzog, streichelte er und küßte er sie heftiger als je zuvor und flüsterte ihr ins Ohr: Inscha-Allah!

⁹⁶ Siehe Theoretischer Exkurs 2 (Kapitel 9.2)

Khalil ist also ein gläubiger Moslem. Und Inscha-Allah heißt, sagt er, so viel wie So Gott will. Das heißt: Bis bald: Oder: Du wirst schon sehen. Oder: Mach dir keine Sorgen. Oder: Ich bin überhaupt nicht entmutigt.

Dann sagte er, er müsse gestehen, als er Susis Computer durchstreift habe, sei er auch unter *Bekanntschaften* in die Datei *Chronologie* eingedrungen und habe sofort gesehen, daß Susi seit 1987 keinen Mann mehr gehabt habe (...) und seit 1985 keine richtige Beziehung mehr. Dadurch sei Susi für ihn zur Jungfrau geworden. Susi steuerte bei ihre Erfahrung mit ihrer sich immer wiederherstellenden Jungfräulichkeit. Das paßte jetzt, paßte zu der Körperkalamität, die beide gerade mehr erlitten als überstanden hatten. Sie geriet groß ins Reden. Sie gab nicht an, schwadronierte nicht, übertrieb nicht einmal, aber sie mußte groß reden jetzt, weil sie sonst die Schmerzen nicht ertrug, die innen und die außen. (...) Sie redete von der Unverbrauchtheit ihrer Seele. So lange ohne Mann, sie kommt sich jetzt plötzlich ganz jung vor. Und eben auch jungfräulich. Was sie alles hinter sich hat, hat sie plötzlich überhaupt nicht mehr hinter sich. Das kommt von Khalil. Sie ist nichts als der Wunsch, ewig seine Frau zu sein. Sie kann nicht mehr zählen und rechnen. Sie ist vergangenheitslos. Sie hatte noch nie mit irgend jemandem zu tun. Khalil ist ihr erster Mann. Und ihr letzter. Ihr Immer-und-Ewig-Gefühl sagt ihr das. Genau von dieser Zartheit und Bestimmtheit, von dieser Feinheit und Unbeirrbarkeit hat sie geträumt... Sie merkte, daß Khalil eingeschlafen war. Das war ihr doch recht. Wie schön sein Kopf jetzt auf ihrer Schulter lag.“ (404 ff.)

Die gestelzte, von Biederkeit, Verdinglichung und hohlem Pathos triefende Sprache bzw. Ausdrucksweise von Susi (oder sogar Walser?) wirkt merkwürdig ‚unecht‘ und kitschig. Die ‚Kurve‘ zur „Jungfräulichkeit“, die Sucht nach glücklich machender Bindung, nach Ehe, der doppelte Ruf nach dem Allah der Muslime und dem Gott der Christen, gepaart mit dem schnellen Verdrängen der Vergangenheit sollen möglicherweise alte, hehre Ideale wieder aufleben lassen, entpuppen sich aber (unfreiwillig) eher als reichlich ‚komische‘ und angestaubte Ideologie. Wer so die ‚alten Werte‘ beschwört, mag sich selber und Gleichgesinnte mit Erfolg ‚hinters Licht‘ führen; den ‚Durchschnittsmenschen‘ von heute dürfte er damit (nach meiner Überzeugung) aber nicht erreichen, geschweige denn überzeugen.⁹⁷

Nachdem man sich gegenseitig den Heiratswillen bestätigt hat, geht es zielstrebig auf die Hochzeit zu. Alle Bekannten, die sie fragt, ob sie Khalil tatsächlich heiraten sollte, raten ihr dringend ab. Nur Edmund, der auch nach dem Tod ihr häufigster und wichtigster Gesprächspartner bleibt (und ihr sogar näher ist als zu Lebzeiten!),

⁹⁷ Gegen Zeruya Shalev wirken Walsers Ausflüge in die Sprache von Intimbeziehungen ‚verklemmt‘ und provinziell.

ermuntert sie ohne jede Häme. (413) Und das allein zählt für Susi. Susi gelingt es, in der gleichen Etage eine Einzimmerwohnung für Khalil zu mieten, so dass sie jetzt täglich zusammen sein können. Khalils Umzugsgepäck besteht im Wesentlichen aus einem Computer und einem Gebetsteppich. (414) Und das auch räumliche Beisammensein beginnt gleich mit einem Ramadan.

„Am Donnerstag, am Freitag und am Sonnabend fuhr er jetzt um sechs Uhr morgens nach Mühlheim in eine Fabrik, in der Lampen und Strahler produziert wurden. Und Ramadan verlangte, daß er nach Sonnenaufgang und vor Sonnenuntergang weder etwas esse noch etwas trinke. Ob er rauchen dürfe, wußte er selber nicht so genau. Beim Beten darf man zwar nicht rauchen, sagte er, aber beim Rauchen beten. Aber, sagte er, so sprechen die Lauen. Er, der sonst dreißig am Tag rauchte, rauchte in der Ramadan-Zeit keine einzige. Täglich fünfmal beten mußte er auch ohne Ramadan. Und immer zuerst die Waschungen, dreimal die Hände, dreimal den Mund, und zwar ausspülen mit Hilfe der Finger, dreimal die Nase, das Gesicht, die Unterarme, zuerst rechts, dann links, mit nassen Händen über die Haare, und wenn sie miteinander geschlafen haben, mußte er, um beten zu dürfen, jedes Mal die ganze Waschprozedur vollziehen. . Daran konnte sie sich gewöhnen. Daß sich sein Waschen, als Ramadan angesagt war, fast zur Raserei, zu einem Gegen-sein-Geschlechtsteil-Wüten steigerte, bemerkte sie mit Schauern.

(...) Wie er sich beherrschen konnte, machte ihn ihr manchmal unheimlich. Daß er sich nicht ein einziges Mal zu einem Tropfen Alkohol überreden ließ, machte ihn ihr auch unheimlich. Ein Jahrtausend-Silvester stand bevor, und kein Tropfen Alkohol! Unheimlich!“ (415)

Susi liebt ihren Khalil, aber sie tut sich schwer mit seiner Art, mit der andersartigen Kultur, die nach ihrer Meinung eng mit dieser Art zusammenhängt. Sie möchte mit ihm am liebsten über alles, was ihr durch den Kopf geht, sprechen.⁹⁸ Er hat aber offenbar nicht das Bedürfnis, sich mit ihr darüber auszutauschen, was ihn oder auch sie bewegt, was er oder sie vorhat. Er hält Verabredungen nicht ein, lässt sie warten, ruft nicht an, um mitzuteilen, dass etwas dazwischen gekommen ist, geschweige denn, was. Susi fuchst „Die darin spürbar werdende Mißachtung!“ (440) Das war bei Edmund entschieden anders; der dachte – von Sex einmal abgesehen

⁹⁸ Susis Onto- und Phylogenese hat zum Ideal der ‚Interpenetration‘ geführt: Man sieht in dem Geliebten eigentlich einen Vertrauten, mit dem man höchstpersönliche Dinge durchsprechen kann und möchte. Man erwartet instinktiv voneinander, dass jeder sich für den anderen, auch und gerade für sein Innenleben und seine Weltsicht interessiert. Dass Männer und Frauen nur geschlechterspezifisch miteinander kommunizieren, ganze Lebensbereiche aus der Alltagskommunikation ausgeklammert werden, ist Susi unheimlich. In puncto Emanzipation muss Susi bei Khalil wieder auf die hinteren Plätze zurückgehen. Bei aller eingeübten Anpassungsfähigkeit ‚schmeckt‘ ihr das natürlich gar nicht.

– sehr wohl mit. Da fühlte man sich einigermaßen sicher bei der Einschätzung, was den Partner in wichtigen Situationen gerade bewegt, was er auf dem Herzen hat. Und darauf konnte man sich auch ansprechen. Das erwartete man gewissermaßen voneinander, dass man sich etwas von den Augen abliest und anspricht. Khalil will, dass Susi ihn fragt, wenn sie etwas von ihm wissen will. Susi möchte, dass Khalil ungefragt ihre Fragen ahnt und beantwortet. Ihre Befürchtung, dass er möglicherweise etwas mit anderen Frauen hat, was sie in Anbetracht seines Aussehens, seines Auftretens und seines Alters und des dramatischen Altersunterschiedes zu ihr durchaus verstehen könnte, hat sich bisher immer als unbegründet erwiesen. ‚Treue‘ aus Gründen der durch den Glauben auferlegten Pflichten ja, gleichberechtigte Partnerschaft zwischen Ehemann und Ehefrau, zwischen den Geschlechtern nein. Susi hat jetzt den Partner, der trotz des Altersunterschieds ihr (aus welchen Gründen auch immer) treu ist, so ein ‚Partner‘, wie Edmund es war, hat sie nicht. Edmund war ein richtiger ‚Partner‘, aber leider kein treuer Liebhaber. Als Khalil dreieinhalb Wochen nach Casablanca fährt und sie zwischendurch so gut wie nie anruft und, wenn er anruft, mit keinem Wort den Eindruck vermittelt, dass er sie vermisst, dass sie ihm fehlt, spürt sie, dass sie entschieden anders empfindet.

„Daß er es aushielt, nach dreieinhalb Wochen zuerst zu beten, hieß doch, daß ihm sein Glaube das wichtigste war. Dann erst kam sie. Also mit Gott mußte sie ihn teilen. Und wenn Gott ihm das Wichtigste war, hieß das eben, daß er, wenn Gott es verbot, keiner anderen Frau verfiel. Wenn es nach ihr gegangen wäre, wäre man übereinander hergefallen. Genau genommen, haßte sie seinen Gott. Dieses Irrlicht. Diese leere Stelle im All. Dieses Nichts. Und dem mußte sie dankbar sein. So schwach war sie. Einem Nichts verdankte sie Alles. Inscha-Allah.

Als Khalil soweit war, nahm er sich ihrer zärtlich an. Um ihm wenigstens mit Wörtern näher zu sein als sonst, lobte sie seine Beschnittenheit. Sie wußte, daß sie nicht sagen durfte, wie viele Beschnittene sie schon gehabt hatte; noch immer hätte sie zittern können vor Angst, wenn sie daran dachte, wie er reagiert hatte, als sie ihn aus Versehen Lotfi genannt hat. Das nicht noch mal. So empfindlich war Khalil. So eifersüchtig auch. Kein Handwerker. Nicht einmal ein Bruder dürfte sie, wenn er nicht da war, besuchen. Zutritt hätte nur sein Vater. Das konnte nicht nur Sitte und Religion sein. Er wollte sie für sich haben wie sie ihn auch.“ (478)⁹⁹

⁹⁹ An Khalil kann Susi nachvollziehen, warum sie sich (mitsamt dem Kulturkreis) aus der Welt des Glaubens so weit zurückgezogen hat. Wenn Glauben und Gottesfurcht eine solche Kehrseite haben wie bei Khalil, dann ist ihr Edmund trotz seiner Schwächen und Fehler doch entschieden näher. Susi fragt sich wohl in dieser Richtung. Die Antwort lässt sie lieber offen.

Und ob das die ‚Tentakel‘ von Sitte und Religion sind. Die Gebote sind entstanden, weil es Übertretungen ‚gehagelt‘ hat; man hatte offenbar Grund und Anlass genug, der ‚Eigenverantwortung‘ nicht über den Weg zu trauen. Susi nennt ihre Ehe mit Khalil „das reine Unglücksglück“. (451) Sie ist die

„glücklichste Frau der Welt, wenn mehr mitgedacht als ausgesprochen wird, daß sie auch die unglücklichste Frau der Welt ist.“ (451)¹⁰⁰

Manchmal denkt Susi trotz allen ‚Glücks‘ daran, wie es früher mit Edmund war: „Mein Gott, war das ein Mann! Eine Ehe! Eine Nähe! Ein Niveau!“ (489)

¹⁰⁰ Der Gedanke an eine ‚Paradoxierung‘ im Sinne von Luhmann liegt (erneut) auf der Hand.

5 Julian Barnes: Liebe usw.¹⁰¹ – Oder: Über den Stellenwert des Liebeslebens im Leben und aus der Sicht des Einzelnen

5.1 Zu Konzeption und Inhalt des Romans

Der Roman handelt von der Dreiecksbeziehung zwischen Gillian, Oliver und Stuart. Gillian war ursprünglich mit Stuart verheiratet. Das hatte Oliver, sein eloquenter und selbstbewusster, aber zur Überheblichkeit und Selbstüberschätzung neigender ‚Freund‘, gar nicht haben können, weil auch er Gillian liebte und meinte, dass Gillian und er viel besser zusammenpassen würden. Tatsächlich hatte Gillian dem etwas biedereren, damals weniger selbstbewussten Stuart kurz nach der Hochzeit den Laufpass gegeben und dann Oliver geheiratet.

Die Handlung des Romans setzt zehn Jahre nach diesen dramatischen Ereignissen ein. Gillian und Oliver, jetzt - wie Stuart - Anfang vierzig, sind nach wie vor miteinander verheiratet und haben inzwischen zwei Töchter. Nachdem man vorübergehend in Frankreich gelebt hat - Gillians Mutter ist Französin, die einen Engländer geheiratet hat - ziehen Gillian und Oliver mit ihrer Familie wieder nach London, weil Gillian der Überzeugung ist, dass das für Oliver und ihre etwas angeknackste Ehe besser ist. Gillian ist diejenige, die für den Lebensunterhalt der Familie sorgt. Sie restauriert Gemälde und hat so viel zu tun, dass sie sogar eine Mitarbeiterin einstellen und bezahlen kann. Oliver geht keiner geregelten Beschäftigung nach. Er arbeitet an einem Drehbuch, das bisher allerdings niemand haben will. Ansonsten verdient er recht und schlecht ein bisschen mit, indem er gelegentlich Englischunterricht für Ausländer gibt. Dass es Oliver in all den Jahren nicht gelungen ist, einen festen Platz im Erwerbsleben zu finden, geschweige denn wenigstens die Rolle eines ernsthaften Mitverdieners zu übernehmen, ist weniger für Gillian als für ihn, Oliver, ein Problem, eine Belastung. Dass er die Gründe für dieses Abseitsstehen nicht bei sich, sondern bei der Gesellschaft sucht, macht die Sache noch schwieriger und komplizierter, als sie ohnehin schon ist...

Stuart dagegen hat in den zehn Jahren eine nahezu entgegengesetzte Entwicklung durchlaufen. Er hatte sich nach seiner Niederlage als Rivale von seiner Bank in die

¹⁰¹ Barnes, Julian: Liebe usw., Köln 2002. Die im Text eingeklammerten Ziffern beziehen sich auf die Seiten in diesem Buch.

USA versetzen lassen, dort wieder geheiratet, hatte schließlich Spaß daran gefunden, seinen Job bei der Bank aufzugeben und stattdessen auf die Seite der Bankkunden zu wechseln (was in Amerika ein ganz normaler Vorgang ist, in England aber nicht so einfach möglich gewesen wäre), um selber mit guten Ideen gutes Geld zu verdienen, zunächst, indem er mit einem tüchtigen Partner Restaurants aufmachte und schließlich, indem er sich darauf spezialisierte, Restaurants und Läden mit biologisch einwandfreiem Gemüse zu versorgen. Nachdem sein Geschäft in den USA florierte und seine (zweite) Ehe zwischendurch wieder geschieden worden war, zog es ihn zurück nach England, nach London, wo er eine echte Chance sah, an seine amerikanischen Erfolge anzuknüpfen und diese noch erheblich auszubauen. Aber nicht nur die geschäftlichen Aussichten zogen Stuart zurück nach Europa, nach England, nach London, sondern auch und gerade die unterschwellige Sehnsucht nach seiner ersten und - wie er für sich feststellt - wohl einzigen großen Liebe. Stuart ‚pirscht‘ sich auf vielfache Weise an Oliver, an Gillian und die ganze Familie heran. Er hilft großzügig bei der Beschaffung von Wohnraum, eines angemessenen Ateliers für Gillian, beim Einrichten des Hauses, bei Arbeiten im Haushalt, bei einem Job für Oliver. Das alles macht er, um Gillian zu helfen, ihr hier und da näher zu sein. Der ‚neue‘ Stuart kommt bei Gillian, aber auch bei den Kindern hervorragend an. Oliver, der die Erfolge seines ‚Rivalen‘ sieht und beargwöhnt, versucht, Stuart auf Schritt und Tritt ‚madig‘ zu machen, aber das isoliert ihn nur noch mehr in und von seiner Familie und stürzt ihn (nicht zum ersten Mal) in eine handfeste Depression. Der Roman bricht bei diesem Stand der Dinge ab und lässt offen, wie es weiter geht, was mit Oliver passiert, ob Gillian und Stuart wieder zusammenkommen und zusammen bleiben. Der Leser kann selber überlegen, wie es wohl weitergehen könnte, müsste, sollte...

Barnes lässt seine Protagonisten jeweils selber mit dem Leser sprechen; es gibt nicht – wie in anderen Romanen - den Protagonisten, der das Kommunikationsmonopol hat und dem Leser seine Sichtweise als einzige und quasi ‚objektive‘ aufdrängt. Der Leser bekommt so den gleichen Sachverhalt unter Umständen aus der Sicht von verschiedenen Personen geschildert.¹⁰² Das zwingt ihn, zur Kenntnis zu nehmen, dass es *die Wahrheit*, *die Wirklichkeit*, *die Liebe*, *das Liebesleben* gar

¹⁰² Aus diesem Grund wird in diesem Kapitel sparsamer mit Originalzitatzen gearbeitet, weil ein und derselbe Sachverhalt häufig mit mehreren, in der Akzentuierung aber interessant voneinander abweichenden Zitaten belegt werden müsste.

nicht gibt, sondern nur ‚subjektive‘ Annäherungen an das, was für jeden so klar, so überzeugend und so unwiderlegbar ‚wahr‘, ‚wirklich‘ und ‚objektiv‘ zu sein scheint. Der Titel des Romans „Liebe usw.“ hat mit einer Theorie von Oliver zu tun. Nach dieser Theorie kann man die Menschen unter anderem danach einteilen, ob ‚die Liebe‘ für sie mit das Wichtigste im Leben überhaupt ist, das „usw.“ also nur eine unbedeutende Restmenge darstellt, oder ob für sie das Leben im Wesentlichen aus dem „usw.“ besteht, der Liebe also nur eine Nebenrolle zukommt. Der Rivale und Antipode von Oliver, Stuart, hält von dieser Theorie nichts.

5.2 Zur Person von Gillian: Eine charmante, attraktive, liebenswerte, kluge, einführende und tüchtige Frau, Mutter und Partnerin, die als Gemälde-restauratorin nebenbei auch für den Löwenanteil des Lebensunterhaltes der Familie sorgt

Gillian, die Frau mit dem Charme der Halbfranzösin, fasziniert die beiden Londoner ‚Freunde‘, die sich von der Schulzeit her kennen, aber unterschiedlicher nicht sein können, gleichermaßen. Was sie an Gillian anzieht, ist nicht allein die ‚Oberfläche‘, die Frau, mit der man gern schlafen möchte; es ist auch und gerade ihr ‚Wesen‘ insgesamt, die Frau, mit der man - möglicherweise für immer - auch zusammen leben, Kinder haben, befreundet sein möchte. Stuart hatte sie entdeckt und umgehend geheiratet. Oliver hatte sie erst über Stuart kennen gelernt, sie ihm aber dann - Freundschaft hin, Freundschaft her - gnadenlos ausgespannt und selber geheiratet. Gillian fasziniert ihre beiden rivalisierenden ‚Liebhaber‘ auch noch nach zehn Jahren: Oliver fühlt sich nach wie vor wohl in seiner Familie, mit seiner Frau und seinen Töchtern, wenngleich ihm nicht verborgen bleibt, dass er gegenüber damals als ‚gleichwertiger‘ Partner deutlich ‚abgerutscht‘ ist, an Boden verloren hat, seine Frau dagegen eher stärker geworden ist, in der Partnerbalance ‚zugewonnen‘ hat, ohne ihn das unangenehm spüren zu lassen. Stuart, der sich im Gegensatz zu Oliver in den zehn Jahren weiter entwickelt hat, ein sehr erfolgreicher Geschäftsmann geworden ist, was ihn lockerer, selbstbewusster, reifer und - so gesehen - auch als ‚Verehrer‘ von Gillian und ‚Rivale‘ von Oliver ‚attraktiver‘ gemacht hat, hat nun beiden gegenüber andere, bessere Karten in der Hand, ohne damit unangenehm zu prahlen oder aufzutrumpfen. Das macht ihn für Gillian noch sympathischer, bei Oliver noch verhasster.

5.3 Zu den Personen von Stuart und Oliver: Unterschiedlich ‚realistische‘ und ‚erfolgreiche‘ Sozialcharaktere

Beide Freunde sind unter ähnlichen Rahmenbedingungen aufgewachsen (gleiche Nationalität, gleiche Großstadt, gleiche Schicht (?), gleiche Schullaufbahn). Allerdings haben sie, was schon in der Schulzeit auffällt, sehr unterschiedliche Begabungen und Interessen.

Oliver war wohl insgesamt der bessere Schüler mit einer besonderen Neigung und einem besonderem Interesse für alles, was mit Sprache, Ausdruck, Grundsatzfragen, Philosophie zu tun hat, während Stuart auf diesen Feldern vergleichsweise weniger zu bieten hatte. Bei Stuart lagen die Stärken, Neigungen und Interessen, auch und gerade gegenüber Oliver, eher bei den Naturwissenschaften, beim Technik-Verständnis, beim handwerklichen Geschick und seiner kaufmännischen ‚Ader‘. Kurzum, Oliver ‚glänzte‘ (auch und besonders vor anderen) eher als Intellektueller, als Generalist, als ‚Theoretiker‘, während Stuart - zumindest damals - nichts hatte, womit er so (vor und bei anderen) ‚glänzen‘ konnte wie Oliver. Nach der Schulzeit verstärkt sich dieser Trend des Auseinanderentwickelns. Oliver studiert; er liest viel und fühlt sich eher zu der Welt des Geistes hingezogen als zu der, in der der ‚schnöde Mammon‘ herrscht. Er brilliert durch Witz und Schlagfertigkeit, aber sein Witz hat - besonders gegenüber Leuten, die er nicht mag, verachtet - auch etwas Unsoziales, Gefühlloses, Sarkastisches, Boshaftes, andere Verletzendes, Beleidigendes und Vergraulendes. Im Gegensatz zu anderen, die nicht über solche Begabungen und Stärken verfügen, die aber ihr bescheideneres Potential wenigstens nutzen und entwickeln, um sich damit auch im Existenzkampf zu behaupten, hält Oliver solche Anstrengungen für unter seiner Würde. Von Zeit zu Zeit als Englischlehrer zu fungieren, um damit auch ein bisschen zum Familienunterhalt beizutragen, das macht er schon, aber tagein, tagaus, von morgens bis abends einem geordneten Job nachzugehen, liegt ihm weniger, kann man von ihm nicht verlangen. Er arbeitet stattdessen lieber an einem Drehbuch, das es so noch nicht gegeben hat. Bis auf Gillian, seine Frau, die seine Arbeiten hierzu sehr gut findet, hat er bislang niemanden gefunden, der es schätzt, es haben, kaufen oder umsetzen will. Dafür, dass es mit seinen Ideen und Lebensentwürfen bisher nicht so richtig klap-

pen will, hat er die ‚Schuldigen‘ längst ausgemacht, nämlich seinen boshafte, autoritären Vater einerseits und die geistlose, zutiefst ungerechte Gesellschaft andererseits, welche das Banale und Geistlose belohnt und das Geniale und Geistreiche bestraft.

Stuart, der damals noch sehr biedere, weniger schlagfertige und eloquente Schulfreund, der eher pragmatisch veranlagt war und sich eher in den Bahnen von Konvention und Anpassung wohl fühlte, als dass es ihn gereizt hätte, als Bohemien oder alternativ ‚gestrickter‘ Außenseiter durchzugehen, macht genau das Gegenteil von Oliver: Er geht direkt nach dem Schulabschluss zu einer Bank, also gewissermaßen in den Tempel des von Oliver so verachteten Mammon und lässt sich von seiner Bank auch noch in die USA versetzen, also quasi in die Höhle des Löwen. Er nimmt seine Niederlage als Rivale zum Anlass, wenn schon nicht privat als Liebhaber, dann wenigstens im Erwerbsleben als Kaufmann zu reüssieren. Und das gelingt ihm auch; er hat nicht nur glänzende Erfolge als Kaufmann, in der Gesellschaft überhaupt, er gewinnt dabei auch privat, als Person, als Partner und Ehemann, auch als (erneuter) Rivale von Oliver, als (nun sogar doppelt geschätzter) ‚Liebhaber‘ von Gillian.

Olivers selbst mit verschuldetes Stehenbleiben, Sich-nicht-Weiterentwickeln, Isolieren wertet ihn auch als Person ab, als Freund, als Ehemann, als Vater. Stuarts ständig weiter gehende Auseinandersetzung mit den Herausforderungen des Lebens und der Gesellschaft lässt ihn gleichzeitig ‚reifen‘, im Beruf und privat ‚attraktiver‘ werden, als Kaufmann, Unternehmer und Arbeitgeber einerseits, als Mitbürger, Liebhaber, potentieller Ehemann und Vater andererseits. Kurzum: Beim Start ins Berufsleben schien der geistreiche, temperamentvolle, gebildete Oliver gegenüber seinem etwas biederen, weniger gewandten, leicht linkischen ‚Freund‘ Stuart in vielerlei Hinsicht die ‚Nase vorn‘ zu haben; nach zehn Jahren hat sich die Ausgangslage nahezu ins Gegenteil verkehrt: Jetzt hat Stuart die Nase vorn, und Oliver ist ins Hintertreffen geraten. Dieselbe ‚Gesellschaft‘ hat den einen (nämlich Stuart) ‚reifen‘ lassen, ihn als Mitglied der Gesellschaft einerseits, als Menschen und Privatmann andererseits entwickelt, gefordert und gefördert, ihn im positiven Sinne mitgeformt, während sie den anderen (nämlich Oliver), der sich ihr ins ‚Private‘ entzogen, ihren vielfältigen Herausforderungen nicht oder nicht im angemessenen

nen Umfang gestellt hat, gnadenlos ins Abseits gedrängt hat, ihm seinen gesellschaftlichen und privaten ‚Marktwert‘ weitgehend entzogen, ihn gewissermaßen menschlich verformt hat. Stuart hat die Herausforderungen gesucht und - wie er mit Befriedigung für sich und auch im Urteil anderer feststellt - erfolgreich gemeistert. Sein ‚Marktwert‘ in der Gesellschaft, aber auch im privaten Bereich, sogar bei seiner ‚großen Liebe‘ Gillian, ist erheblich gestiegen. Seinen ehemals so selbstsicheren ‚Freund‘ und Rivalen Oliver, seinen für das Selbstwertgefühl möglicherweise schärfsten Konkurrenten, hat er nunmehr niedergerungen, abgedrängt und hinter sich gelassen. Dass er keinesfalls (obwohl er durchaus Grund dazu hätte) ‚nachtritt‘, sondern seinen Widersacher so weit wie eben möglich schont, sein Gesicht wahren lässt, wertet ihn für Gillian noch einmal besonders auf. Bei Oliver passiert genau das Gegenteil. Sein ‚Marktwert‘, der von Anfang an mehr oder weniger nur auf die Familie, die Ehefrau und die beiden Töchter bezogen war und auf diesem ‚Binnenmarkt‘ auch etwas galt, ‚bröckelte‘ im Laufe der Jahre, weil sein grundsätzlich gestörtes Verhältnis zur Realität (Gesellschaft) immer problematischer wurde, bereits einmal auch in eine von der ganzen Familie mit Bedrückung zur Kenntnis genommenen Depression führte. Dass Stuart, der seinerzeit gewissermaßen ‚mit links‘ ausgebootete Rivale, jetzt erneut ‚aufs Spielfeld‘ kommt und offensichtlich mit viel besseren Karten dabei ist, seine Frau und seine Kinder zu beeindrucken, bringt für Oliver das Fass zum Überlaufen, macht ihn noch grantiger, bissiger, boshafter, ungenießbarer und kränker; eine erneute Depression demonstriert seinen ‚Marktwert‘ bis auf weiteres endgültig.

5.4 Verlieben – Lieben – Entlieben in der Dreiecksbeziehung von Gillian, Oliver und Stuart im Zeichen sich verändernder ‚Marktwerte‘ der Beziehungspartner

Vor etwa zehn Jahren hatten Stuart und Gillian sich kennengelernt. Beide waren damals auf der Suche nach einer festen Partnerschaft, einer festen Bindung; man ging sozusagen ‚auf Freiersfüßen‘. Und da sich bisher noch nichts ‚von selbst‘ ergeben hatte, scheute man sich schließlich auch nicht, sich dabei ein wenig ‚auf die Sprünge‘ helfen zu lassen, etwa indem man sich bei einer ‚Kontaktbörse‘ in Form eines ‚Einsame-Herzen-Treffs‘ mitmachte und tatsächlich hierbei aufeinander aufmerksam wurde. Dass man bei der Partnersuche nur mit ‚Nachhilfe‘ fündig gewor-

den war, hatten beide nicht als ‚Ruhmesblatt‘ empfunden und daher beschlossen, es anderen gegenüber niemals zu erwähnen.

Dass sie, Gillian, sich erst in Stuart und dann in Oliver verliebt hat und dass es in beiden Fällen sogar zu einer Heirat kam, ist für sie selbst nicht so ungewöhnlich wie für andere:

„Alle Leute wollen immer wissen, ob sie nun direkt fragen oder nicht, wie ich mich in Stuart verlieben und ihn heiraten konnte, mich dann in Oliver verlieben und ihn heiraten konnte, und alles innerhalb der kürzesten vom Gesetz zugelassenen Frist. Tja, die Antwort ist, genau das hab ich getan. Zur Nachahmung würde ich es nicht unbedingt empfehlen, aber ich verspreche Ihnen, es geht. Emotional und legal.

Ich habe Stuart aufrichtig geliebt. Ich habe mich schlicht und einfach in ihn verliebt. Wir haben uns gut verstanden, mit dem Sex hat's auch geklappt, ich liebte es, dass er mich liebte – und damit basta. Und dann, nachdem wir verheiratet waren, hab ich mich in Oliver verliebt, ganz und gar nicht schlicht und einfach, sondern sehr kompliziert, vom Instinkt her war alles in mir dagegen und mein Verstand sowieso. Ich hab mich gewehrt und gesträubt, ich fühlte mich durch und durch schuldig. Gleichzeitig fühlte ich mich durch und durch erregt, durch und durch lebendig, durch und durch sexy. Nein, wir hatten in der Tat keine >>Affäre<<, wie man so schön sagt. Nur weil ich Halbfranzösin bin, murmeln die Leute immer was von *ménage à trois*. Es war auch nicht annähernd so. Erstens kam es mir viel primitiver vor. Und außerdem haben Oliver und ich erst miteinander geschlafen, nachdem Stuart und ich uns getrennt hatten. Warum halten sich die Leute immer für Experten in Dingen, von denen sie überhaupt nichts verstehen? Alle >>wissen<<, dass es nur um Sex ging, dass Stuart im Bett nicht viel taugte, während Oliver umwerfend war, und dass ich zwar ziemlich vernünftig aussehe, in Wirklichkeit aber ein flatterhaftes Flittchen bin und obendrein wahrscheinlich noch ein durchtriebenes Luder. Wenn Sie es genau wissen wollen, als Oliver und ich zum ersten Mal miteinander ins Bett gingen, hatte er einen schweren Anfall von Premierenfieber, und es ist absolut nichts passiert. Die zweite Nacht war nicht viel besser. Danach lief die Sache. Es ist seltsam, aber er ist auf dem Gebiet viel unsicherer als Stuart.

Der springende Punkt ist, man kann zwei Menschen lieben, einen nach dem anderen, und einer kommt dem anderen in die Quere, wie es bei mir war. Man kann sie auf unterschiedliche Weise lieben. Und das heißt nicht, dass die eine Liebe echt ist und die andere falsch. Das hätte ich Stuart gern klar gemacht. Ich habe beide aufrichtig geliebt. Sie glauben mir nicht? Na, egal, ich mach mich nicht mehr zum Anwalt meiner selbst. Ich sage nur: Ist es Ihnen passiert? Nein. Aber mir.

Und im Nachhinein staune ich, dass es nicht häufiger passiert.“ (24 f.)¹⁰³

Gillian hat aus ihrer Phylogenese und Ontogenese halbwegs gut verinnerlicht, internalisiert, dass man im Laufe der eigenen Entwicklung möglicherweise in eine ‚Strömung‘ gerät, in der man auf ‚Freiersfüßen‘ geht, sich möglicherweise ‚paaren‘ möchte und deshalb gut daran tut, sich etwaige ‚Partner‘ genauer daraufhin anzusehen, ob sie für eine voraussichtlich längere ‚Bindung‘, für längerfristigen ‚Nestbau‘ und gemeinsame Nachkommen in Frage kommen könnten. Ist das, was man schließlich an der ‚Angel‘ hat, etwas ‚Solides‘, etwas, bei dem man sich vorstellen könnte, dass die ‚Verliebtheit‘, die ursprüngliche Leidenschaft allmählich und ohne Bruch später einmal in ‚Liebe‘ und die Liebe, wenn sie denn schließlich ‚abflauen‘ sollte, wenigstens in Freundschaft übergeht, etwas, mit dem man sich gemeinsam zutraut, durch ‚Dick und Dünn‘ zu gehen, nicht nur ‚gute‘, sondern auch ‚schlechte Zeiten‘ zu meistern? Hat man (wie sicher?) den ‚Partner‘ erwischt, dem man solide Beiträge zur gemeinsamen Existenzsicherung zutraut, mit dem man sich gegenseitig Liebe, Treue, Exklusivität und eine angemessene Arbeitsteilung einigermaßen zuversichtlich zusichern könnte und möchte? Sind die ‚Schwächen‘ und Minuspunkte, die man trotz aller Verliebtheit und ‚Kristallisation‘ schon mehr oder weniger klar beim anderen sieht, zumindest ahnt, so harmlos oder so gefährlich, dass man sich ruhig weiter ‚treiben lassen‘ kann oder dass man eigentlich schleunigst aus dem gefährlichen Trip ‚aussteigen‘ sollte und müsste? Was tun, wenn sich die notwendige Klarheit partout nicht einstellen will? Wenn es weiterhin bei Einerseits-andererseits-Eindrücken bleibt, sich die Pros und Contras nicht rechtzeitig zugunsten klarer Handlungsanweisungen auflösen? Wenn ‚Gefühl‘, ‚Instinkt‘ und ‚Verstand‘ unterschiedliche Signale senden, wenn ‚Verstand‘ und ‚Bauch‘ in verschiedene Richtungen marschieren? Schließlich ist man arbeitsteilig organisiert; mit dem einen Teil im Innern könnte man möglicherweise mit X ganz gut zusammen leben, mit einem anderen Teil vielleicht besser mit Y. Wenn man sehr jung ist, ist man zugleich auch noch anpassungsfähig. Man kann ja realistischerweise nicht davon ausgehen, dass es auf der ganzen Welt nur zwei Personen gibt, die dauerhaft zusammen leben könnten. Gerade heutzutage erlebt man bei sich selbst

¹⁰³ Was so offenkundig ‚in der Luft liegt‘, wird vermutlich in der Zukunft auch häufiger passieren. Die Mechanismen, die früher eine Ehe gegen Auflösungserscheinungen und Scheidungen abgesichert haben, stehen heute nicht mehr im gleichen Ausmaß zur Verfügung. Wem seine Beziehung nicht (mehr) behagt, kann heute grundsätzlich leichter gehen.

und/oder um sich herum, dass sich die Menschen in ihrem Leben sehr häufig nicht nur einmal, sondern mehrmals verlieben, gegebenenfalls auch heiraten, sich scheiden lassen, wieder verlieben usw. Was ist, wenn die ‚Werte‘-Quellen, aus denen sich das Unterbewusste speist, ganz verschiedene Sprachen sprechen, wenn sich die christlichen Wurzeln mit den demokratisch-republikanisch-bürgerlichen, erst recht mit den romantischen Wurzeln partout nicht vertragen wollen, wenn das Individuum von heute zwischen den fundamentalistischen, aber miteinander verfeindeten Ratgebern in seinem Über-Ich schließlich selber schlichten muss und dabei mutterseelenallein bleibt, auch wenn alle die guten alten ‚Werte‘ noch so sehr herbeiwünschen, ohne zu merken, dass sie seit langem dabei sind, diese scheinbar ‚natürlichen‘ ‚wahren‘ ‚Werte‘ durch immer neue (aber nicht als ‚verbindlich‘, sondern als ‚profan‘, ‚künstlich‘, ‚unecht‘ empfundene) ‚Werte‘ zu ersetzen?

Gillian stößt in der Phase, in der sie auf ‚Freiersfüßen‘ geht, auf zwei sehr verschiedene (Sozial)-Charaktere. Erst hat sie auf Stuart, den ‚Soliden‘, aber leider auch etwas ‚Langweiligen‘, allzu Angepassten gesetzt. Als sie dann Oliver, den Außenseiter, den ‚Interessanten‘, vergleichsweise ‚Spritzigen‘, ‚Selbstbewussten‘, ‚Souveränen‘, ‚Gebildeten‘ vorzog, fühlte sie sich „durch und durch erregt, durch und durch lebendig, durch und durch sexy“, aber „vom Instinkt her war alles“ in ihr „dagegen“ und ihr „Verstand sowieso“. Und sie hatte ein schlechtes Gewissen. „Man kann zwei Menschen lieben“, meint sie, fügt dann aber brav (im Sinne der internalisierten ‚Werte‘) hinzu: aber „einen nach dem anderen“. Die weitgehend anonym gewordenen Mächte, die das Unterbewusstsein steuern, die normalerweise dafür sorgen, dass man überhaupt nicht überlegen muss, weil alles so klar und selbstverständlich ist, haben an Autorität eingebüßt, seitdem sie in aller Öffentlichkeit und über Landesgrenzen hinweg miteinander ‚zanken‘ und dadurch ihren Alleinvertretungsanspruch in Sachen ‚Werte‘ und ‚Moral‘ längst ‚verspielt‘ haben.¹⁰⁴ Ob man es wahrhaben will oder nicht, Fakt ist, dass das Individuum, das sich nicht ausdrücklich und aus tiefer Überzeugung (und mit einem gehörigen Schuss von Naivität) zu einer Religionsgemeinschaft bekennt und das auch ‚lebt‘, zwischen den ‚countervailing powers‘ im Über-Ich, zwischen den (mehr oder weniger ‚fundamentalistischen‘, ‚katholischen‘ und/oder ‚protestantischen‘), ‚christlichen‘, ‚bürgerlich-republikanisch-demokratischen‘ und/oder ‚romantischen‘ ‚Werte‘-Positionen, Strö-

¹⁰⁴ Siehe Theoretischer Exkurs 2 (Kapitel 9.2)

mungen, Ratgebern und ‚Einflüsterern‘ seiner Phylo- und Ontogenese hin- und hergerissen wird und letztendlich selber Position beziehen und entscheiden muss. Das Ich ist dabei keine eindimensionale, klare, abrufbare ‚Stimme‘, sondern eher ein ganzes ‚Orchester‘¹⁰⁵, das je nach Situation und Stimmung die tollsten Klangfarben hervorrufen kann, auch wenn kein Dirigent zur Verfügung steht. Dem Ich kommt dann allenfalls die Rolle eines strukturell überforderten ‚Einspringdirigenten‘ zu. Die Orchestermitglieder sind so etwas wie die von den überindividuellen ‚Wertegemeinschaften‘ ins Individuum abkommandierten Musiker, die sich teils ihrer ‚Zentrale, teils dem ‚Einspringdirigenten‘ verpflichtet fühlen, aber sich letztendlich dem ‚Einspringdirigenten‘ fügen müssen, zumindest, wenn der auch etwas von Musik versteht und genügend Selbstvertrauen hat. Das (nach gründlicher ‚Selbsterforschung‘) durch keine ‚überindividuelle‘ ‚Wertegemeinschaft‘ sich gebunden führende Individuum ist den Repräsentanten solcher ‚Ordnungen‘ nicht von ungefähr zutiefst suspekt.¹⁰⁶ „Emotional und legal“ ist heute in der Tat vieles möglich. Nicht nur „nacheinander“, sondern auch „nebeneinander“, gleichzeitig. Dieselben Frauen, die auf dem Petersplatz in Rom dem kranken, leidenden Papst (Johannes Paul II.) zujubeln, haben die ‚Pille‘ [die der Papst ihnen verbietet; H.H.] in der Tasche, meinte ein Diskussionsredner in einer vom Bayrischen Fernsehen ausgestrahlten Diskussion zwischen hochrangigen Katholiken aus Anlass der lebensbedrohenden Erkrankung von Papst Johannes Paul II.¹⁰⁷ Noch ist trotz der allgemeinen ‚Verweltlichung‘ des Lebens ein christliches Tabu weitestgehend unangetastet geblieben, nämlich das der Exklusivität längerfristiger Liebesbeziehungen. Wenn es denn nicht anders geht, so möchte man den ‚weichen‘ Moralcodex der Liebe für die vom „echten Glauben“ längst abgefallenen ‚lauen‘ Christen und ‚modernen Heiden‘ formulieren: dann bitteschön nach- und nicht nebeneinander, wenn nicht lebenslange

¹⁰⁵ Vgl. Schulz von Thun, Friedemann: Miteinander reden – Das >>innere Team<< und situationsgerechte Kommunikation, Reinbek bei Hamburg 2000

¹⁰⁶ In einer Rede vor den Leitern aller deutschen Sendegesellschaften verdeutlicht Josef Goebbels am 25. März 1933 den rundfunkpolitischen Kurs der Nationalsozialisten: „Wenn ich den politischen Durchbruch auf seinen einfachen Nenner bringe, dann möchte ich sagen, am 30. Januar ist endgültig die Zeit des Individualismus gestorben. Die neue Zeit nennt sich nicht umsonst völkisches Zeitalter. Das Einzelindividuum wird ersetzt durch die Gemeinschaft des Volkes.“ (Riedel, Heide: Lieber Rundfunk... 75 Jahre Hörergeschichte(n), in: Deutsches Rundfunkarchiv (DRA) und Deutsches Rundfunk-Museum (DRM) (Hrsg.), Berlin 1999, Seite 80) Kardinal Joseph Ratzinger, inzwischen Papst Benedikt XVI., formuliert die Gefahren des Individualismus in der Predigt zum Papstwahl-Konklave so: „Es entsteht eine Diktatur des Relativismus, die nichts als endgültig anerkennt und als letzten Maßstab nur das eigene Ich und seine Wünsche gelten lässt.“ (zitiert aus „Die Diktatur des Relativismus“ – Die Predigt von Kardinal Joseph Ratzinger zum Konklave (in Auszügen), in: Cicero, Magazin für politische Kultur, Mai 2005, S. 62)

¹⁰⁷ Sendung zum Thema, wie es in der katholischen Kirche weitergehen könnte, wenn Johannes Paul II. stirbt. Datum? Diskussionsredner? Aus dem Gedächtnis zitiert.

Monogamie machbar ist, dann allenfalls die serielle Monogamie, wenn langfristige ‚Bindungen‘ schon unerträglich werden, dann achtet – in eurem eigenen Interesse - wenigstens die letzte Bastion der christlichen Moral, nämlich, dass gleichzeitige Intimbeziehungen mit anderen, geschweige denn mit ‚jedermann‘ die Substanz von ‚Menschenwürde‘ im eingangs definierten Kulturkreis nicht nur ‚tangieren‘, sondern im Kern in Frage stellen.

Gillian hatte sich schließlich für Oliver ‚entschieden‘, und sie stand und steht zu ihrer Entscheidung, auch wenn Oliver sich nicht unbedingt zu seinem Vorteil entwickelt und sie (durch ihre Mutter) weiß, dass Stuart (der mit ihrer Mutter nach wie vor Kontakt hat) sie nicht vergessen kann und ihr gelegentlich heimlich nachspielt, ja, sie einmal sogar bis nach Frankreich verfolgt hat, um sie und Oliver aus einem eigens hierfür angemieteten Hotelzimmer ‚heimlich‘ zu beobachten. Gillian bilanziert zurückblickend die Rückkehr nach England und den damaligen Zustand ihrer Ehe, wie sie ihn sah, aber mit Oliver nicht offen zu diskutieren wagte.

„Wir kehrten zurück. Noch etwas, worüber wir auch nicht geredet hatten, war ein weiteres Kind, wir brauchten etwas zum Kitten. Darum habe ich so lange wie nötig nicht richtig aufgepasst, und dann kam Marie. Ach, schauen Sie mich doch nicht so an. Die Hälfte aller Ehen, die ich kenne, haben mit einer unerwarteten Schwangerschaft angefangen – und gar nicht selten wird eine heikle Phase mit einem weiteren Baby vertuscht. Womöglich sind Sie selbst so auf die Welt gekommen, wenn Sie mal Ihre eigene Geschichte ergründen wollen.“ (32)

„Das Leben verläuft wieder in ruhigen Bahnen. Ich liebe meine Arbeit, ich liebe meine Kinder. Oliver und ich kommen gut miteinander aus. Ich habe ja nicht erwartet, dass er jeden Morgen pünktlich zur Arbeit geht, als ich ihn geheiratet habe. Ich unterstütze seine Projekte, aber ich erwarte nicht unbedingt, dass etwas dabei herauskommt. Er ist umgänglich, er ist witzig, er ist ein guter Vater, es ist schön, wenn er abends auf mich wartet. Er kocht. Ich nehme einfach alles, wie es kommt. Anders geht's doch nicht, oder?“

Wissen Sie, ich bin nicht blauäugig. Es gab auch...schwierige Zeiten. Außerdem bin ich eine normale Mutter, und das heißt, dass ich nachts schreckliche Ängste ausstehe. Und tagsüber auch. Sophie und Marie brauchen sich nur zu benehmen wie alle normalen, lebhaften Mädchen – als hätten sie Vertrauen in die Welt, als wäre die Welt immer nett zu ihnen; sie brauchen nur mit diesem Optimismus im Gesicht aus dem Haus zu gehen -, und schon zieht sich mir vor Angst der Magen zusammen.“ (32 f.)

Oliver, der Ehemann, sieht das alles ganz ‚locker‘ und naiv. Seine Realitätsbrille hat offenkundig ‚rosa‘ eingefärbte Gläser:

„Unsere Ehe wurde mit einem weiteren Sprössling gesegnet. Marie, Schwester der Sophie. Die Kleinen lieben ihren guten Papa über alles. Sie kleben an mir wie ein nasser Duschvorhang. (...).

(...) schließlich arbeite ich zurzeit an einem Drehbuch. Das heißt, im Kopf. Ich geb zu, einige meiner künstlerischen Unternehmungen der letzten zehn Jahre haben ein tristes Ende genommen. Von Zeit zu Zeit trieb es mich gleich einem Hund, der zu seinem Erbrochenen zurückkehrt, wieder in Mr. Tim’s College of English, nur um die eine oder andere Drachme zu verdienen und ein gefülltes Weinblatt auf den Tisch des Hauses zu legen. Ich fürchte, die Neigung zu regelmäßiger Arbeit war bei Oliver nie sehr ausgeprägt.“ [Oliver redet in seiner Selbstverliebtheit von sich gern in der dritten Person; H.H.]. (39 f.)

Während die bisher vorgestellten Romane der anderen Autoren mit Vorliebe das schildern, was abseits vom Alltag liegt, was also irgendwie außergewöhnlich, aufregend, ‚spannend‘, im wahrsten Sinne des Wortes nicht alltäglich ist, hat Barnes ein waches Auge für den banalen Alltag in Liebesbeziehungen, auch und gerade, wenn sich das Liebesleben oder das, was davon übrig geblieben ist, wie bei so vielen, hauptsächlich in den Bahnen einer Ehe abspielt. Gillian schildert das so:

„Was wäre denn der Sinn der Sache, wenn ich nicht jeden Abend wieder zu Oliver nach Hause kommen wollte?

Natürlich haben wir viel miteinander zu regeln. Das ist wie in jeder normalen Ehe. Kinder, Einkäufe, Mahlzeiten, Abholtermine, Hausaufgaben, Fernsehen, Schulwege, Geld, Ferien. Dann fallen wir ins Bett und haben keinen Sex.

Entschuldigung, das ist so ein Witz von Oliver. Nach einem langen Tag, wenn es bei der Arbeit Probleme gab und die Mädchen Scherereien machten, sagt er immer: >>Komm, wir lassen uns ins Bett fallen und haben keinen Sex.<<“ (47)

Das mit dem Ins-Bett-Fallen und Keinen-Sex-Haben will Gillian aber ausdrücklich nur als Scherz verstanden wissen, nicht etwa als Beschreibung ihrer ehelichen Sex-Gepflogenheiten:

„Ich würde meinen, wir haben etwa so häufig Sex wie der nationale Durchschnitt, was immer das heißen mag. Und manchmal ist es nationaler Durchschnittssex. Sie wissen bestimmt, was ich meine. Sie haben das bestimmt auch schon erlebt. (...).

Das ist so. Nicht so häufig wie früher (und als Oliver krank war, überhaupt nicht). Immer häufiger an den gleichen Abenden der Woche – Freitag, Samstag, Sonntag. Nein, das wäre geprahlt. An einem der drei Abende. Meistens samstags - freitags bin ich zu müde, sonntags bin ich in Gedanken schon beim Montag. Also samstags. Etwas häufiger, wenn es draußen heiß ist, etwas häufiger im Urlaub. Die Wirkung eines erotischen Films ist auch nicht auszuschließen, obwohl das heutzutage, ehrlich gesagt, den gegenteiligen Effekt zu haben scheint. Als ich jünger war, ließ Sex auf der Leinwand bei mir immer die Säfte fließen. Jetzt stelle ich fest, dass ich dasitze und denke, so ist das gar nicht – und damit meine ich, das ist auch für niemand anderen so. Also wirkt es nicht als Aphrodisiakum. Auf Oliver wirkt es immer noch so, und das kann zum Problem werden.

Man ertappt sich bei dem Gedanken, ach, das können wir ohne weiteres verschieben – es läuft uns ja nicht weg. Der Augenblick des Begehrens wird...anfälliger, glaube ich. Man sieht sich eine Sendung im Fernsehen an, will schon fast ins Bett gehen, dann schaltet man auf einen anderen Kanal um, schaut sich irgendeinen Quatsch an, und zwanzig Minuten später gähnen beide, und der Augenblick ist vorbei. Oder einer/eine will noch lesen und der/die andere nicht, dann liegt er/sie da im Halbdunkeln und wartet, dass das Licht ausgemacht wird, und aus dem Warten, dem Hoffen wird dann ein leiser Groll, und der Augenblick geht dann vorbei, und das war's dann. (...).

Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich mag Sex; Oliver auch. Und ich mag Sex mit Oliver immer noch. Er weiß, was mir gefällt und was ich will. Der Orgasmus ist kein Problem. Wir wissen, wie wir am besten dahin kommen, und zwar beide. Man könnte beinahe sagen, das gehört mit zum Problem. Falls es eins gibt. Ich meine, wir lieben uns fast immer auf dieselbe Art – dieselbe Dauer, gleich langes Vorspiel (schreckliches Wort, dieselbe Stellung oder dieselben Stellungen). Und das machen wir, weil es so am besten klappt – die Erfahrung hat gezeigt, dass wir es so am liebsten mögen. So wird es zu einer Tyrannei oder einer Verpflichtung oder was weiß ich. Jedenfalls kommt man nicht mehr davon los. Beim ehelichen Sex ist die Regel, falls es Sie interessiert – womöglich interessiert es Sie ja gar nicht -, dass man nach ein paar Jahren nichts mehr machen darf, was man nicht schon früher gemacht hat. Ja, ich weiß, ich hab die ganzen Artikel und Ratgeberkolumnen gelesen, wie man das Liebesleben aufpeppt, wie man >>ihn<< zum Kauf ausgefallener Dessous animiert, dass man ab und zu ein intimes romantisches Essen bei Kerzenschein veranstalten und sich extra Zeit für die Zweisamkeit nehmen soll. Aber darüber kann ich nur lachen, denn das Leben ist einfach nicht so. Extra Zeit für die Zweisamkeit? Da wartet immer noch eine Ladung schmutziger Wäsche.

Unser Liebesleben ist...freundschaftlich. Wissen Sie, was ich meine? Ja, ich sehe es Ihnen an. Vielleicht wissen Sie es nur zu gut. Wir haben partner-

schaftlichen Sex. Wir verstehen uns gut miteinander beim Sex. Wir tun unser Bestes füreinander, wir kümmern uns umeinander beim Sex. Unser Liebesleben ist...freundschaftlich. Es gibt bestimmt Schlimmeres.“ (71 ff.)

Die bereits vorgestellten Romane von Roth, Coetzee, Shalev und Walser behandeln zwar in aller Ausführlichkeit die sexuellen Beziehungen ihrer Protagonisten; das Thema Verhütung oder Schutz vor Aids ist bei diesen Autoren aber, wenn überhaupt, nur ein (offenbar lästiges, nicht gut ‚verkaufbares‘) Nebenthema, das allenfalls in ein paar Zeilen gestreift und abgetan wird. Bei Barnes ist das anders. Im Roman „Liebe usw.“ sind diesem Thema unter der Kapitelüberschrift „Kondome“ (117-142) sogar ein ganzes Kapitel und nicht weniger als fünfundzwanzig Seiten gewidmet. Elli (die Mitarbeiterin von Gillian) besteht grundsätzlich darauf, dass ihre Partner beim Geschlechtsverkehr Kondome benutzen, und zwar immer und ohne Ausnahme. Erst wenn ein Aidstest bestanden ist und der Partner mit ihr eine Ehe eingeht, wird sie von dieser eisernen Regel abweichen. Auf Beteuerungen, dass garantiert auch so keine Gefahr besteht, lässt sie sich nicht ein. (117) Stuart ist der (männliche) Pragmatiker; ihm ist es egal, welche Verhütungsmethode seine jeweilige Partnerin bevorzugt. „(...)wahre Leidenschaft kennt keine Hindernisse.“ (117 f.) Er ist da in jeder Beziehung kompromissfähig, weil das für ihn eine „rein technische Angelegenheit“ (118) ist. Oliver kann Kondome nicht ausstehen. Kondom heiße bei den Slawen nicht nur ‚Galosche‘, es sei auch eine Galosche, die nicht immer richtig sitze, verloren gehen könne, und überhaupt könne sie einem vorher und nachher, wenn man „den baumelnden Beweis seiner Tat vor sich“ (118) sehe, den ganzen Spaß verderben, wenn sie ihn nicht vorher schon verhindert habe. Außerdem würden mit einem Kondom durch „den Geschmack von Gleitgel“ „zungenfertige Lustbarkeiten“ (118 f.) nicht gerade ermuntert. Oliver gefällt die Verhütung durch die Pille am besten. „Was die Startautomatik für den Kraftfahrer, das war die Pille für den Liebhaber sinnlicher Genüsse. Danach schien alles andere wie Handgekurbel.“ (119) Gillian meint, dass man Kompromisse eingehen muss, wenn man nicht schwanger werden und trotzdem Sex haben will:

„Von der Pille kam ich mir aufgedunsen vor. Von der Spirale habe ich stärkere Blutungen gekriegt, und seit bei einer Freundin die Kupfer-7 mit der Plazenta des ersten Kindes zum Vorschein kam, hab ich der Sache nie mehr ganz getraut. Also bleibt die alte Wahl zwischen Kondom und Diaphragma. Kondome kann Oliver nicht ausstehen. (...) Bleibt also das Diaphragma.(119 f.)

Die ‚Beziehungskiste‘ zwischen Gillian und Oliver hat im Laufe der Jahre zwar hier und da Schaden genommen - Olivers Depression war schließlich kein ‚Betriebsunfall‘, sondern eigentlich nur die Konsequenz einer von Anfang an angelegten und im Laufe der Jahre sich fortsetzenden, schleichenden, aber anhaltenden Fehlentwicklung Olivers -; aber sie ‚hält‘ noch, nicht zuletzt, weil Gillian Olivers ‚Abrutschen‘ durch Liebe und doppelten Einsatz weitestgehend ‚auffängt‘ und zu kompensieren versteht. Eine solche ‚Kiste‘ verliert aber ihre ursprüngliche Robustheit, wenn die ‚Belastungen‘ - von innen oder außen - zunehmen und die ‚Entlastungen‘ an Grenzen stoßen, die neuen Belastungen nicht mehr kompensieren können.

Im Kapitel „Tröstungen“ (220-235) erreicht die makabre Dreiecksgeschichte zwischen Gillian, der auch nach zehn Jahren noch attraktiven, charmanten und begehrten Ehefrau (von Oliver) und Exehfrau (von Stuart) und den ehemaligen ‚Freunden‘, dem in und an der Gesellschaft inzwischen ‚gereiften‘ Stuart‘ und dem in und an der Gesellschaft mehr oder weniger ‚gestrauchelten‘ Oliver, ihren Höhepunkt. Wie seinerzeit Oliver in die Beziehung zwischen Gillian und Stuart eingedrungen war und es fertig gebracht hatte, Gillian für sich zu gewinnen, endgültig auf seine Seite zu ziehen, ist es nunmehr Stuart Schritt für Schritt gelungen, in die Beziehung zwischen Gillian und Oliver einzudringen und Gillian mehr und mehr für sich zu gewinnen, sie gewissermaßen zurückzuerobern: Er hat dafür gesorgt, dass die Familie ihre schäbige Wohnung in einer heruntergekommenen Wohngegend von London mit einem angemessenen Haus (in dem er früher mit Gillian gewohnt hat und das er jetzt besitzt) in einer besseren Gegend tauschen konnte, dass Gillian nunmehr das dringend benötigte Atelier und Oliver einen (eigens für ihn geschaffenen, wenn auch von ihm verachteten) Job hat, mit dem er zum Familienunterhalt beitragen kann. Stuart macht sich auch nützlich, wenn und wo immer jemanden gebraucht wird, der einfach mit ‚anpacken‘ muss, beim Aufbauen von Regalen, bei diversen Entlastungsarbeiten im Haushalt. Während Oliver erneut in die von der ganzen Familie befürchtete Depression zurückfällt und damit auch seine bisherigen Beiträge zum Familienleben weitgehend einstellt und unleidlich wird, springt Stuart ein, wann und wo immer er ahnt, Gillian entlasten zu können und zu müssen. Selbst die Kinder fühlen sich inzwischen mehr zu ihm als zu ihrem Vater

hingezogen. Oliver sieht trotz seiner (herauf ziehenden) Krankheit sehr klar, was hier ‚läuft‘:

„Dass es in allen Beziehungen, (...), um Macht geht. Macht, und zwar sofort. Und wenn nicht Macht sofort, dann Macht später. Und die Quellen der Macht sind so alt, so vertraut, so grausam deterministisch, so simpel, dass sie nur simple Namen haben. Geld, Schönheit, Talent, Jugend, Alter, Liebe, Sex, Körperkraft, Geld, mehr Geld, noch mehr Geld. (...) Nur dies, dass es einst eine Zeit gab, da Gillians Glanz aller Augen bewundernd auf sich zog, da Ollies Flair (...) auf der ganzen Linie Erfolg hatte, und da Stuart, wenn du den Ausdruck verzeihst, auch gegen gutes Geld nicht zum Schusse kam. Und jetzt? Jetzt kann Stuart gutes Geld hinlegen. Jetzt liegt Stu-Babys Zausel zwischen den Drachmen. Du meinst, meine Weltanschauung habe eine Tendenz zur Simplizität? Doch das Leben simplifiziert sich selbst, wie du bald merken wirst, seine harten Züge treten deutlich hervor, während die Jahre fortschreiten und enttäuschen. (217 f.)

Nach einem Abendessen, bei dem Stuart eine komplizierte *frittata* zubereitet hatte, die ihre Wirkung auf Gillian nicht verfehlte, sind Gillian und Stuart allein in der Küche. Oliver, der nur zum Essen aus dem Bett aufgestanden ist, hat sich wieder in sein Zimmer, seine „Wichsbude“, wie er sich ausgedrückt hat, (220) zurückgezogen, nachdem er sich beim Essen über Stuarts Kochkünste lustig gemacht, ansonsten rumgestänkert und missmutig an seinem angeblich viel zu harten und ungenießbaren *Omelett* kurz und ostentativ herumgestochert hatte. Wie Stuart sich noch einmal extra vergewissert, schlafen Oliver und die Mädchen im weiteren Verlaufe des Abends fest. Gillian und Stuart unterhalten sich noch in der Küche. Sie trinken den restlichen Wein aus, und Stuart räumt die Spülmaschine ein. Aber dabei bleibt es nicht. Stuart und Gillian kommen sich im Laufe des Abends immer ‚näher‘, schließlich tauschen sie ein paar Zärtlichkeiten aus, und nach einigem Hin und Her schlafen sie miteinander. Dass es also in der Küche zwischen beiden zum Beischlaf gekommen ist, steht außer Frage, ist unstrittig. Wie es jedoch dazu kam und wer dabei wie im Einzelnen davor und dabei die Initiative ergriffen hat, darüber gibt es keine ‚objektive‘ Schilderung, sondern nur die subjektiven Berichte und Eindrücke der beiden Beteiligten. Und die weichen zum Teil erheblich voneinander ab, auch und gerade in entscheidenden Punkten. Barnes lässt beide erzählen, wie sich alles abgespielt hat. Dabei lässt er sie zu verschiedenen Zeitpunkten mehrfach Anlauf nehmen. Die verschiedenen Anläufe von Gillian und Stuart weichen aber nicht nur voneinander ab; sie sind auch in sich verschieden und widersprüchlich. Für

Stuart war in allen Versionen klar, dass Gillian schließlich unmissverständlich mit ihm schlafen wollte:

„Dabei war völlig klar, worauf wir beide hinauswollten. Außerdem wollte sie eindeutig, dass ich den Boss spielte. Und das war schön und erregend dazu, denn wenn wir früher zusammen waren, da war das immer, wie soll ich mich ausdrücken, Sex nach Absprache. Was willst du? Nein, was willst du denn? Nein, was willst *du*? Ein ziemlich anständiges Hin und Her, absolut fair und was noch alles, aber mittlerweile echt abtörnend, finde ich. Im Grunde sagte Gill, na los, besorg's mir mal auf andere Art. Ich würde meinen - in dem Moment ist mir das nicht eingefallen, dazu war ich zu beschäftigt -, ich würde meinen, sie dachte, wenn ich die Sache in die Hand nehme, würde sie sich Oliver gegenüber nicht so schuldig fühlen. Nicht, dass das in dem Moment wichtig gewesen wäre.“ (231)

Gillian erinnert sich – allerdings in einer späteren Version - daran, dass sie beide ganz schön beschwipst waren und Stuart, ganz anders als der Stuart, den sie von früher kannte, ganz schön zudringlich wurde, so dass sie sich mehr oder weniger gegen ihn wehren musste, er aber unbeirrt seine Zudringlichkeiten fortsetzte:

„Ich wollte aufstehen, aber ich war nicht ganz sicher auf den Beinen, und das machte er sich zunutze, und plötzlich war ich auf dem Fußboden, mein Kopf schlug gegen ein Sofabein, und Stuart war auf mir drauf. Ich dachte: Das ist nun wirklich kein Scherz. Sein Knie drückte meine Beine auseinander. >>Ich schreie, und dann kommt jemand<<, sagte ich. >>Dann denken die, du fickst mich<<, antwortete er. >>Die denken, du fickst mich, weil du Oliver nicht mehr fickst.<< (...)

Etwas in mir konnte das gar nicht ernst nehmen. Ich meine, das war schließlich Stuart. Die Worte Stuart und Vergewaltigung - oder etwas, was dem nahe kommt - passen einfach nicht zusammen. Passten nicht zusammen. Und gleichzeitig dachte ich, das ist doch ein Klischee. Nicht, dass ich zuvor in dieser Situation gewesen wäre. Aber etwas in mir wollte sagen, und zwar in ganz sachlichem Ton: Hör mal, Stuart, bloß weil Oliver und ich zurzeit nicht viel Sex haben, heißt das noch lange nicht, dass ich dich oder sonst jemanden ficken will. Wenn man mit zwanzig keinen Sex hat, denkt man fast ständig daran. Wenn man mit vierzig keinen Sex hat, denkt man nicht mehr so viel daran und kümmert sich stattdessen um etwas anderes. Und man will es ganz bestimmt nicht so.(...)

Er hat mich nur gegen meinen Willen und gegen meine Entscheidung gefickt. (...)

Nein, ich hatte nicht direkt Angst. Das ist doch Stuart, sagte ich mir immer wieder, das ist kein verummter Unbekannter in einer dunklen Gasse. Es war mir widerlich, und man könnte sagen, gleichzeitig ödete es mich an. Ich

dachte: Ist es das, was sie alle wollen? Selbst die, die scheinbar nett sind?
Ist es das, was sie alle tun würden, ohne Rücksicht auf dich?

Ich betrachte das als Vergewaltigung. (...)

Warum ich Ihnen das nicht schon früher erzählt habe? Weil jetzt alles anders ist.

Ich bin eindeutig schwanger. Und Oliver kann es nicht sein.“ (233 ff.)

Barnes schildert überzeugend, wie sich die Protagonisten durch ihre Entwicklung verändern, wie der eine (Stuart) ‚aufsteigt‘ und sich dabei auch als Liebhaber verändert und der andere (Oliver) ‚fällt‘ und dabei auch als Liebhaber zum Verlierer wird, wie die Liebe einer Frau zu zwei Männern, deren ‚Marktwert‘ sich ändert, von eben diesen Veränderungen nicht nur tangiert, sondern bis in ihren Kern hinein verändert wird. Ist ‚Liebe‘ ein Ideal, das wie ein Feuer brennt, früher oder später aber Rauch erzeugt und erlischt, oder ist es genau das Dauerhafte, das Höhen und Tiefen hat, sich aber sehr wohl jenseits solcher Extreme als ein Wohlgefühl, als eine Art „Restsüße“ zu halten vermag? Ist dieses Ideal nichts weiter als ein Sollwert, bei dem man die hundert Prozent wohl nie ganz erreicht, der aber deutlich über der fünfzig liegen muss, wenn das Fortbestehen eine Chance haben soll? Können die einen sich ‚echt‘ häufig(er) verlieben, nacheinander oder auch gleichzeitig, während die anderen es, wenn überhaupt, nur ein einziges Mal schaffen, sich ‚richtig‘ in einen anderen zu verlieben? Fährt man spontan auf jemanden ab und lernt ihn erst später einigermaßen kennen, oder verliebt man sich in jemanden, weil man ihn inzwischen zu kennen und zu schätzen glaubt? Was fasziniert am Partner, mehr die Funktion oder mehr die Person? Liebt man, weil man wiedergeliebt wird, oder liebt man unabhängig von solcher Eigenbestätigung? Inwieweit vertragen sich Liebe und Ehe? Verspricht Liebe etwas, was Liebe (geschweige denn Ehe) gar nicht halten kann? Kann man die Ansprüche, ‚Ideale‘, ‚Soll-Werte‘, die Gottesglaube (und davon abgeleitet: die Menschenwürde), Christentum, Bürgertum, Freiheits- und Demokratiebewegungen, Romantik, Recht auf Liebe, Glück und Wohlstand (nicht nur im Himmel, sondern gerade auch auf Erden) über die Phylo- und Ontogenese in einem hinterlassen haben, bei der Liebe ‚zurücknehmen‘, ‚zurückschrauben‘? Oder werden die Ansprüche - allen Realisierungschancen zum Trotz - ständig weiter nach oben korrigiert? „So ist nun mal des Schicksals Walten: Du musst, und willst du’s auch nicht glauben, den Lebensanspruch runterschrau-

ben, dann ist das Alter auszuhalten“, hat ein alt Gewordener gesagt. Gilt das vielleicht auch für die Liebe und, gegebenenfalls, inwiefern und inwieweit? Haben die ‚Natur‘ und die ‚Gesellschaft‘ (Konvention) zwar noch ein deutliches ‚Interesse‘ am ‚Verkuppeln‘, aber nur noch wenig ‚Neigung‘, sich mit den Sorgen zu befassen, welche dabei später entstehen, welche sich die ‚Verkuppelten‘, in Liebe Verbundenen, miteinander Verheirateten längerfristig einhandeln? Die ‚Formen‘, die ‚Liebesordnungen‘, die für die Lösung solcher Probleme, die Beantwortung solcher Fragen zur Verfügung stehen, sind - für sich genommen - samt und sonders strukturell überfordert: Weder die unauflösliche, noch die auflösbare Ehe, mit oder ohne ‚kirchlichen Segen‘, mit oder ohne amtlichen Trauschein, mit oder ohne Kinder, noch der harmonische Hedonismus, noch Affären, noch die ‚käufliche Liebe‘ sind allein in der Lage, die Frage der angemessenen Form ein- für allemal ‚richtig‘ und ‚angemessen‘ zu lösen. Insofern ist es wahrscheinlich, dass es auch hierbei - je nach Situation der Individuen in einer sich schnell wandelnden Gesellschaft – mehr und mehr zu einem Nach- und Nebeneinander solcher Formen kommt, wobei die überindividuellen ‚Wertgemeinschaften‘ (wie Gott, Kirche, Staat, Gesetz / Rechtsprechung, Familie, Partei, Verein, Konvention, Öffentliche Meinung) weiter an Einfluss verlieren, die Individuen an den zur Verfügung gestellten Formen nicht nur selber mehr ‚stricken‘, dürfen, sondern auch müssen, wenn sie zurechtkommen wollen.¹⁰⁸ Der Begriff ‚Beziehungskisten‘ deutet noch am ehesten an, wohin sich die Formen von einst hin entwickelt haben und weiter entwickeln werden. Eine Kiste kann aus allen möglichen Materialien bestehen; sie kann solider oder leichter gebaut sein, lang- oder kurzlebig konzipiert sein, bei Witterungseinflüssen von außen standhalten oder sich auflösen, selbst gemacht oder gekauft sein. Das Wort ‚Liebesordnung‘ hat noch etwas von ‚vorgegebener‘ Ordnung, einer (von Gott) gestifteten ‚Ordnung‘, einer (scheinbar) ‚objektiven‘ Ordnung, die, wie der ‚Kosmos‘ ‚wohlgeordnet‘ ist, gewissermaßen von selber, ‚per se‘ (durch sich selber) weiß, was gut für ‚den‘ Menschen ist. „Gott und Ähnliches“, heißt es in Martin Walsers „Halbzeit“, „hängt alles zu hoch“.¹⁰⁹ Der Begriff „Liebesordnung“ dürfte in die Kategorie „und Ähnliches“ gehören. Wer es versteht, das vielfältige ‚Angebot‘ an ‚Ord-

¹⁰⁸ „*Individualisierung* meint also nicht die Befreiung des Menschen von den Fesseln der Gesellschaft, sondern eine bestimmte, historisch neue Form der *Vergesellschaftung*. Individualisierung bezeichnet eine gesellschaftliche Zumutung, einen paradoxen Zwang. >>Du darfst und du kannst, ja du sollst und du musst eine eigenständige Existenz führen, jenseits der alten Bindungen von Familie und Sippe, Herkunft und Stand<< (Beck/Beck-Gernsheim...).“ (Eickelpasch, Rudolf / Rademacher, Claudia, in: Identität, Bielefeld 2004, S. 20

¹⁰⁹ Walser, Martin: Halbzeit, München Zürich 1964, S. 113

nungen' oder lieber nur ,Kisten' clever zu nutzen, wird mit einiger Wahrscheinlichkeit ganz gut dabei fahren; wer alles passiv anderen überlässt und selber wenig mitstrukturiert, wird eher das Nachsehen haben, vorausgesetzt, dass er überhaupt eine faire Chance hat, sich als nützliches Mitglied in die Gesellschaft einzubringen.

Barnes ,Helden' wissen nicht so recht, wie sie weiter vorgehen sollen. Gillian ist sich fürs Erste nur sicher, dass sie nicht abtreiben, also nach zwei Kindern von Oliver nun eins von Stuart bekommen wird. Oliver weiß nur sicher, dass er von Stuart in mehrfacher Hinsicht überrundet wurde und dass seine Beziehung zu Gillian nie wieder so sein wird, wie sie war. Stuart fragt sich, ob Gillian ihn jetzt ,wirklich' lieben und Oliver ,vergessen', verdrängen kann. Er fragt sich auch, ob er nur die Gillian von damals wirklich geliebt hat, die Gillian von heute vielleicht weniger lieben kann und lieben wird. Wenn Stuart sich zurückzieht, ist das für Gillian und die Kinder möglicherweise ebenso problematisch, wie wenn er Oliver endgültig (?) aus dem Felde schlagen würde. Aber wie soll das Aus-dem-Felde-Schlagen überhaupt funktionieren? Moralisch? Juristisch? Wird Gillian in Anbetracht der ungelösten Probleme erst einmal weiter mit Oliver verheiratet bleiben, und wird Stuart sie dann trotzdem finanziell (über seine neuen Kindesverpflichtungen hinaus) weiter unterstützen? Hat Oliver eine Chance, über die bereits angelaufene Therapie sein gestörtes Verhältnis zur Realität substantiell zu verändern? Gibt es eine einvernehmliche ,sozialverträgliche' Lösung für alle Beteiligten? In der Wirtschaft würde man die ,Leistungsstarken' (Stuart und Gillian) retten, den Problemfall (wenn es hoch kommt: sozialverträglich) ,outsourcen'. Im Privatleben dürfte das weniger leicht gelingen, es sei denn, dass Gillian und Stuart sich zu Lasten von Oliver miteinander arrangieren und sich von Oliver ,freikaufen'. Vielleicht gelingt es Gillian, sich sowohl von Oliver als auch von Stuart zunächst unabhängiger zu machen und schließlich von ihnen vollkommen unabhängig zu sein. Unter Umständen wäre das auf Dauer das kleinste Übel, aber sicher auch eine teuer erkaufte Lösung...

6 Adam Thirlwell: Strategie¹¹⁰ – Verlieben, Lieben und Entlieben in einer nicht nur heterosexuellen Dreiecksbeziehung

6.1 Zu Konzeption und Inhalt des Romans

Der Roman handelt von den Freundschafts- und Liebesbeziehungen zwischen drei jungen Leuten, nämlich Nana, Moshe und Anjali. Nana hatte Moshe und Anjali, die beide Schauspieler sind, anlässlich eines Empfangs zu Ehren des Regisseurs und seiner Schauspieler zum Auftakt einer Theaterwoche im Donmar Warehouse in London kennengelernt. Nana hatte sich weder für das Stück (Oscar Wildes Vera oder die Nihilisten) noch die Neuinszenierung (durch David Hare) sonderlich erwärmen können; sie hatte aber ihrem Vater, der als neues Beiratsmitglied des Theaters sozusagen von Amts wegen die Aufführung und den anschließenden Empfang besuchen musste und seine Tochter unbedingt dabei haben wollte, keinen Korb geben wollen. (Nanas Vater war seit zwanzig Jahren Witwer; der Vater und die Tochter, die vierundzwanzig Jahre alt und im Begriff ist, ihren Magister in Architektur zu machen, schätzen und mögen sich außerordentlich. Sie wohnen auch noch zusammen.) Nicht weil ihr Moshe im Stück besonders aufgefallen wäre, sondern weil ihr Vater von seiner schauspielerischen Leistung fasziniert gewesen war und sich daher lange mit Moshe unterhalten hatte, war auch Nana mit Moshe allmählich ins Gespräch gekommen. Und aus diesen zunächst noch beiläufigen Kontakten hatte sich dann – für Nana zunächst ganz unerwartet - sehr bald eine gegenseitige Wertschätzung, Freundschaft und Liebe entwickelt. Beim selben Empfang hatte Nana auch Anjali (eine bisexuell veranlagte Frau indischer Abstammung) kennengelernt. Nana und Anjali, die auch Moshe gut kannte, hatten sich auf Anhieb gemocht und spontan miteinander Freundschaft geschlossen.

Alle drei schätzen einander sehr. Nana liebt Moshe, und Moshe liebt Nana. Und Nana hat in Anjali eine sehr enge und liebevolle Freundin, und umgekehrt ist es genauso. Moshe und Anjali, die sich ohnehin schon länger kennen und mögen, kommen durch ihre gemeinsame Freundin Nana noch häufiger zusammen, was auch diese Beziehung vertieft und erweitert.

¹¹⁰ Thirlwell, Adam: Strategie, Frankfurt a.M. 2004. Die im Text eingeklammerten Ziffern beziehen sich auf die Seiten in diesem Buch.

Obwohl alle drei für einander nur das Beste wollen, entwickelt sich die Dreiecksbeziehung ganz allmählich in eine Richtung, die sie alle drei mit einem gewissen Unbehagen erfüllt: Wenn Nana mit Moshe schläft, merkt sie, dass ihr Sex nicht so viel bedeutet wie Moshe. Dadurch bekommt sie ein schlechtes Gewissen und versucht Moshe mit ausgefallenen Sex-Praktiken zu entschädigen. Das hilft zwar Moshe, aber bei ihr verstärkt sich nur das Gefühl, Moshe in sexueller Hinsicht keine gute Partnerin zu sein. Andererseits gefällt ihr ihre Freundin Anjali, die bisexuell veranlagt ist, immer besser. Man versteht sich nicht nur immer besser; man tauscht auch diese und jene Zärtlichkeit miteinander aus, und daraus entwickelt sich allmählich auch eine lesbische Beziehung. Da die drei einander mögen, ‚gönnen‘ sie sich in jeder Beziehung auch gegenseitig; das heißt: Nana und Moshe bleiben zwar das eigentliche heterosexuelle Liebespaar; beide Partner unterhalten aber gleichzeitig und mit vollem Einverständnis des anderen auch freundschaftliche und sexuelle Beziehungen zu Anjali. Wenn sie zu dritt miteinander ‚ins Geschäft‘ kommen, bedrückt es Nana, dass Anjali und Moshe offenbar mehr Spaß und Lust am Sex miteinander haben können und haben als sie mit Moshe. Nana verlässt schließlich aus diesem Grund die Dreier-Gruppe, was weder Moshe noch Anjali wollen, geschweige denn gutheißen können. Unabhängig davon bekommt Anjali aber auch ihrerseits Gewissensbisse, weil ihr nicht entgeht, dass ihre Beziehung zu Moshe Nana zu irritieren beginnt, das Liebesglück des eigentlichen Paares beeinträchtigt...

Die Lehre, die der Romanautor Thirlwell möglicherweise unter anderem vermitteln will, lautet: Eine offene Paarbeziehung - sie kann die edelsten Motive haben - funktioniert nicht, kann aus immanenten Gründen nicht funktionieren [zumindest dann nicht, wenn die handelnden Personen die Kernelemente des kulturellen Erbes, sozusagen die Mindest-Soll-Vorgaben aus Christen- bzw. Judentum, liberaldemokratischem Bürgertum und seinen Gleichheits-, Freiheits- und Emanzipationsimpulsen sowie der Romantik noch halbwegs verinnerlicht haben; H.H.]. Dass jede(r) mit jedem/r jederzeit kommunizieren kann und darf, ist gesellschaftlich akzeptierte ‚Normalität‘. Wer mit wem aber ‚Intimverkehr‘ haben darf und haben sollte, ist zwar weiterhin mit Auflagen und Sanktionen verbunden; diese sind aber weniger in Recht und Gesetz verankert als vielmehr den ‚ungeschriebenen Gesetzen‘ des ‚FairPlay‘ zwischen Privatpersonen überantwortet. (Die Religionsgemeinschaften,

die solche Wertmaßstäbe noch haben mögen, sind für die handelnden Personen zu weit entfernt; sie sind allenfalls so etwas wie der Urgrund, aus dem man unbewusst diese oder jene Anleihe bezieht.) Nana, Moshe und Anjali befinden weitestgehend selber darüber, welche Art von Beziehungen sie miteinander unterhalten und was dabei zumutbar ist und was nicht.

Eine Besonderheit dieses Romans ist, dass der Erzähler derjenige ist, der über den Dingen steht, der sich mit der Psyche der Personen besser auskennt als die Personen selber. Der englische Titel des Romans - „Politics“ - trifft die Intention des Romans sehr viel besser und genauer als der deutsche Titel „Strategie“. Unter Strategie versteht man die Verfolgung eigener Interessen und Zielsetzungen durch systematische Ausnutzung eigener Stärken und gegnerischer Schwächen. Mit derart taktischen Überlegungen zur Überwindung, Niederringung von Gegnern haben die drei Protagonisten aber nichts im Sinn, sehr wohl aber mit ‚Politics‘. Politics beinhaltet im Englischen nämlich die Fähigkeit und Tätigkeit, zur Durchsetzung von Zielen, Inhalten und Interessen die (für unabdingbar gehaltene) Zustimmung der Betroffenen zu erhalten.¹¹¹ Und genau das ist es, was den Autor und seine Romanhelden umtreibt.

„In diesem Buch geht es nicht um Sex. Nein. Es geht um Integrität, Anstand und Güte. In dieser Geschichte geht es um freundliches Entgegenkommen. Wenn meine Figuren in diesem Buch Sex haben, dann wie alles, was sie tun, aus moralischen Erwägungen.“ (27)

6.2 Zu den Personen, den drei Protagonisten Nana, Moshe und Anjali: Um permanenten Konsens in der Beziehung bemühte ‚wirkliche‘, von der weltoffenen Großstadt London geprägte Freunde und Liebende

Nana ist vierundzwanzig (im weiteren Verlauf des Romans fünfundzwanzig) Jahre alt, Moshe sechsundzwanzig. Zu Anjalis Alter wird keine Aussage gemacht; sie dürfte aber ebenfalls Mitte zwanzig sein, zumal kein Hinweis auf ein auffallend höheres oder niedrigeres Alter zu finden ist und der Autor selber (1978 geboren) ebenfalls dieser Altersgruppe angehört.

¹¹¹ Robert, Rüdiger (Hrsg.): Bundesrepublik Deutschland – Politisches System und Globalisierung – Eine Einführung, Münster, New York, München, Berlin, 2. verb. Auflage 2001, S. 6

Alle drei leben in London, kommen aber aus verschiedenen Stadtteilen. Nana, deren Vater beruflich mit Risikomanagement „im globalen Kontext“ (45) zu tun hat und sich mit „Risikodaten“, mit „Kreditrisikomodellierungen“ und GAARP-Standards befasst (45), ist mit ihrem Vater im vornehmen Villenvorort Edgware im Norden von London zu Hause. Anders als Moshe ist sie „verwöhnt und nicht metropolenerfahren“. (16) Moshe, der „im schmutzigen Teil“ (15) von Finsbury wohnt, aber in der „Ribblesdale Avenue in Friern Barnet“, einer Art „Niemandsländ“, aufgewachsen ist, stammt nicht aus derart ‚behüteten Verhältnissen‘. „Friern Barnet war nicht besonders reich, nicht besonders glänzend, aber es lag im Umfeld des Reichtums.“ (133) Moshe, der, worauf er kokettierend sehr viel Wert legt, ‚Halbjude‘ ist, aber ansonsten mit orthodoxem Judentum ‚nichts am Hut hat‘ (90), stammt nicht wie Nana aus ‚besseren Kreisen‘. Sein Urgroßvater war noch als Preisboxer Held im East End gewesen. (16) Aber das ist lange her, und inzwischen haben sich die Verhältnisse auch in dieser Hinsicht gründlich geändert: Moshe ist alles andere als ein ‚Underdog‘; er hat „Einfluss und Manieren“. (16) Anjali, deren Familie in Canons Park (89) zu Hause ist und die jetzt mit ihrem Bruder in Kentish Town wohnt, sieht sich prinzipiell als Engländerin, allenfalls als „Auslandsinderin der zweiten Generation“. (94) Das heißt: „Indien bedeutete [für Anjali; H.H.] Baugerüste und Schlamm.“ (94) „Wenn Anjali überhaupt etwas Indisches mochte, dann nur, weil es Unindisch war.“ (95) So verschieden auch die Ethnien sind, denen die drei ‚Helden‘ entstammen (denen sie inzwischen aber auch ein gutes Stück entwachsen sind), das moderne, metropole London ist der Schmelztiegel, ist die Welt, die sie gemeinsam haben und in der sie sich zu Hause und ausgesprochen wohl fühlen.

Während Moshe mit Haut und Haaren Schauspieler ist und die Welt des Theaters auch sein sonstiges Leben, sein Denken - er neigt zum Philosophieren und zu grundsätzlichen Gedanken - und Handeln stark prägt, ist Anjali mal als Schauspielerin (teils im Theater, teils im Werbefernsehen), mal als Sängerin, mal als Sprecherin tätig. „Ausgebildet mit Stipendien an der North London Collegiate School und dann am Brasenose College in Oxford, war Anjali einfach eine Erfolgsstory“ (95), keine stigmatisierte farbige ‚Exilantin‘ aus Indien. Nana interessiert sich besonders für Architekturgeschichte; ihr Berufsziel ist Architekturhistorikerin.

„Nana studierte auf Magister im einjährigen Studiengang Geschichte und Theorie an der Architectural Association School of Architecture. Sie machte den M.A. als Vorstufe zur Promotion. Mies van der Rohe [seine Rezeption in Amerika; H.H.] war das Thema ihrer Magisterarbeit.“ (62 f.)

Kurzum, die drei Freunde bzw. Liebenden müssen sich, was ihre Interessen, ihren geistigen Horizont und ihren Werdegang betrifft, nicht voreinander verstecken. Sie sind - trotz ihrer Jugend - bestens in der Gesellschaft angekommen und haben keinerlei Veranlassung, mit dem ‚Schicksal‘ zu hadern oder aufeinander neidisch zu sein. Sie sind selbstbewusst, tolerant und aufgeschlossen, auch und gerade untereinander. Und sie mögen sich, als Freunde sowieso, aber nicht nur als Freunde.

Während Moshe klar heterosexuell veranlagt ist, macht Nana in dieser Beziehung in den gut zwölf Monaten, in denen der Roman spielt, eine Wandlung durch. Sie startet in dem Bewusstsein, klar heterosexuell veranlagt zu sein. Im Laufe der zwölf Monate stellt sie aber im Zusammenhang mit ihrer Beziehung zu Anjali zu ihrer eigenen Verblüffung und Verwunderung fest, dass ihr auch lesbische Neigungen nicht fremd sind. Ihr wird außerdem bewusst, dass sie in heterosexuellen Liebesbeziehungen offenbar weniger Lustempfindungen hat, weniger ‚lustfähig‘ ist als andere Frauen. Anjali ist klar bisexuell veranlagt. Zwar steht sie mehr auf lesbischen Beziehungen; sie ist aber auch heterosexuellen Beziehungen nicht abgeneigt. Auch solche Beziehungen kann sie - wenn Partner und Situation ‚stimmen‘ - in vollen Zügen genießen, zum Beispiel - je nach Stimmung und Situation - mit Moshe.

Während Nana und Anjali sehr gut aussehende, ‚schöne‘ und charmante Frauen sind (39/43), die Moshe allein schon aus diesem Grund faszinierend findet, ist Moshe selber in dieser Hinsicht kein ‚Prachtexemplar‘ seiner Spezies: Auffallend schlechte Zähne, die Augen verschieden groß (29 f.), Ekzeme an den Fingerkuppen (33), ein fleischiges Gesicht, Ansatz zu einem Bauch, das sind seine äußeren Kennzeichen. In Anbetracht seiner unterdurchschnittlichen Größe (170 cm; Nana: 180 cm) und seiner großen braunen „Labradoraugen“ und seines agilen Mienenspiels wirkt er wie ein „fleischgewordenes Dramolett“. (30) „Moshe war nicht hübsch, aber er war charmant. Er besaß eine verspielte Anmut.“ (30)

Nicht von ungefähr sind die drei Protagonisten des Romans auch in ihren Freundschafts- und Liebesbeziehungen nicht von ‚gestern‘, sondern - im Gegenteil - hellwach und aufgeschlossen für die Erfahrungen von heute. Die Art, wie sie sich verlieben, lieben und entlieben, lässt deutlich die ‚Duftnoten‘ und die ‚Handschrift‘ der Postmoderne erkennen: Die verschiedenen Traditionen aus verschiedener ethnischer Herkunft verschmelzen im global orientierten Schmelztiegel einer modernen Metropole. Die Individuen haben sich aus den unzähligen Einflüssen ihrer Herkunftskulturen, ihrer Phylo- und Ontogenese im Großstadtmilieu so etwas wie ein eigenes Weltbild und eine eigene Moral gebildet, sind aber im Bewusstsein, dass es allen so geht, jederzeit offen für weitere Erfahrungen, Anregungen und Veränderungen durch andere. Da sie in der Gesellschaft Erfolg haben, mitspielen können und dürfen, sind sie keine ‚Kinder von Traurigkeit‘, sondern beherzte, tendenziell optimistische Mitspieler, die das Leben genießen.

6.3 Verlieben, Lieben und Entlieben in einer Dreiecksbeziehung mit verschiedenen sexuellen Identitäten

Dass Nana und Moshe zueinander gefunden hatten, hatte mit Liebe auf den ersten Blick wenig zu tun. Zumindest galt das für Nana. Nana hatte sich an dem Tag, als sie sich zum ersten Mal begegnet waren (nämlich bei dem Empfang für die Theaterleute) im Gegensatz zu ihrem Vater so gut wie gar nicht für Moshe interessiert. Sie hatte sich zwar auch mit ihm unterhalten, aber nicht, weil es zwischen ihnen irgendwie ‚gefunkt‘ hätte, sondern nur, weil ihr Vater so davon angetan gewesen war, wie Moshe seine Rolle gespielt hatte. Ihr war auch im Stück nichts Besonderes an Moshe aufgefallen; im Stück hatte sie sich mehr oder weniger gelangweilt und unkonzentriert mal an dieses, mal an jenes gedacht, aber der Aufführung selbst nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Das für sie entscheidende Erlebnis an diesem Abend war, dass sie bei dem Empfang mit Anjali zusammengekommen war, dass beide spontan füreinander Sympathie und Interesse bekundet hatten und gewissermaßen spontan an diesem Abend Freundinnen geworden waren.

Bei Moshe hatte die Begegnung mit der gut aussehenden und klug diskutierenden Nana beim Empfang durchaus Eindruck gemacht, ein nachhaltiges Interesse bewirkt. Moshe versuchte zumindest in den folgenden Tagen, sie telefonisch zu errei-

chen, um sie für ein erneutes Zusammentreffen zu gewinnen. Aber Nana, die auf ihrem Handy gesehen hatte, dass er anrief, hatte es einfach klingeln lassen, weil sie gerade „im Pizza Express in Bloomsbury auf dem Klo hockte“ (57) und in solchen Situationen grundsätzlich keine Gespräche annahm. Beim zweiten Anruf hatte Moshe aus dem Theater angerufen, also absichtlich nicht von seinem Privatanschluss aus. In der Annahme, dass der Anrufer ihr Vater sei, hatte Nana diesmal das Gespräch zwar angenommen, aber, spröde, schüchtern und verlegen, wie sie war, die Einladung zu einer Verabredung, die ihr grundsätzlich durchaus schmeichelte und angenehm war, prompt ausgeschlagen und Moshe vorwurfsvoll gefragt, warum er ihr denn nicht einfach eine E-Mail schicke. „Er schickte ihr keine Mail, er wurde auch schüchtern.“ (58) Moshe braucht einige Zeit, um auch in Nana ein wenig von dem Feuer zu entfachen, das ihn bereits erfasst hat. Er versucht es - wie gewohnt - mit seinen schauspielerischen Fähigkeiten, indem er ihr diese oder jene Kabinettstückchen aus seinem Repertoire vorführt; aber bei Nana verfängt diese Form des Anbandelns nicht so richtig. Sie interessiert sich wohl mehr und mehr für den Menschen Moshe, sein Wesen, seine ganze Art, sich zu geben; der Fachmann Moshe beeindruckt sie dagegen nach wie vor nicht sonderlich. Das irritiert den erfolgverwöhnten Moshe. Und Moshe ahnt zu diesem Zeitpunkt auch nicht, dass Nana sich mit Leib und Seele in ihre Magisterarbeit gestürzt hat und unentwegt über Mies van der Rohe nachdenkt, statt von der Liebe zu ihm zu träumen.

„Nana saß in der Cafeteria der Architectural Association am Bedford Square. Zu diesem Zeitpunkt kannte sie Moshe schon, hatte ihn aber noch nicht geküsst. Sie stand also im Begriff, sich zu verlieben. Doch obschon sie im Begriff war, sich zu verlieben, dachte Nana nicht an Moshe. Sie hing nicht wie eine Heldin Gedanken über das Wesen der Liebe nach.

Sie dachte über den Architekten Mies van der Rohe nach.“ (61 f.)

Thirlwell bzw. sein Erzähler verrät dem Leser weitere Gründe dafür, warum die Liebesbeziehung zwischen Nana und Moshe so schleppend in Gang kommt. Da Nana als junges Mädchen und Teenager keineswegs als schön gegolten hatte, sondern sich erst als erwachsene Frau zu einer ausgesprochenen Schönheit entwickelt hatte, ist ihre Identität noch stark von ihrem früheren Erscheinungsbild geprägt, bei ihrem neuen Image noch gar nicht so recht angekommen. Sie unterstellt, dass Moshe, der erfolgreiche Schauspieler, (im Gegensatz zu ihr) bereits auf ein

bewegtes Liebesleben zurückblicken kann und dabei in Hülle und Fülle attraktive Partnerinnen hatte.

„Sie [Nana; H.H.] stellte sich das endlose Defilee von Moshes verflorenen, äußerst versierten Liebhaberinnen vor. Kein Zweifel, dass sie geübter als Nana waren. Nana war keine Konkurrenz für die eleganten Mädchen aus Moshes Vergangenheit. Anders als Nana, konnten diese Mädchen auf zentimeterhohen Absätzen gehen. Ihre Brüste brauchten keine BHs, um hochzustehen. Ihren yogageschulten Gliedern war keine sexuelle Position fremd.

Das sollte uns allen eine Lehre sein. Die geschmeidigen Mädchen aus Moshes Vergangenheit. Ich weiß nicht recht. Es ist die Schlussfolgerung eines Mädchens, das selbst nicht an seine Attraktivität glaubt. Es ist die natürliche Schlussfolgerung eines Mädchens, das sich nichts auf seinen Sexappeal einbildet.

Würden die Menschen doch nur niemals irgendwelche Schlüsse ziehen.“ (67 f.)¹¹²

Wenn Moshe spürt, dass er nicht ‚ankommt‘, kommt ihm unwillkürlich der (normalerweise) gar nicht abwegige Gedanke, dass das mit seinen unansehnlichen Zähnen, seiner Figur, seinen Ekzemen zu tun haben könnte. Dass Nana sich mehr für seine Art, sein Wesen, seine ‚Seele‘ zu interessieren scheint und seinen Schönheitsdefiziten keinerlei Beachtung schenkt, wagt er kaum zu glauben. Moshes Sensibilität, Ängstlichkeit und Nervosität haben ganz offenkundig viel mit diesen Defiziten (und entsprechenden Minderwertigkeitskomplexen) zu tun. Thirlwells allwissender, lustiger Erzähler kommentiert das wie folgt: „Ich muss euch leider sagen, dass er immer so ängstlich sein wird.“ (71)

Es dauert zwei Wochen, bis die gegenseitige Verliebtheit endlich auch durch Küsse bestätigt werden darf. „Aber der Sex, der braucht seine Zeit. Den mussten sie noch

¹¹² Thirlwell gelingt es überzeugend, den Teil der Kommunikation, den die modernen Kommunikanten nicht offen aussprechen mögen und daher lieber für sich behalten, weil das sie selbst oder den Gesprächspartner sonst irritieren würde, anschaulich zu machen. Diese „Inkommunikabilität“ (Luhmann) führt, wie Thirlwell sehr schön zeigt, permanent zu falschen Schlussfolgerungen. Anders ausgedrückt: Wenn zwei Individuen (im Sinne von Luhmann „psychische Systeme“) miteinander kommunizieren und soziale Beziehungen aufnehmen, bleibt ein Teil, der ebenfalls handlungsrelevant ist, dem jeweils anderen verborgen. Die Individuen, etwa Liebende, sind darauf angewiesen, was der jeweils andere von sich offen oder indirekt preisgibt. Über den möglicherweise bewusst oder unbewusst nicht kommunizierten Rest kann der andere nur spekulieren und (vielleicht richtige, vielleicht aber auch falsche) Schlüsse ziehen. Wie wirklich der jeweils andere liebt, kann somit leicht im Verborgenen bleiben, und das ist ein ‚weites Feld‘ für vorgetäuschte Liebe, vorgetäuschte Gefühle. Bei Thirlwell weiß nur der Erzähler (nicht seine Protagonisten), was sich im unsichtbaren toten Winkel abspielt. Den ‚wirklichen‘ Liebenden steht so ein allwissender ‚Gott‘ nicht zur Verfügung. Die ziehen möglicherweise – wie die Protagonisten des Romans – andauernd falsche Schlüsse.

üben.“ (64)¹¹³ Nach einer weiteren Woche ist auch diese Klippe umschifft, dieses Zwischenziel erreicht. Fast erreicht.

„Es war Mitternacht in einem Hotel in Covent Garden, und Moshe und Nana waren nackt. Sie waren nackt vis-à-vis einer summenden Minibar.

Sie waren in einem Hotel?

Das war Moshes spendable Geste. [Sie reichte allerdings aus Kostengründen nur für ein Zimmer mit Einzelbett; H.H.] Er hatte die Idee, dass Menschen auf spendable Gesten ansprechen. Dummerweise war das keine Idee, die er überprüfen konnte. Er war nämlich betrunken.“ (64)

„Nana und Moshes erste Sexszene war keine Sexszene. Es sah entfernt wie eine Sexszene aus, war aber keine. Es war Slapstick.“ (65)

Zwei Flaschen Wein und danach vier Miniflaschen Stolichanayas, drei Miniflaschen Jim Beam und ein Miniflasche Gordon's Gin (67) hatten dafür gesorgt, dass man zwar noch ein wenig Petting zustande brachte, irgendwann aber einfach erschöpft und unverrichteter Dinge vom Schlaf übermannt wurde. Der Erzähler weiß natürlich, dass die beiden sich mit diesem Stand der Dinge nicht begnügen können, nicht begnügen dürfen:

„Vieles bei der Liebe hängt vom Sex ab. Liebe kann ohne Sex schwerlich überleben.¹¹⁴ Daher müssen Nana und Moshe, wenn sie sich wirklich lieben wollen, letztendlich zum Sex kommen. Das ist meine Theorie.

Es war auch Nanas Theorie.“ (67)

Die Hotelszene hat einen zweiten Teil: Nana wird am frühen Morgen zuerst wach. Dass Moshe neben ihr schläft, gefällt ihr:

¹¹³ Das ist ganz im Sinne der Theorie von der „modellierbaren Sexualität“ von Anthony Giddens. Eine solche Sexualität ist nicht eine ausgereifte, unveränderbare, ‚fertige‘ ‚Eigenschaft‘, die jederzeit ‚abgerufen‘ werden kann, sondern etwas, was sich im jeweiligen Kontext der Gefühle, Befindlichkeiten und Überlegungen immer wieder anders und neu darstellt und entwickelt, eben in gewisser Weise vom Individuum modellieren, verändern lässt.

¹¹⁴ Wie Niklas Luhmann und Anthony Giddens (und viele andere) nachgewiesen haben, hat sich Sexualität im heutigen Verständnis (als etwas, was zur heterosexuellen Liebe wesentlich dazugehört und als solches nicht totgeschwiegen oder unterdrückt werden muss (wie früher), sondern gelebt und auch ‚genossen‘ werden darf), erst im 18. Jahrhundert ganz allmählich und vereinzelt, spätestens im 19. Jahrhundert (in der Romantik) dann aber verstärkt und auf breiter Front zu Wort gemeldet, um dann – ab den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts – eine sogar beherrschende Rolle für Liebesbeziehungen, ja, gewissermaßen sogar die Funktion einer *conditio qua non* (einer unerlässlichen Bedingung) zu übernehmen.

„Dann begann ihr verschlafener Kopf seine entschlossene Reise durch den dunklen Atompilz von Moshes weichem Brusthaar und entlang der feineren, vertikalen Haarlinie von seinem Bauchnabel nach unten zu seinem Schamhaar, bis sie seinen Penis erreichte. Dort angekommen, öffnete sie ihre unsicheren Labellippen und umschloss Moshe ganz sanft. Moshe wuchs. Und wuchs. Er wachte benommen auf. (...) Es war ein sehr befriedigendes Gefühl für ihn.

Manche Leute mögen der Ansicht sein, und ich kann sie verstehen, dass Fellatio im Vorfeld eines normalen Geschlechtsverkehrs den Regeln der landläufigen sexuellen Etikette zuwiderläuft. Zugegeben, dieser Blowjob kommt etwas überraschend. Er kommt sogar für mich fast überraschend. Aber sexuelle Etikette ist dehnbar. Sie muss sich der Situation anpassen – die in diesem Fall von Befürchtungen gekennzeichnet war. Und in sexuellen Situationen, die von Befürchtungen gekennzeichnet sind, verfallen Menschen häufig auf viel extremere Praktiken als einen freundlichen Blowjob. Ein bisschen Fellatio zum Auftakt war sogar relativ zahm. Und Nana hatte nicht vor, den Blowjob bei Moshe zu Ende zu bringen. Dieser Blowjob war nur ein Vorgeschmack.

Nana wollte die Dinge beschleunigen. In dieser kitzligen Situation wollten sie, insgeheim, *Sex gehabt haben*. So nervös waren sie.“ (68 f.)

Moshe erkundigt sich, ob er das als Einladung verstehen darf, und „weil sie wollte, dass ihr rundlicher Liebster glücklich war“, ermuntert sie ihn nach kurzem Zögern und „mit lasziver Stimme“, sie zu „ficken“. (69) Nana schließt „glücklich die Augen“ und befiehlt sich, jetzt ja nicht mit den Gedanken abzuschweifen, was aber prompt doch passiert. Sie öffnet ihre Augen daher lieber wieder. Moshes leicht geöffnete Lippen erinnern sie daran, dass sie dringend einen neuen Lippenstift braucht, und das macht ihr überflüssigerweise auch wieder bewusst, dass auch ihr Lidschatten zur Neige geht... (70)¹¹⁵

„Dann drehte Moshe, also er drehte sie um, auf den Rücken. Er drang in sie ein. Er verharrte. Nana machte die angemessenen stöhnenden Laute, sie stöhnte mit geschlossenen Lippen, erstickt. Er drang tiefer in sie ein. Sie stöhnte ein bisschen mehr.“¹¹⁶

¹¹⁵ Das moderne Bewusstsein kann, gerade in Situationen, in denen man nicht hundertprozentig bei der Sache ist, etwas ‚Nichtidentisches‘ dazwischen funkt, ein erbarmungsloser Prozessbeobachter sein, der laufend für unerwünschte Assoziationen sorgt. Da Nana sich aus Sex weniger macht, als ihr (zumindest in dieser Situation) lieb ist, sind die Assoziationen, die sich bei ihr zu Wort melden, echte Freudsche ‚Fehlleistungen‘.

¹¹⁶ Der schlaue, alles und alle durchschauende Beobachter weiß natürlich, dass Nanas verstärktes Stöhnen nicht echt, sondern für Moshe ‚gespielt‘ ist, damit der ja nicht auf ihren Mangel an ‚Lustempfindung‘ aufmerksam wird. Die Protagonisten und wirklichen Liebenden müssen (leider und Gott sei Dank) ohne solche entlarvenden Beobachter auskommen und mit ihrer ‚Inkommunikabilität‘ vorlieb nehmen.

Es war Sex! Es war eine Sexszene!¹¹⁷

Dann war es irgendwann vorbei. Es war sogar ziemlich schnell vorbei. Wie so oft bei Männern, war Moshe übererregt. Das war umso bedauerlicher, als Moshe, weil er das *Schicksal nicht herausfordern wollte*, auf die Vorsichtsmaßnahme verzichtet hatte, sich vor dem Sex einen runterzuholen.

Nana kam nicht. Und das war, muss ich zugeben, keine große Überraschung. Zumindest für Nana war es keine große Überraschung.

Aber dieser minimale Mangel an Übereinstimmung löste eine Reihe febriler Gedanken aus. Besonders bei Moshe löste er viele febrile Gedanken aus. Während Nana sich zufrieden und erleichtert an ihn schmiegte, fragte sich Moshe, was sie wohl empfand. Es wäre vielleicht übertrieben gewesen, ein Kompliment zu erwarten, das sah er ein, aber überhaupt nichts zu sagen, war etwas irritierend. Sie tat nichts weiter, dachte Moshe verärgert, als sich an ihn zu schmiegen.¹¹⁸

Ach Moshe, Moshe, Moshe. Muss denn immer geredet werden? Darf es kein einvernehmliches Schweigen geben? Wirst du immer so ängstlich sein?

Ich muss euch leider sagen, dass er immer so ängstlich sein wird.

Er fühlte, wie sein Penis im Schrumpfen aus ihr herausflutschte. Um diesen Moment zu verkürzen, rückte Moshe neben sie und rollte auf ihren ausgestreckten linken Arm, den Nana unter ihm hervorzog.

Was Nana betraf, schwankten ihre Gefühle zu diesem Zeitpunkt zwischen glücklich und unbehaglich. Sie war glücklich über den Sex. Ihr war unbehaglich, weil sie kitzelndes, klebriges Sperma rund um ihr Arschloch und zwischen ihren Oberschenkeln hatte. Sie dachte daran, aufs Klo zu gehen und es abzuwischen, entschied dann aber, nein, dass sie bleiben müsse. Abwischen würde nicht aussehen, als sei sie hin und weg. Und irgendwie gefiel ihr dieses klebrige Gefühl sogar, dachte sie, weil sie sich dadurch so anders vorkam. Sie fühlte sich darin so übersättigt, benutzt, verworfen.¹¹⁹

Verworfen fand sie gut.

Also rieb sie ihre feuchten Schenkel aneinander und sagte: >>Glaubst du, dass wir bald übersättigt sein werden? Glaubst du, dass wir zu Menschen

¹¹⁷ Sexualität, besser: Sex hat nicht mehr den Charakter einer ‚Kür‘; Sex ist zur ‚Pflicht‘ geworden, an der kein Weg vorbeiführt.

¹¹⁸ Die Anforderungen, welche das Ideal der ‚Interpenetration‘ an die Liebenden stellt, sind ins Unermessliche gestiegen; aber die Individuen können dieses Ideal nicht einfach abschütteln. Es verfolgt sie bis in die intimsten Situationen. Und gerade da fühlt es sich, wie es scheint, besonders wohl. Nur die ‚Naiven‘, ‚Unbedarften‘ (die ‚arm im Geiste‘ sind) mögen von alledem nichts mitkriegen.

¹¹⁹ Die ‚Selbstreferenz‘ des Individuums schafft ganze (‚inkommunikable‘) Welten, von denen der andere, der eigentlich mit-empfinden soll, gar nichts mitbekommt!

werden, die nur noch bei Autounfällen Sex haben können, wie in dem Buch von Ballard, wie heißt es noch, *Crash*?<<

Moshe beschwichtigte und beruhigte sie. Er nahm sich Zeit zum Überlegen. Dann sah er sie an. Er machte ihr Mut. >>Ich habe keinen Führerschein<<, sagte er.“ (70 ff.)

Gustave Flaubert musste sich vor Gericht verantworten, weil sein Buch „Madame Bovary“ eine Szene enthält, in der Emma Bovary sich mit ihrem Geliebten Leon bei geschlossenen Vorhängen in einer Kutsche kreuz und quer durch Lyon fahren lässt. (Was hinter den Vorhängen, im Inneren der Kutsche, vor sich gehen mochte, überließ Flaubert der Fantasie der Leser.) Was Roth, Coetzee, Shalev, Walser, Barnes und Thirlwell in den hier vorgestellten Romanen über Liebesbeziehungen bis ins Detail beschreiben, zeigt, dass es in Sachen Sex und Sexmoral¹²⁰ (in unserem Kulturkreis!) mittlerweile so gut wie nichts mehr geben dürfte, was so ‚unanständig‘ ist oder als so ‚unanständig‘ gilt, dass die Autoren Gefahr laufen würden, vor Gericht zitiert zu werden. Die heutigen Leser würden von den heutigen Autoren, auch hochrangigen, die Kutsche nicht von außen, sondern selbstverständlich von innen geschildert bekommen. Und nicht nur das: Die ‚teilnehmenden Beobachter‘ hätten auch im Inneren der Liebenden, teils im Verstand und Bewusstsein, teils im ‚Bauch‘, in der Gefühlszentrale, Position bezogen, um möglichst umfassend und ‚objektiv‘ darüber berichten zu können, was hier vorgeht. Nicht der, der am besten ‚weiß‘, was zwischen den Liebenden, in ihrer wissenschaftlich exakt erfassbaren ‚Kommunikation‘ vorgeht, dürfte in der Lesergunst besonders hoch stehen, sondern der, der sich zusätzlich vorstellen könnte, wie sich das, was man in der Kommunikation ablesen kann, zu dem verhält, was in den Personen, in den „psychischen Systemen“ (die laut Niklas Luhmann der Soziologie gar nicht zugänglich sind), ihren ‚Köpfen‘ und ‚Bäuchen‘ vorgeht. Literarische Autoren scheren sich zu Recht nicht um die von Luhmann gezogenen Grenzen. Und doch kann (so meine ich) ihre Vorstellung von ‚Wahrheit‘ und ‚Objektivität‘ durchaus mit der von Luhmann konkurrieren.¹²¹

¹²⁰ Siehe Theoretischer Exkurs 2 (Kapitel 9.2)

¹²¹ Für Niklas Luhmann folgt die Funktion Wissenschaft der semantischen Leitdifferenz „wahr / unwahr“, die der Kunst (und damit auch die der schöngeistigen Literatur) der Leitdifferenz „schön / nicht schön“, was Oliver Sill zu Recht als unangemessen und als zu kurz gegriffen zurückweist. Allerdings muss man Luhmann zugute halten, dass er sich in seinem Buch „Liebe als Passion...“, das ja ganz wesentlich auf der Auswertung von Literatur aus drei Jahrhunderten beruht, selber um die Leitdifferenz „schön / nicht schön“ gar nicht schert, sondern (zu Recht) eher nach der Leitdifferenz der Wissenschaft („wahr / unwahr“) sondiert. Vgl. Sill, Oliver: Literatur in der funktional diffe-

Thirlwell legt die Schwelle, bei der das Tabu beginnt, noch einmal deutlich tiefer. Indem er sein Augenmerk nicht nur (wie viele andere) auf die Punkte richtet, die den Liebenden im Regelfall Spaß machen, sondern auch und gerade die weniger ‚lustvollen‘, zum Teil unästhetischen Begleitumstände ins Visier nimmt, eröffnet er (sicher nicht allein) den Diskurs über die lästigen Kehrseiten dieses ‚Paradieses auf Erden‘. Da in Sachen Sex inzwischen gewissermaßen alles erlaubt ist (insofern auch irgendwie schon geboten ist), interessiert man sich stärker für Fragen, wie der Einzelne mit der Fülle der Möglichkeiten und den ins Unendliche gestiegenen Chancen, dabei auch Misserfolgserebnisse zu haben, denn umgeht, umgehen könnte, umgehen sollte. Thirlwell lässt seinen Erzähler sagen, dass Moshe sich in Sachen Sex leichter getan hätte, wenn er das Buch „Strategie“ zur Verfügung gehabt hätte! Thirlwell als eine Art (wenn auch nicht so ‚bierernster‘, moralisierender) englischer *Kolle* für die Jugend von heute! Wie wird man damit fertig, wenn die Tabus endgültig aus dem Feld geräumt sind? Wie findet man zu einer ‚Normalität‘, wenn es *das* Normale gar nicht mehr gibt, wenn man es selbst definieren muss? Was macht man im Alltag mit den hochtrabenden Idealen, die man (aus der Phylogenese, zum Teil auch aus der Ontogenese) noch im Kopf hat und die einem gewissermaßen ständig (als Prozessbeobachter) über die Schulter gucken? Nana und Moshe können dank ihrer Entwicklungsgeschichte und Bildung wenigstens in Ansätzen noch über ihre Identitätsprobleme reden, sogar Witze machen. Vermutlich ist nur eine Minderheit dazu in der Lage, das Unaussprechliche (und unterschwellig Bedrückende, Störende und Nichtidentische) wenigstens ansatzweise zu artikulieren, mit den *inneren* Tabus und Widersprüchen angemessen umzugehen, weder sich noch dem Partner (durch unverantwortbares Aussprechen oder Verschweigen) unnötigen Schaden zuzufügen: Man ahnt, wie schwierig es sein kann, eine Liebesbeziehung durch die unzähligen Gefahrenstellen dieser Art einigermaßen unbeschadet hindurchzulavieren; die Chancen, dass das misslingt, dürften, vorsichtig gesagt, mindestens so groß sein wie die, hierbei längere Zeit erfolgreich zu bleiben. Thomas Mann schreibt¹²², man müsse sich wundern, dass nicht viel mehr Ehen scheiterten. Seit Thomas Mann dies schrieb, hat sich der von ihm beo-

renzierten Gesellschaft – Systemtheoretische Perspektiven auf ein komplexes Phänomen, Wiesbaden 2001, S. 247 ff.

¹²² Mann, Thomas: Die Ehe im Übergang – Brief an den Grafen Hermann Keyserling, in: Das Ehebuch. Ein Sinngebung im Zusammenklang der Stimmen führender Zeitgenossen. Angeregt und herausgegeben von Graf Hermann Keyserling, 3. Auflage, Darmstadt (?) 1926, S. 217 ff.

bachtete Prozess in der Tat erheblich verstärkt und beschleunigt. Nana täuscht Moshe beim Sex Empfindungen vor, die sie gar nicht hat, weil sie das Gefühl hat, dass ihre wirklichen Empfindungen nicht ‚normal‘, dem Partner (der, wie sie meint, in Sex-Dingen so erfahren und verwöhnt ist) nicht zumutbar sind und daher vor ihm verborgen werden müssen. Sie ist es, die schauspielert, während ihr Partner, der Schauspieler, ausnahmsweise nicht schauspielert, aber zu gern wüsste, was an seiner Partnerin Rolle und was Person ist, wo möglicherweise das eine in das andere übergeht und was davon wahrscheinlich von ihm ausgeht, von ihm ausgelöst wird, von ihm verschuldet sein, auf sein ‚Konto‘ gehen könnte.

Thirlwell beobachtet und beschreibt sein Liebespaar nicht nur bei Liebes-, Bett- und Sexszenen. Die beiden unterhalten sich (ohne und mit Anjali) über Architektur, Theater, über Literatur und Filme, Mode, Freundschaft, Liebe, Kultur und Kulturen. Sie unternehmen dabei auch viel gemeinsam. Mit anderen Worten: Nana, Moshe und Anjali mögen und schätzen sich auch und gerade als gebildete Individuen und Personen mit ganz verschiedenen Eigenschaften, Interessen, Begabungen und Anlagen, was sie aber nicht hindert, sich dabei hier und da auch deutlich voneinander abzugrenzen. Gegenseitiges Instrumentalisieren wäre ihnen zutiefst zuwider.¹²³ Der Erzähler steuert - je nach Themenschwerpunkt - seinerseits gewissermaßen als Moderator weiteres Material bei, das die Ansichten und Handlungen der Protagonisten zusätzlich klärt und verdeutlicht. Der Leser (zumindest gilt das für mich) kommt dabei nicht so leicht auf den Gedanken, dass der Autor hier eine fantastische, fiktive und unrealistische Scheinwirklichkeit beschreibt, sondern, im Gegenteil, dass seine Personen und ihre Handlungsweisen das Leben von heute (in den Teilen der Gesellschaft, die erfolgreich sind und sie mit tragen) in bestimmten Milieus der Großstadt London wahrscheinlich täuschend echt simulieren dürften. Da diese Arbeit aber speziell das Verlieben, Lieben und Entlieben zum Gegenstand hat, müssen die sonstigen Schwerpunkte des Romans, sofern sie nicht unmittelbar mit diesem Thema zusammenhängen, weitestgehend ausgeklammert werden.

Zumindest für Moshe gilt, dass Sex eine Art Dreh- und Angelpunkt in seiner Beziehung zu Nana ist, auf jeden Fall kein x-beliebiges Nebenthema. Nana weiß das

¹²³ Nana und Moshe sind ein modernes, demokratisch orientiertes Liebespaar im Sinne von Anthony Giddens. Vgl. Giddens Anthony: Wandel der Intimität, Frankfurt am Main 1993, S. 199 ff.

und richtet sich danach; für sie selbst gilt das aber nicht in gleichem Maße. Würde man, so scheint es wenigstens, das Sexuelle aus dieser Beziehung streichen, hätte man Moshe die Quintessenz, den Motor seiner Beziehung zu Nana genommen, während bei Nana möglicherweise die Freundschaft zu Moshe notfalls auch ohne solche Elemente auskäme.

„Moshes Lieblingserinnerung war nicht das Shoppen [ihr Ausflug in die Saville Row; H.H.]. Es war ein Blowjob, in dessen Genuss er kam, während sein Penis in ein erdbeerrosa Kondom mit Erdbeergeschmack gezwängt war.“
(106)

Thirlwells Helden überstehen auch heikle Situationen ihrer Beziehung mit faszinierender Lockerheit:

„Eines Morgens wagte sich der verschlafene Moshe unter die Bettdecke vor. Unter der Steppdecke roch es. Es roch nach im Schlaf pupsenden, heißen, koitalen Körpern. Nana schnüffelte. Sie träumte von technicolorbunten Tieren. Sie fühlten sich wie Gummi an (waren aber pelzig!), wenn sie sie koste und liebte [im Text heißt es - nach meiner Meinung - fälschlicherweise „kosten und liebten“; H.H.]

Träumen war nichts für Moshe. Für ihn gab es nichts Köstlicheres, als sie aufzuwecken, langsam, sodass sie noch halb im Traum, aber zufrieden war, während er ganz behutsam ihre Beine spreizte. Er schob sie gerade so weit auseinander, dass er mit seiner kurzen, belegten Zunge hinkam. Und dann atmete er so flach, dass nichts sie störte oder weckte. Er atmete sie an und beobachtete, wie sie sich langsam, noch schläfrig, öffnete. Dann schmeichelte sich seine Zunge bei ihr ein. Er stupste sie damit an und ließ sie sanft hineingleiten. Sie schmeckte beinahe so wie Schweiß. Er roch seinen eigenen Atem. Er bemühte sich, seinen Atem nicht zu riechen. Das Licht der Morgensonne kam unter der Bettdecke als gedämpftes Rosa an.

Moshe öffnete mit zwei Fingern ihre Schamlippen. In den Falten saßen Sprengel von einem komischen, klebrigen, weißen – ja, wie wollte man es nennen, vielleicht Ricotta?

Das war nicht romantisch. Es war, wie gesagt, keine romantische Romanze.

Moshe war nicht abgestoßen. Er zog es nur vor, nicht weiterzumachen. Er hatte den Geschmack daran verloren. Unglücklicherweise war das genau der Moment, in dem Nana aufwachte. Sie sagte: >>Wasiswas, Süßer?<< >>Deine Möse ist so komisch<<, sagte Moshe. >>irgendwas stimmt mit deiner Möse nicht.<< Takt war nicht immer Moshes starke Seite. Nana fuhr sich mit einem Finger über die Schamlippen. Sie zog ihn wieder hoch und inspizierte ihn. Sie roch daran. >>Das ist eine Pilzinfektion<<, sagte sie, <<es ist

bloß eine Pilzinfektion.<< Und dann war es Nana peinlich. Sie wusste nicht, warum, aber so war es. Ihr war es peinlich. (...)

Nein, für Moshe war es viel peinlicher. Was sonst konnte Nanas Scheidenflora irritiert haben als Moshes Penis? Und das wusste er.“ (106 f.)

Der Erzähler weiß natürlich viel besser Bescheid als die beiden ‚Halbgebildeten‘. In Kolle-Manier kann er zur Aufklärung beitragen:

„Nana musste überhaupt nichts peinlich sein. Ich finde eine Pilzinfektion nicht peinlich. Schon gar nicht für das Mädchen. Praktisch alle Mädchen haben gelegentlich eine Pilzinfektion. Hefepilze kommen in der Scheide häufig vor, ohne eine Infektion zu verursachen. Eine Infektion tritt nur ein, wenn, wenn die Pilze überhand nehmen. Dazu kommt es bei Irritationen der natürlichen Scheidenflora. Und wir alle wissen, was die Scheidenflora irritiert. Jungs irritieren sie.“ (107)

Die beiden Betroffenen haben offenbar einen ‚guten Draht‘ zum Erzähler. Sie besorgen sich ein entsprechendes Medikament und machen sich - alle Scham und Peinlichkeit sind schnell vergessen - gemeinsam an das Studium der Gebrauchsanweisung und die Anwendung:

„Aber am Abend dieses Tages empfand Moshe keine Reue. Ich sage es nicht gern, aber er war keineswegs zerknirscht. Er war glücklich. Moshe kam in den Genuss nostalgischer Erotikfreuden. Er war glücklich. Es war ihm vergönnt, Querschnitte der weiblichen Anatomie in ihrer ganzen Pracht zu sehen. In der Packung von Nanas Gyno-Canesten I mit Applikator (...) war ein Begleitheft mit der Gebrauchsanweisung. Und Nana erlaubte Moshe, ihr das Procedere vorzulesen, während sie mit den Plastikutensilien auf dem Bett lag. (...) Und Moshe las seinen Text: >>Führen Sie den Applikator behutsam so tief in die Scheide ein, wie es für Sie angenehm ist. (...) Das geschieht am einfachsten, wenn Sie mit angewinkelten Beinen auf dem Rücken liegen.<< Also winkelte Nana für ihren engagierten Gynäkologen die Beine an. (...)

Sie führte sich den Applikator ein wie eine Pornodarstellerin. (...)

Und warum war gerade das für Moshe der schönste Moment ihrer Liebesgeschichte? Für ihn war es der schönste Moment, weil Nana, so verpilzt und unantastbar, wie sie war, ihren Spaß haben wollte. Im vollen Bewusstsein ihres Körpers und seiner momentanen Verfassung hatte sie ihre Entscheidung getroffen. Sie wollte das Mädchen seiner Träume sein. Ihre Sexfantasie war, eine Sexfantasie zu sein. Schon während des medizinischen Brimboriums hatte sie auf die Vorratspackung Kondome mit Geschmack geschickt, die sie zusammen mit der Canesten-Salbe am Mittag bei Boots gekauft hatte. Kondome waren ihr neuester Einfall, ihre Möse zuweilen sauberer

zu halten. Und sie trug das flattrige Vichykaro und Rosarot ihres Topshop-Teils. Dann zog sie seinem Schwanz etwas über. Sie umkleidete ihn mit Erdbeergeschmack.

Das war Nana, das kleine Mädchen, und Moshe war ihr Lolli.

Es war eine Romanze. Okay, es war *sozusagen* eine Romanze. Schließlich ist Romantik immer eine Frage der Strategie.“ (108 f.)

Thirlwells Hinweise auf Romantik und Romantisches mögen hier für den einen oder anderen sehr befremdlich und deplaziert wirken; sie treffen aber (wie mir scheint) den Kern der Sache. Romantik vermag von weniger schönen Kehrseiten, von nackten, lapidaren Fakten und Funktionen, die (für sich) nichts Anheimelndes haben, vorzüglich abzulenken. Wenn (bei Roth und Coetzee) Liebeszenen mit klassischer Musik und einem guten Tropfen Wein eröffnet werden, Esseneinladungen vorausgehen, dann ist das genau das Szenario, das davon ablenken soll, was in Kürze (auf weniger kulturell unterfütterter, sondern eher animalisch gestrickter Ebene) über die Bühne gehen soll. Die höchsten ‚Genüsse‘ (im sexuellen Teil des Liebeslebens), die letztlich einen animalischen Kern haben, bedürfen eines ablenkenden, kulturell verbrämten ‚Warm-ups‘, damit sie sich gegen allerhand Widerstände überhaupt (noch) durchsetzen können. Sie dienen der Verschleierung der eigentlichen Absichten. Unzählige Werbungen für Produkte und Dienstleistungen beherrschen diesen simplen Mechanismus auf diesen und anderen Feldern bis zur Perfektion. Nana braucht „Sexfantasien“ und Träumereien, um heterosexuellen Sex ‚genießen‘ zu können, noch drastischer formuliert, überhaupt ertragen zu können. Moshe braucht diese ‚Umwege‘ weniger. Wenn Thirlwell bei Nana und Moshe mal von einer romantischen und mal von einer unromantischen Romanze spricht, entspricht das genau dem Doppelcharakter der romantischen Funktion. Sie ist für die Menschen der Jahrtausendwende relativ leicht zu durchschauen, aber sie ist für sie trotzdem unverzichtbar.¹²⁴ Manches wollen wir gar nicht so genau wissen, wie wir es wissen könnten. Die Naiven haben es dabei etwas leichter als die, die (wie Shakespeares Hamlet) „von des Gedankens Blässe angekränkelt“ sind. Jede Schicht der Desillusionierung ruft nach einer neuen, dickeren Deckschicht der Illusionierung. Die Romantik ist halt in die Jahre gekommen: Wo früher ein zartes Betäubungspflänzchen reichte, bedarf es heute ganz anderer Kaliber und Drogen.

¹²⁴ Vgl. Illouz, Eva: Der Konsum der Romantik - Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus, Frankfurt am Main New York 2003

Für eine heterosexuelle Liebesbeziehung, aus der bei gegenseitiger Zuneigung und im gegenseitigen Interesse der beiden Partner eine möglichst auf Dauer angelegte Liebesordnung oder wenigstens eine einigermaßen robuste Beziehungskiste entstehen, sich entwickeln und - wenn nicht für immer – so doch wenigstens für längere Zeit etablieren soll, bedarf es unter anderem eines soliden Arrangements bezüglich des beiderseitigen bzw. gemeinsamen Sexuallebens. Ein für beide Seiten akzeptables Sexualleben ist – mit anderen Worten – ein essentieller Bestandteil des (heutigen) Liebeslebens, nicht dessen einzige, aber sicher eine wichtige, unerlässliche Erfolgsvoraussetzung. Das war nicht immer so. In den Zeiten, in denen die Ehen noch von Dritten arrangiert wurden, waren vornehmlich wirtschaftliche Faktoren maßgebend für diesen Entscheidungsprozess. Faktoren wie Neigung, Glück und Sex wurden, wenn sie überhaupt Berücksichtigung fanden, solchen Faktoren rigoros untergeordnet. Die Individuen von heute dürfen nicht nur selber darüber befinden, welche Faktoren sie hierbei als entscheidend ansehen und, wie sie sie gewichten; sie müssen es (in unserem Kulturkreis) auch. Dass sich inzwischen in diesem Kulturkreis auch „Parallelgesellschaften“ entwickelt haben, die das anders handhaben, ist kein Einwand, sondern nur eine Präzisierung. Parallelgesellschaften sind eben Ableger, eine Art Diaspora anderer Kulturkreise im eigenen Kulturkreis. Und auf den bezieht sich diese Arbeit einzig und allein.

Der Roman „Strategie“ befasst sich bekanntlich mit den Freundschafts- und Liebesbeziehungen zwischen drei jungen Leuten, zwischen Nana, Moshe und Anjali. Einen besonderen Schwerpunkt des Romans bilden die Schwierigkeiten und Stolpersteine, „die miesen kleinen Gründe“ (121) die sich beim Verlieben, Lieben und Entlieben aus den sexuellen Beziehungen ergeben. Im Folgenden interessieren drei solcher nicht unwichtigen „Komplikationen“. (125):

Komplikation Nr. 1: „Nana war noch nie gekommen.“ (118)

„Für sich alleine war sie schon gekommen, doch ja. Auf der rechten Seite liegend, die Oberschenkel fest um ihre eingequetschte, unermüdliche rechte Hand geschlossen, fiel es Nana leicht zu kommen. Aber wenn noch jemand dabei war, hatte sie ein Orgasmusproblem. Nämlich keine Orgasmen.“

Es gab keinen ersichtlichen Grund dafür. Zugegeben, Nana war eine Spätentwicklerin. Nana hatte ihren ersten Freund, einen kleinen türkischen Jungen namens Can, als sie achtzehn war. Das erste Mal masturbiert hatte sie mit fünfzehn. Das war vierunddreißig Minuten, nachdem sie den Roman *Emmanuelle 2* unter Papas Bett gefunden hatte. Sie klaute ihn. Papa verlor natürlich nie ein Wort über diesen Diebstahl. Du kannst nicht von deiner eigenen Tochter deinen Porno zurückhaben wollen. Und Nana verlor natürlich auch nie ein Wort darüber. Sie wollte *Emmanuelle 2* ganz für sich allein haben. *Emmanuelle 2* machte Nana an. Es prägte ihre Masturbationshaltung. Nana masturbierte auf der Seite liegend, weil sie so das neben ihr aufgeschlagene Buch bequem lesen konnte. Aber das erklärte natürlich noch nicht, wieso Nana bei anderen nicht kommen konnte. Dass sie eine schüchterne Spätentwicklerin war, die Romane brauchte, um zu kommen, hieß nicht zwangsläufig, dass Nana mit jemand anderem nicht würde kommen können. Aber so war es nun mal.

Ich denke, das könnte Nanas und Moshes Nervenflattern beim Sex erklären. Das könnte erklären, warum sie sich konzentrierten. Bei ihren dreiundzwanzig bisherigen sexuellen Begegnungen mit Moshe, ganz abgesehen von den bisherigen sexuellen Begegnungen mit vier anderen Männern, war Nana noch nie gekommen.

Das könnte besonders Moshes Nervenflattern beim Sex erklären. Er hatte sich immer für einen ganz talentierten Liebhaber gehalten, unser Moshe.

Er hielt sich – nicht *mehr* – für einen ganz talentierten Liebhaber.“ (118 f.)

Dass Nana sehr wohl allein - nämlich wenn sie in „Sexfantasien“ schwelgt - einen Orgasmus herbeiführen kann, aber beim realen Geschlechtsverkehr – wenn die Sinne möglicherweise auch mit einer ganzen Reihe von kontraproduktiven Wahrnehmungen (die andere in solchen Situationen wegfiltern können) wider Willen beschäftigt sind - solche Lust- und Höhepunktempfindungen nicht hat, ist nur scheinbar verwunderlich oder merkwürdig. Das ‚Umschalten‘ von ‚Kulturmensch‘ auf ‚Naturmensch‘, von ‚Mensch‘ auf ‚Tier‘ mag bei Personen, die mehr oder weniger robust gestrickt sind, unproblematischer sein und reibungsloser funktionieren als bei solchen, deren ästhetische Sensoren (in dieser Beziehung) empfindlicher eingestellt sind. Nana braucht Sexfantasien, Träume, romantische Verbrämungen, um sich beim realen und ‚kruden‘ Sex einigermaßen wohlfühlen zu können. Das ‚sterbende Tier‘ ist bei den einen – bei den vorgestellten Romanen sind es vorwiegend die Männer, weniger die Frauen – noch putzmunter und quicklebendig, bei den anderen – eher bei den Frauen – scheint das Sterben dieses Tieres weiter fortgeschritten zu sein. Dass Nana Moshe trotz seines unattraktiven Äußeren liebt, lieben kann, eher auf seine Seele guckt als auf seine schlechten Zähne, seine Ekzeme,

sein ‚Bäuchlein‘, seine untersetzte Gestalt, steht dazu nicht in Widerspruch. Man sieht nur mit dem Herzen richtig, lässt Saint Exupéry den kleinen Prinzen sagen. Auch das erfordert die Fähigkeit, Unschönes wegzufiltern, aber auf einer ganz anderen Ebene. Die psychologisch-ästhetische Disposition der Individuen kann geschlechtsspezifisch unterschiedlich sein, sie kann auch innerhalb *eines* Geschlechtes sehr unterschiedlich sein. Moshe wundert sich, dass Nana in dieser Beziehung anders ist als alle seine früheren Geliebten. Und Nana (ich nehme das vorweg) stellt fest, dass Anjali Sex mit Moshe offenbar viel lustvoller erlebt, als sie es kann. Das deutet auf eine weitere Komplikation im Verhältnis der Geschlechter hin. Die Menschen von heute haben im Durchschnitt viel früher und häufiger sexuelle Kontakte, als es früher üblich war. Wer, wie die Moral es früher verlangt (und wahrscheinlich auch stärker durchgesetzt) hat, in seinem ganzen Leben nur eine feste Beziehung (gehabt) hat, weiß nicht, ob das, was er in seiner Beziehung hinsichtlich der Sexualität erlebt, relativ ‚normal‘, verbreitet ist oder eher eine Seltenheit, etwas Außergewöhnliches ist. Heute dürften zumindest die jüngeren Leute eher ihre Vergleichsmöglichkeiten aus diversen früheren Beziehungen im Kopf haben, so gesehen bereits beachtliche ‚Marktkennnisse‘ besitzen, wenn sie eine (nicht gerade die erste) Beziehung eingehen. Das kann allerdings das Festlegen auf *eine* möglicherweise länger-, um nicht zu sagen langfristige oder endgültige Bindung eher erschweren als erleichtern.¹²⁵

Komplikation Nr. 2: Moshe „machte gerade mit einem weiteren zusätzlichen Problem Bekanntschaft.

Dem Problem der Gleichzeitigkeit nämlich. Während er Nana liebevoll streichelte, hörte er gleichzeitig Nanas Frage: >>Du, weißt du, dass ich dich echt hübsch finde?<< Es war eine Frage, zu der er selbst oft Zuflucht genommen hatte. Das >>du, weißt du<< machte ihm Sorge. Die ganze Frage machte ihm Sorge.

Dass ihm Nanas Frage Sorgen machte, hatte folgenden Grund: Man konnte sie auch so verstehen, als gäbe es hinsichtlich Moshes Hübschheit Zweifel. Denn um die Frage überhaupt zu stellen, musste Nana angenommen haben, er sei sich seines Hübschseins nicht sicher. Und diese Annahme verunsicherte Moshe natürlich, hübschheitstechnisch.

¹²⁵ „Wie sind dauerhafte soziale Beziehungen aufrechtzuerhalten? Wie kann ein Mensch in einer Gesellschaft, die aus Episoden und Fragmenten besteht, seine Identität und Lebensgeschichte zu einer Erzählung bündeln?“ (Sennett, Richard: Der flexible Mensch – Die Kultur des neuen Kapitalismus, 6. Aufl., Berlin 2000, S. 31

Diese Reaktion mag ja nicht sehr glaubhaft wirken. Moshe stellte sich ziemlich an, das sehe ich ein. Mich hätte Nanas Frage nicht verunsichert. [Sehr wahrscheinlich sieht der Erzähler bei sich nicht solche Schönheitsdefizite wie Moshe bei sich; wenn das zuträfe, hätte er natürlich auch keinen Grund, in dieser Hinsicht Minderwertigkeitskomplexe zu haben; H.H.] Mir wäre sie nicht im Kopf herumgegangen, während ich meine halbnackte Freundin¹²⁶ küsse. Aber andererseits bin ich auch nicht Moshe. Es ist nicht mein Seelenleben.

Er ließ seine linke Hand an ihren Brüsten entlang abwärts und zu ihrem Rock wandern. Dann hakte er seinen Mittelfinger in den verstärkten Satinteil im Schritt ihres Höschens, arbeitete sich mit seinem Zeigefinger bis zu ihrer Möse vor und schob ihn hinein. Dass er sich in Nanas Höschen zu schaffen machte, geschah nicht aus unschuldiger Leidenschaft. Es hatte auch wieder einen miesen kleinen Grund. (...) Moshe prüfte hinterlistig, ob Nana feucht war. Er machte sich an Nanas Unterwäsche zu schaffen, um herauszufinden, wie sehr er begehrt wurde.

Unglücklicherweise wurde Moshe nicht begehrt. Nana war trocken. Er spürte zwar Schweiß, aber heiß war Nana nicht, oh nein. Und Moshe dachte insgeheim, dass dies wohl das grausamste aller Spiele sein musste, das Enträtseln des Vergnügens. Grausam deshalb, weil man auch an Moshes Vergnügen denken musste, rechtfertigte sich Moshe vor sich selbst. Während Moshe Vermutungen anstellte und wieder verwarf, hatte er ein angenehm unangenehmes Gefühl gehabt, mit seiner Erektion. Er fragte sich, ob und wann Nana sich ganz ausziehen würde. Moshe war Experte für seinen betrunkenen Penis. Er kannte ihn wie seine Westentasche.“ (120 f.)

In einer guten (gleichrangigen) Paarbeziehung erwarten beide Partner voneinander, dass der jeweils andere ein Mindestmaß an Empathie besitzt und dieses Einfühlungsvermögen in seinem Partnerverhalten auch grundsätzlich unter Beweis stellt. Wenn der Partner wiederholt etwas tut, was dem anderen missfällt, ist das ebenso kontraproduktiv für die Beziehung, wie wenn er etwas unterlässt, was sich der andere mehr oder weniger sehnlich (von ihm) gewünscht hat. Dabei soll der Partner nicht nur jedes Wort richtig deuten, das gesagt und, vor allem, wie es gesagt wird oder – ungewöhnlicherweise – gerade nicht gesagt wird, sondern zugleich die anderen Ausdrucksmittel der Kommunikation beachten: die Augen, den Blick, die Mimik, die Gestik, das Gehabe, das Verstummen, die Sprachlosigkeit, das ganze Verhalten des ‚sendenden‘ Partners. Dabei soll der Adressat der Botschaft die richtige Distanz wahren, weder zu nahe kommen, zu intim werden, noch zu distanziert sein, weder zu viel, noch zu wenig Interesse zeigen. Irgendwie

¹²⁶ Nana und Moshe befinden sich in Papas Wohnung. Sie sind im Begriff, es sich mit erhitztem Absinth gemütlich zu machen. Um Moshe eine Freude zu machen, hat sie ihren BH ausgezogen.

steht das gebeutelte Individuum von heute hierbei vor der Quadratur des Kreises. Denn: was in einem „psychischen System“ letztlich wirklich vorsichgeht, entzieht sich nicht nur dem Soziologen Niklas Luhmann; es entzieht sich, mit gewissen Einschränkungen, sogar dem besten Psychologen, geschweige denn, einem nicht einschlägig gebildeten Liebenden. Moshe hat schon Recht: Das Enträtseln des Vergnügens, zumal des sexuellen Vergnügens, kann eine harte Nuss sein und grausam dazu. Wie soll Moshe ahnen, dass Nana sich gerade vorstellt, dass sie stirbt, während er darüber nachdenkt, warum sie sich zwar halb, aber nicht ganz auszieht?

„Aber Nana hatte ihren Spaß! Es stimmt, sie fühlte sich irgendwie berauscht und melancholisch. Der Absinth machte sie melancholisch. Aber im Moment fand sie Melancholie sexy. Sie machte sich vor, sie sei kurz vor dem Ableben. Und sie fand es unterhaltsam. Ihr gefiel die Vorstellung zu sterben.

Bei der Beerdigung würden alle traurig, soooo oooo traurig sein.

Sie wusste, dass ihre Erscheinung nicht perfekt war. Um perfekt zu sein, dachte Nana, die methodische Träumerin, hätte sie ein weißes, mit Seidenspitze abgesetztes Seidennegligé anhaben müssen. Es wäre eine Schande gewesen, dort nackt zu erscheinen. Deswegen war die Fantasie nicht perfekt.

Das entscheidende Detail war, dass sie sich nicht überanstrengen durfte. Also genoss sie die passive Rolle. Sie war zum Begrabschen da. Es war ihr ein Vergnügen, still dazuliegen und sich in die ruchlosen Gelüste des Mannes zu schicken. Das war eine unterhaltsame neue Erfahrung.

Und so kam Nana in aller Zufriedenheit *nicht*. Zu kommen wurde an diesem Abend nicht mehr angestrebt. Und das nahm eine Last von ihr.

Während dieser Schlafzimmer-Farce kam Nana allerdings nie der Gedanke, dass Moshe sich über ihre Sexfantasie nicht im Klaren sein könne. Sie ging einfach davon aus, dass er sie kannte. Sie sah Moshe an, der ihr ins Gesicht sah und irgendeinen Kummer zu haben schien. Da musste ihm also eindeutig klar sein, dass sie im Sterben lag. Aber Moshe wusste natürlich *nicht*, dass Nana gerade starb – im neunzehnten Jahrhundert, an der Auszehrung. Woher auch? Woher sollte Moshe wissen, dass Nana eine hinfällige Geliebte war, die ihre letzten tuberkulösen Freuden in die Länge zog.

Aufgrund von Nanas Krankheit durfte man sie zwar berühren, aber nie in sie eindringen. Darum überlegte sie sich eine neue Sinnenfreude. Aus Mitgefühl für den mitfühlenden Moshe war unsere Heldin gnädig.

>>Echilldassu [Ich will, dass du; H.H.] auf mein Gesicht kommst<<, sagte sie.

Daraus ergab sich eine neue Komplikation.

Sie war nicht mal feucht, und jetzt versuchte sie es schnell hinter sich zu bringen, dachte Moshe. Sie wollte, dass er abspritzte und das Theater beendete. Moshe hatte die ganze Zeit Recht gehabt. Das brachte ihn aus dem Konzept. Diese traurige Erkenntnis brachte ihn aus dem Konzept.“ (121 ff.)

Wenn Moshe (wie der Erzähler) den ‚Film‘, der gerade vor Nanas innerem Auge abläuft, kennen würde, wäre das auch keine Lösung. Schließlich möchte er selber der ‚Glücksbringer‘ sein und dieses kleine Wunder nicht Nanas Fantasie-Tricks verdanken. Die Dialektik der Liebe treibt weiter: Müssen Partner nach dem Motto „de internis non iudicat praetor“ (über das, was im Inneren des Menschen vorgeht, hat ein Richter nicht zu urteilen) nicht innere Bezirke - geheime Zimmer¹²⁷ - haben und behalten, die auch der Empathie des Partners nicht zugänglich sind, nicht sein sollen? Wäre eine Partnerschaft überhaupt auszuhalten, wenn die ‚inneren Kommentare‘ der Partner gleichzeitig nach außen gesendet würden? An gelegentlichen Fehlleistungen des einen hat der andere schon genug zu ‚knabbern‘. Wie viele und wie dicke Illusionsschichten wären nötig, wenn die Desillusionierung automatisch so weit getrieben würde? Das Individuum von heute denkt (gewollt oder ungewollt) vieles mit, was nicht für andere (manchmal erst recht nicht für den Partner) bestimmt ist, und das ist gut so. Es mag sein, dass dem ‚Naiven‘ diese Schizophrenien weitgehend erspart bleiben, aber zu welchem Preis? „Lebenslügen“ (wie Henrik Ibsen sie thematisch gemacht hat) können im Einzelfall sehr wohl begründet und lebensnotwendig sein. Ihre rücksichtslose, unverantwortliche (nicht empathische) Aufdeckung kann verheerende Wirkungen haben.¹²⁸ Aber ein ganzes Lebenslügen-Geflecht ist gleichbedeutend mit einem nicht funktionierenden Realitätsprinzip.

Das Problem der verschiedenen ‚Wellenlänge‘, der Nicht-Gleichzeitigkeit von Glückserlebnissen, ist sicher ein ganz allgemeines Phänomen, und als solches sorgt es in einer engen Beziehung wahrscheinlich häufiger für atmosphärische Störungen zwischen den Partnern. Möglicherweise entwickelt sich dabei aber auch eine Art Alltagsroutine, die man normalerweise einkalkuliert und ohne nachhaltige Ver-

¹²⁷ „Geheime Zimmer“ heißt ein Roman des Niederländers Jeroen Brouwers (Stuttgart München 2002). Der Roman, der ursprünglich in dieser Arbeit ebenfalls berücksichtigt werden sollte, behandelt diese Thematik sehr ausführlich.

¹²⁸ Vgl. Henrik Ibsens Stück „Die Wildente“

letzungen übersteht. Bei Lustempfindungen ist man vermutlich nicht so nachsichtig und großzügig. Da man sich hierbei von seiner ‚Normalidentität‘ ein gutes Stück entfernt, gewissermaßen sich entäußert, auch im übertragenen Sinne nackt ist, ist man reizbarer, verwundbarer. Wenn Lust und Unlust miteinander ‚ins Geschäft‘ kommen sollen, ist das für beide Seiten eben problematischer, umso mehr, wenn es um strukturelle Probleme geht. Wenn es zutrifft, dass die männliche ‚Lustkurve‘ ‚normalerweise‘ bei unter zehn, die weibliche bei über zwanzig Minuten ihren Höhepunkt hat, kann man sich ausrechnen, wie selten alles zusammenpassen kann. Dass ‚die‘ Frau zwar an der Klitoris im körperlich-biologischen Sinn lustempfindlich ist oder sein kann, nicht aber in der Vagina, in der sich ‚der‘ Mann (wesentlich) stimuliert, tut ein Übriges.¹²⁹

Komplikation Nr. 3 handelt von (zum Teil) changierenden Geschlechtsidentitäten. Thirlwell demonstriert an seinen drei Protagonisten, welche Verwirrungen entstehen können, wenn Heterosexualität, Homosexualität und Bisexualität aufeinandertreffen, ja, zum Teil changieren oder sich gerade erst entwickeln, wie sie einander irritieren und verunsichern.

Die Dreiecksbeziehung beginnt ganz harmlos. Nana und Moshe sind das heterosexuelle Liebespaar. Nana und Anjali, die eher lesbisch veranlagt ist und von ihrer bisherigen ‚Geliebten‘, Zosia, wegen einer neuen Geliebten von Zosia verlassen wurde und insofern wieder ‚solo‘ ist, sind Freundinnen, die sich gegenseitig außerordentlich schätzen, mögen und vieles gemeinsam unternehmen. Moshe, der weiß, dass Anjali lesbisch veranlagt ist, kennt Anjali vom Theater her. Auch die beiden achten und mögen sich; sie sind locker miteinander bekannt und befreundet. Durch Nana, die für beide die eigentliche Partnerin und Schlüsselfigur ist - für Moshe die Geliebte, für Anjali inzwischen die beste Freundin - rücken auch Moshe und Anjali näher zusammen. Da Nana gern beide um sich hat, macht man auch vieles zu dritt: Man geht täglich miteinander schwimmen, trifft sich zum gemeinsamen Einkaufsbummel, besucht miteinander Bars und Restaurants, diskutiert viel und kommt gut miteinander aus, obwohl man, etwa beim Shopping oder, was Mode betrifft, ganz unterschiedliche Ansichten hat. Für den Autor bzw. seinen Erzähler

¹²⁹ Für Shere Hite und Philippe Barraud ist das Letztere in ihrem Buch „Vom Stolz eine Frau zu sein – Über Liebe und Sexualität“ (Frankfurt a.M. 2003) ein entscheidender Knackpunkt bei Partnerschaftsproblemen

verkörpern die Drei in höchstem Maße ‚klassische‘ englische Tugenden, wie Fairness, Höflichkeit, Kameradschaft und Toleranz. Auch Anjali hütet sich, gegenüber Nana die Lesbe herauszukehren. Nana und Moshe sind für sie ein wunderbares Paar, das sie nicht durch ihre Neigungen gefährden möchte. Im Laufe der Wochen und Monate ergeben sich hierbei aber Akzentverschiebungen.

Es ist Nana, die in dem Dreiecksverhältnis mehr und mehr die Balance (ein heterosexuelles Liebespaar, eine Freundschaft unter Frauen und eine Freundschaft zwischen einem Mann und einer Frau) verändert. Weil sie selber das Problem hat, dass Sex nicht unbedingt ihre Welt ist, reizt es sie, andere, für die das anders zu sein scheint oder anders ist, in ihrer (für sie so schwer nachvollziehbaren) Obsession näher kennen zu lernen, zu erleben. Weil ihr Moshe ein bisschen Leid tut, dass er, der leidenschaftliche männliche Liebhaber, ausgerechnet an sie, die etwas spröde, offenbar zur ‚normalen‘, ‚echten‘ Leidenschaft gar nicht fähige Frau geraten ist, versucht sie ihn mit den ausgefallensten Sexpraktiken und -fantasien zu entschädigen. (Der Autor beschreibt das, was den beiden dazu einfällt, ungeniert und bis ins Detail. Flaubert wirkt dagegen außerordentlich prüde und bieder.) Aber auch bei Anjali drängt Nana auf ‚mehr‘. Beim gemeinsamen Ausflug ins *Clinic* (wo man in verschiedenen Stockwerken essen, trinken und tanzen kann) stromert Moshe zeitweise allein durch das Haus, während Nana und Anjali unzertrennlich sind, miteinander tanzen und sich schließlich in der Bar von einem Mädchen, mit dem sie ins Diskutieren geraten, überreden lassen, Ecstasy zu nehmen. Moshe, der auch beim Herumstromern hin und wieder seine beiden Frauen mit skeptischem Blick beobachtet hat, registriert mit wachsendem Unbehagen, wie das Einvernehmen zwischen Nana und Anjali an Fahrt gewinnt. Aber, und das bremst seine Befürchtungen ein bisschen, unter Frauen sind dieses und jenes Küsschen und eine herzliche Umarmung ja schließlich etwas ganz Normales.

„Daher war es ganz natürlich, dass sie schnäbelten und schnuckelten und Küsschen gaben, und Moshe war da, er sah zu und war zufrieden, er unterhielt sich (...). So konnten Nana und ihre beste Freundin Anjali sich küssen, bloß küssen. Denn Küssen war das Sanfteste.

Ist Nana gerade lesbisch geworden?
Natürlich nicht.

Es war nur ein Kuss. Ein Kuss unter Mädchen macht ein Mädchen noch nicht zur Lesbe. Dass Nana Anjali küsste, hatte seine Gründe, aber es waren keine lesbischen Gründe.

In erster Linie erklärte es sich so. Wie gesagt, war Nana kein Mädchen für unkomplizierten Sex.

Aber macht das ein Mädchen gleich zur Lesbe?

Schsch. Sie war keine Lesbe. Weil Nana aber selber keine bestimmte sexuelle Obsession hatte, war sie stets an den sexuellen Obsessionen anderer Menschen interessiert. Sie interessierte sich immer für die Sexpraktiken anderer Menschen. Sie fragte sich, wie das wohl wäre.

Nana erhoffte sich nicht wirklich ein neues Prickeln, als sie Anjali küsste. Nein, sie war neugierig. Sie hatte ein asexuelles Interesse an Sex. Ich bin mir bewusst, dass Nana an dieser Stelle möglicherweise etwas ichbezogen erscheint. Dann täte man ihr wirklich Unrecht. Wollte man daraus folgern, Nana wäre egoistisch, wäre das die Folgerung eines Wesens mit sexuellen Bedürfnissen. Ich weiß, ein Großteil meiner Leserinnen und Leser hat sexuelle Bedürfnisse. Aber Nana hatte keine sexuellen Bedürfnisse. Sie war unschuldig.

Das war der wesentliche Grund.

Es gab darüber hinaus zwei weitere Gründe, warum Nana keine moralischen Bedenken belasteten. Sie war gerade so schön auf Ecstasy. Das schränkte ihre Wahrnehmung für Unschicklichkeit ein. Der andere Grund war: Moshe war dabei, er saß daneben und unterhielt sich angeregt. Also war Moshe auch glücklich. Wäre Moshe nicht glücklich gewesen, hätte nichts davon geschehen können. Denn dann wäre es Untreue gewesen. Es konnte keine Untreue sein, wenn er zusah.

Also küsste Nana Anjali. Anjali war sanft. Es war sanfter, als Moshe zu küssen.

Aber was ging Anjali durch den Kopf? Hegte Anjali nicht boshafte und triumphierende Gedanken?

Natürlich nicht.

War Anjali etwa auch unschuldig? Na ja, irgendwie schon. Anjali hatte sexuelle Bedürfnisse wie du und ich. Doch auch Anjali hatte sich ihre Gedanken gemacht. Auch sie war nicht egoistisch. Sie dachte über Nana und Moshe nach. Sie war gerade so schön auf Ecstasy. Anjali war nicht im selben Sinne unschuldig wie Nana.

(...) Sie war einfach glücklich. Sie war glücklich, dass ihre Freunde glücklich waren. Es freute sie, dass sie ineinander verliebt waren. Und das stimmte auch. Alles, was Nana und Moshe taten, taten sie aus Liebe.

Ein Beispiel: Kaum dass Moshe begann, ein wenig niedergeschlagen auszusehen, schob sich Nana an Anjali vorbei. Sie küsste Moshe. Sie küsste ihn entschuldigend, lieb. Es machte mehr Spaß, Moshe zu küssen. Dann hörte sie auf, ihn zu küssen und schaute in seine großen braunen Labradoraugen.“ (136 ff.)

Aber die *ménage a trois* treibt langsam aber sicher in eine Dreiecksbeziehung, die nach einer anderen Balance verlangt. Immer dann, wenn ein Pärchen sich im Dreier ‚breitmacht‘, hat wenigstens einer ein schlechtes Gewissen, und der Ausgeschlossene kommt sich mehr oder weniger überflüssig vor. Da Nana Moshes Geliebte ist, sich andererseits aber ihre Sympathie für Anjali unaufhaltsam weiter in Richtung einer sexuell nicht uninteressanten Beziehung entwickelt, wird das bei Nana am deutlichsten. Wenn sie sich mit Moshe besonders wohl fühlt, tut ihr Anjali Leid. Hat sie mit Anjali besonders angenehme Situationen, tut ihr Moshe Leid. Dass Nana da ein ganz richtiges Gefühl hat, kann man hier und da auch an den inneren Dialogen, zum Teil sogar an den Äußerungen der jeweils ‚Ausgeschlossenen‘ ablesen. Nanas schlechtes Gewissen regt sich besonders deutlich, als sie mit Anjali in Moshes Abwesenheit nicht nur Küsschen austauscht, sondern erstmalig zu eindeutig sexuell gefärbten Zärtlichkeiten übergeht. Bei Anjali führt das immerhin zum Orgasmus (167). Für die „Novizin“ (165) Nana ist das eine neue, aufregende und unheimliche Erfahrung.

„Nana machten zwei Dinge Sorgen. Ihre Hauptsorge war Moshe. Es machte ihr Sorge, was sie ihm sagen sollte, wie sie ihm das hier erklären sollte. Sie wusste nicht so recht, wie sie ihm das erklären würde.“ (165)

Nana zieht es vor, Moshe gar nichts zu sagen. Aber sie schmiedet Pläne, wie man es allen recht machen könnte.

„Ihr war ein Dreier eingefallen.

So hatte Nana sich das gedacht: Weil er ein guter und geduldiger Junge gewesen war, hatte Moshe einen Dreier verdient. Davon träumte jeder Junge. Darüber hinaus würde sich Anjali nicht ausgeschlossen fühlen, wenn sie es zu dritt machten. Sie würde sich nicht zurückgesetzt fühlen. Und was Nana betraf, ihr war alles recht. Also musste Nana einen Dreier inszenieren. Das war die vernünftigste Lösung.“ (190)

Thirlwell schildert minutiös, wie Nana diese Idee zunächst Anjali, schließlich auch Moshe ‚verkauft‘. Bei Anjali muss Nana keine allzu große Überzeugungsarbeit leis-

ten. Bei Moshe ist das schon anders. Moshe kann gar nicht glauben, dass ein Mädchen so etwas vorschlägt. Aber andererseits findet er Nanas Idee auch wieder verlockend. Da Nana mittlerweile schon mehr bei Moshe als zu Hause wohnt und übernachtet, braucht man Anjali nur zu ermuntern, als Dritte sich dieser Wohngemeinschaft locker anzuschließen. Anjali lässt sich einen Schlüssel zu Moshes Wohnung anfertigen und übernachtet mindestens immer dann bei Moshe, wenn sie zu dritt einen ganzen Tag oder Abend verbracht haben und man Anjali nicht zumuten will, spät abends noch nach Kentish Town rauszufahren. Nachdem Anjali anfangs noch im Wohnzimmer auf dem Futon schläft, geht man allmählich dazu über, zu dritt in Moshes breitem Bett zu schlafen. Dabei darf jeder mit jedem schlafen, spielen, schmusen, sei es zu zweit oder zu dritt. Thirlwell beschreibt das alles mit-samt den Komplikationen, die nicht ausbleiben, wenn man den uralten (und eben doch auch verinnerlichten) Geboten von Treue und Exklusivität so ungeniert zu-widerhandelt.

„Moshe war moralisch. Er liebte Nana. Er empfand keusche Liebe zu ihr. Und diese keusche Liebe brachte es mit sich, dass er sie nicht wirklich genießen konnte, die *ménage à trois*.“ (227)

Anjali kommt zu der Erkenntnis, dass sie Sex mit Mädchen insgesamt doch wesentlich lieber hat als mit Jungen. Sie registriert außerdem, dass Nana doch darunter leidet, wenn sie auch mit Moshe sexuell bestens klarkommt, das intime Zusammensein mit ihm echt genießen kann. Sie gönnt Nana letztlich ihrem Moshe und kommt eigentlich immer noch nicht darüber hinweg, dass Zosia, ihre eigentliche Geliebte, sie wegen einer anderen sitzengelassen hat. Nana wiederum ist eifersüchtig auf Anjali, weil sie offenkundig Sex, auch und gerade Sex mit Moshe, so viel lustvoller genießen und erleben kann.

„Ihr seht also, die *ménage à trois* war ambivalent. Sie war weniger bohemistisch, als sie aussah. (...) Eine *ménage*, müsst ihr wissen, ist keine Weimarer-Republik-Dekadenz. In keiner Weise.“ (233)

Nana steigt plötzlich und unerwartet aus dem Dreier aus. Sie gibt vor, dass sie sich dringend um ihren plötzlich erkrankten Vater kümmern muss. Das ist zwar auch ein Grund, aber, wie der Erzähler glaubhaft versichert, nicht der eigentliche. Anjali hat sich unabhängig von Nana dazu entschlossen, Moshe und Nana nicht auf Dauer in

ihre glückliche, wohlverdiente Zweierbeziehung ‚hineinzufunken‘. Das ist, wie der Erzähler versichert, ein edles Motiv, aber auch nicht unbedingt das ausschlaggebende. Nana empfiehlt Moshe, mit Anjali zusammenzubleiben. Das ist weder für Moshe, noch für Anjali die richtige Empfehlung. Das Entlieben ist schwierig. Die eigentlichen Gründe für das Aussteigen sind, wie der Erzähler weiß oder zu wissen glaubt, so subtil und diffizil, dass die Protagonisten sie aus gutem Grund sich gar nicht bewusst machen, sondern sie lieber verdrängen. Die ‚psychischen Systeme‘ verschleiern vor sich und voreinander, was sie wirklich umtreibt. Die Wahrheit würden sie nicht so leicht verkraften. Sie würde sie bei Inangriffnahme neuer Pläne möglicherweise nur behindern und lähmen.

Nana kann wieder ihrem geliebten Vater etwas näher sein, und sie kann in Ruhe ihre Promotion angehen. Anjali, die ihrer lesbischen Paarbeziehung mit Zosia nachtrauert, will (vor sich selber und nach außen hin) Nana und Moshe nicht im Wege stehen; in Wirklichkeit ist sie die komplizierte Dreiecksbeziehung mit zu viel heterosexuellen Kontakten schon ein wenig leid. Sie ist innerlich schon darauf eingestellt, dass der Dreier keine Dauerlösung ist. Moshe, der eigentlich nur auf Nana aus war und gewissermaßen Anjali als Geschenk von Nana noch dazu bekam, verliert nun beide. Weil er nicht (wie der Erzähler) in Nana hineinsehen kann und von Nana nicht die eigentlichen Gründe erfährt, bleibt für ihn ungeklärt, warum seine Beziehung zu ihr aus heiterem Himmel in die Krise gerät. Ob Nana nur trickst, um sich, wenn genug Gras über die Sache gewachsen ist, irgendwann doch wieder mit Moshe zu verbinden, lässt der Roman offen:

„Sie wollte Moshe zurück und ihn nur für sich haben. Aber es fiel Nana schwer, das zu tun, was sie eigentlich wollte. Es fiel ihr besonders schwer, wenn das, was sie wollte, auch noch jemand anderen verletzen würde.

Aber das hier ist das Ende. Hier wird alles auf den Kopf gestellt. Und Nana würde jetzt egoistisch sein. Deswegen endet es hier.“ (316)

Der Erzähler kokettiert dauernd damit, dass er nicht so edel, sondern sehr viel egoistischer sei als seine drei Protagonisten. Daraus kann man zwei unterschiedliche Schlussfolgerungen ziehen: Schlussfolgerung eins: Nana bleibt edel und passiv dazu. Möglicherweise denkt sie an ihre akademische Laufbahn. Da Sex ohnehin nicht ihre Welt ist, stürzt sie sich jetzt erst einmal in ihre Promotion. Wie wohl

oder wie unwohl sie sich dabei fühlt, wird sie sehen. Es gibt möglicherweise Dinge im Leben, die wichtiger sind als Liebe und Sex. Sollte sie das eines Tages anders sehen, kann sie immer noch umsteuern. Schlussfolgerung zwei: Normalerweise – ‚in Wirklichkeit‘ - ist man im Zweifelsfall eher egoistisch als altruistisch und ‚edelmütig‘. Wenn Nana klar wird, dass Anjali ‚in Wirklichkeit‘ keine ernsthaften Einwände gegen eine Exklusiv-Beziehung Nana-Moshe hat, wird sie, wie auch ihr geliebter Papa meint, die Paarbeziehung mit Moshe wieder aufleben lassen. Eigentlich ist die Sache noch komplizierter: Wenn man nicht nur berücksichtigt, was Nanas ‚will‘, sondern auch, was an fremden, willensfeindlichen Käften an ihr zerzt, könnte man auch sagen, die Entscheidung gegen Moshe sei egoistisch, die für ihn altruistisch, ‚edel‘. Vermutlich sind beide Schlussfolgerungen weder das eine, noch das andere, sondern eine Mischung von beidem.

7 Elfriede Jelinek: Lust¹³⁰ – Oder: Das Liebesleben ist - wie das Leben bzw. die Gesellschaft überhaupt - durch und durch grausam und widerwärtig

7.1 Zu Konzeption und Inhalt des Romans

Während die bisher behandelten Romanautoren das Leben und speziell das Liebesleben ihrer Protagonisten als eine Wirklichkeit darstellen, die einerseits ihre (erfreulichen) Lichtseiten hat, aber andererseits auch ihre (unerfreulichen) Schattenseiten, sind bei Elfriede Jelineks Protagonisten die Schattenseiten, das Unerfreuliche, das Widerwärtige und Abstoßende, das Negative so übermächtig, dass die jeweilige Kehrseite, gewissermaßen die ‚Schokoladenseite‘ der Dinge, wenn überhaupt, nur als schöner Schein, als billiges Ablenkungsmanöver, als Farce wahrgenommen wird, welche die eigentliche Wirklichkeit nur verschleiert, um sie denen, die in dieser Wirklichkeit funktionieren sollen und müssen, schmackhafter, erträglicher zu machen. Elfriede Jelineks Interesse gilt eindeutig nicht der Schokoladenseite der Wirklichkeit, sondern ‚nur‘ ihrer mehr oder weniger hässlichen Kehrseite. Ihr kluger, unbestechlicher, kompromissloser, detaillierter und präziser, aber auch einseitiger Blick auf die sie interessierende hässliche Kehrseite entschädigt für die Einseitigkeit mehr als reichlich.

Der Roman „Lust“ verfolgt eine Zeit lang (für ein paar Wochen?) das Liebes- und Familienleben des Fabrikdirektors, von dem nur sein Vorname (Hermann) genannt wird, und seiner Frau, die Gerti heißt. Gerti und Hermann haben auch einen (namentlich nicht genannten) Sohn. Das Ganze spielt in Österreich, in der Provinz, in den Bergen. In dem kleinen Ort, in dem die Papierfabrik, die Hermann leitet, der beherrschende Arbeitgeber ist, bei dem das Gros der Dorfbewohner, auch aus der Umgebung, seinen Lebensunterhalt verdient, lebt man ansonsten von der Landwirtschaft und vom Tourismus. Der Direktor und seine Familie sind in der ganzen Umgebung bestens bekannt. Die Familie des Direktors hat alles, was man mit Geld kaufen kann und was (die übrigen Dorfbewohner) beeindruckt. Dass Hermann auch und gerade besonders stolz auf seinen Werkschor ist und seine Frau sogar Musikunterricht gibt und der Sohn gegen zähen Widerstand zum Geigenspielen

¹³⁰ Jelinek, Elfriede: Lust, 9. Auflage, Hamburg 2004. Die im Text eingeklammerten Ziffern beziehen sich auf die Seiten in diesem Buch.

angehalten wird, zeigt, dass man in der Familie des Fabrikdirektors auch so etwas wie ‚kulturelle‘ Ambitionen hat.

Hermann und Gerti sind nicht mehr die Jüngsten. Für die junge Generation gehören sie schon zu den Älteren. Hermann ist mit dem Älterwerden gleichzeitig ‚aus dem Leim gegangen‘; seine Körperfülle ist beeindruckend. Gerti – sie muss mal schön gewesen sein - hat ein Faible für Mode. Sie darf und kann sich andauernd neue Kleider kaufen. Das braucht sie gewissermaßen als Ausgleich dafür, dass sie Mann und Kind ‚betreut‘. Die ‚Betreuung‘ des Mannes fordert Gerti ganz besonders; insbesondere seine sexuellen Ansprüche sind schier unersättlich und unerträglich dazu, tagtäglich und immerfort. Der Sohn, ein Bürschchen, das noch früh zu Bett geht, aber vom Liebesleben der Eltern allerhand mitbekommt, entwickelt sich zu einem kleinen Monster, das seine Eltern mit permanenten Geschenkwünschen nervt und bei den Gleichaltrigen mit seinen immer neusten Sportgeräten und –ausrüstungen das Sagen und die Oberhand hat.

Dass Hermann, die unermüdliche Sexmaschine, die früher, als Aids noch kein Thema war, sich auch außerhalb der Ehe ‚austoben‘ konnte, jetzt aber, wegen der Aidsgefahr, hierbei auf seine Frau angewiesen ist, bekommt Gerti drastisch zu spüren. Bei der diesbezüglichen ‚Betreuung‘ ihres Mannes hat sie deprimierende Schwerstarbeit zu leisten. Im Verlaufe der Jahre ist sie - der nervende Sohn tut ein Übriges - unter der Hand zur Alkoholikerin geworden. Wenn sie gelegentlich die Kontrolle über sich verliert, nimmt sie auch schon mal Reißaus aus der häuslichen Umgebung. Wer meint, dass solche ‚Ausflüge‘ den verständlichen Zweck hätten, der permanenten sexuellen ‚Belagerung‘ zu entfliehen, sieht sich getäuscht. Gerti flieht zwar vor ihrem Mann, aber nicht vor dem Sex. Den möchte sie durchaus fortsetzen, aber lieber mit einem feschen jungen Mann. Und bei der nächsten Gelegenheit gelingt ihr das auch: mit einer Zufallsbekanntschaft beim alkoholisierten Reißaus im Nachthemd. Ein Jurastudent, der mit seinem Auto unterwegs ist, hat die auf der Landstraße verwirrt Umherirrende ‚aufgelesen‘ und das unmissverständliche Angebot der angeschlagenen Frau angenommen, bevor er sie zu Hause wieder ‚abliefern‘. Und so kann der verhängnisvolle Kreislauf von verpfushtem Ehe- und Familienleben, Betäubung mit Kleiderkäufen und Alkohol, vagen Träumen von einem anderen, besseren (aber realiter nicht erreichbaren) Leben, Aus-

reißversuchen, Ausnüchterung, erneut Ehe- und Familienleben usw. usf. in eine neue Runde gehen. Aber der Kreislauf ist eine Spirale nach unten. Der Höhepunkt des Romans ist gleichzeitig der Tiefpunkt: Gerti erstickt im Vollrausch ihren schlafenden Sohn...

7.2 Zur Person von Hermann: Ein allgegenwärtiger, allmächtiger Fabrikdirektor, der seine Ausnahmestellung in der ländlich-katholischen österreichischen Provinz als wichtigster Arbeitgeber weit und breit genießt, der Widerstände nicht kennt oder leicht zu brechen versteht und sich auch sonst - etwa als sexuell unersättlicher Ehemann und als Vater, als Mann von altem Schrot und Korn - gut durchzusetzen versteht

Hermann hat es weit gebracht. Als Leiter der Papierfabrik hat er nur noch die Konzernleitung über sich, ansonsten hängen alle und hängt alles von ihm ab. Und an den Umgang mit Abhängigen, das Ausüben von Macht und Einfluss hat er sich bestens gewöhnt. Er genießt es, die Respektsperson zu sein, im beruflichen Umfeld ebenso wie zu Hause bei Frau und Kind.

„Jahrhunderte kriegen diesen Mann nicht klein, der steht immer wieder auf. Jesus: der ist auch nicht totzukriegen.“ (72)

Andererseits weiß Hermann (ein möglichst freiwilliges, notfalls aber auch erzwungenes) Entgegenkommen durchaus zu schätzen. Wer sich im Werkschor engagiert und so seinem Selbstverständnis als Förderer von ‚Musik und Kultur‘ entgegenkommt, darf mit seiner Aufmerksamkeit rechnen, genießt sogar kleine Privilegien. Und was tut man nicht alles, um in dem Heer der Unauffälligen ein wenig Aufmerksamkeit zu erhaschen! Die Autorin stellt unmissverständlich klar, dass Hermann ein ‚mit allen Wassern gewaschener‘ Manager und Mann ist, der sich so schnell von keinem, auch nicht vom gerissensten Konkurrenten, ‚die Butter vom Brot nehmen‘ lässt, schon gar nicht als Privatmann, als Familienoberhaupt, Ehemann und Liebhaber, als Vater.

Der Titel des Romans - „Lust“ - deutet an, dass es der Autorin vorrangig um das private Umfeld dieses Mannes geht. Die Monster-Qualitäten dieses im ländlich-katholischen Umfeld ‚gewachsenen‘ und gediehenen männlichen ‚Urviechs‘ ziehen

auch die Kleinfamilie in Mitleidenschaft: Bei Gerti, der Ehefrau und Mutter, sowie beim Sohn ist der letzte Rest von Zuneigung oder Liebe zum Ehemann bzw. Vater längst erloschen. Man erfüllt recht und schlecht die Ansprüche des Familienoberhauptes und Gebieters, seien es die ‚Liebesdienste‘ als Ehefrau oder die Pflichten als Sohn, etwa die, das verhasste Geigenspielen zu erlernen. Die Belohnungen in Form von Konsum - ‚Freikarten‘ für Kleider und Ähnliches einerseits, Sportartikel und -ausrüstungen andererseits reichen nicht, um die Mindestansprüche der übrigen Familienmitglieder auf Lebensqualität auch nur annähernd sicherzustellen. Das ‚Monster‘ Hermann färbt auf die übrigen Familienmitglieder ab, tötet das Familien-‚Leben‘. Hermann mag in der beruflichen Sphäre weiterhin seine Erfolge einfahren; in der Familie klappt das ganz und gar nicht; die Ehe und das Familienleben missraten durch die Empathieunfähigkeit des Protagonisten zu einem einzigartigen Scherbenhaufen.

7.3 Zur Person von Gerti: Eine aus der Stadt ihrem Mann in die Provinz gefolgte ‚Nur‘- Ehefrau, die mit den unersättlichen Ansprüchen von Mann und Kind nicht klarkommt und dabei - nach Irrwegen mit Pseudo-Problemlösern (wie Konsumrausch, Alkoholsucht und eigenen Affären) - in ihrem ‚goldenen Käfig‘ systematisch zugrunde geht

„Die Frau ist aus der Stadt hierher gebracht worden, wo ihr Mann die Papierfabrik leitet.“ (8) Mit jedem Satz demonstriert Elfriede Jelinek den Stellenwert, den ihre Protagonisten im Gesamtgetriebe der weitgehend brutalen Gesellschaft haben. Gerti ist nicht aus Liebe und nach reiflicher Überlegung freiwillig ihrem Mann in die Provinz gefolgt. Sie *wurde aus der Stadt hierher gebracht*. Anders ausgedrückt: Nach alter, von Religion und Kirche gerechtfertigter und ‚geheiligter‘ (in ländlich strukturierten Gegenden auch heute noch am ehesten hochgehaltener) Tradition sind Hermann und Gerti eine letztlich von Gott besiegelte und gesegnete Ehe eingegangen, in der der Mann das Haupt der Frau ist, wie Christus das Haupt der Kirche ist. Wer in dieser „Ordnung der Liebe“ im Zweifelsfall das Sagen und wer zu parieren hat, ist damit klar geregelt.¹³¹ Dass Gerti auf ihre (geliebte) städtische Le-

¹³¹ In der 1930 von Papst Pius XI. verfassten Ehe-Enzyklika „Casti connubii – Über die Hoheit und Würde der reinen Ehe“ heißt es: „In der Familiengemeinschaft, deren festes Gefüge so die Liebe ist, muß dann auch die <<Ordnung der Liebe>>, wie es der hl. Augustinus nennt, zur Geltung kommen. Sie besagt die Ueberordnung des Mannes über Frau und Kinder und die willfährige Unterordnung, den bereitwilligen Gehorsam von seiten der Frau, wie ihn der Apostel [Paulus, Eph. 5, 22-33; H.H.]

bensweise verzichtet und ihrem Mann und Versorger dahin folgt, wo dieser es für richtig hält, ist ebenso selbstverständlich wie die Tatsache, dass Sarah einst Abraham folgte und nicht umgekehrt. Dass Gerti ihr bisheriges Leben aufgegeben hat, um künftig ihrem ‚liebenden Gatten‘ (und Versorger) eine treue und ‚liebende Gattin und Hausfrau‘, dem gemeinsamen Nachwuchs eine gute Mutter zu sein, entsprach gewissermaßen den Hauptspielregeln der traditionellen Gesellschaft (ursprünglich christlichen, später dann christlich-bürgerlichen Ursprungs).¹³²

„Die Frau haftet mit ihrem Leben dafür, dass alles klappt und sie [die Familienmitglieder; H.H.] sich wohlfühlen aneinander. Über diese Frau hat der Mann sich weitergegeben an die Ewigkeit. Diese Frau ist möglichst guter Herkunft gewesen und hat sich ans Kind weitergegeben.“ (10)

Elfriede Jelinek schlüpft förmlich in die Sprache, die den Traditionen entspricht, aus denen ihre Protagonisten als Vollstrecker und/oder Opfer ihr in der Phylogenese aufbewahrtes (gleichwohl mit aktuellen Erfahrungen durchmischtes und versetztes) Selbstverständnis beziehen.

„Ruhig tritt die Frau des Direktors am Sonntag nach vorn. In der Stiftskirche, wo Gott, dessen bloßer Anblick auf seinen Bildern empörend ist, mit ihr redet. Die alten Frauen, die dort knien, wissen schon, wie's ausgeht. Sie wissen, wie das Ende lautet, aber dazwischen haben sie aus Zeitmangel nichts gelernt. Sie hangeln sich jetzt von Hinweistafel zu Hinweistafel des Kreuzwegs, nur damit sie in Bälde dem himml. Vater, dem Glied der Einfältigkeit, gegenüberreten dürfen, als Aufnahmezeugnis ihre schlaffen Bälge in der Hand. Am Ende steht die Zeit still, und das Gehör bricht aus dem Geröll le-

mit den Worten empfiehlt: <<Die Frauen sollen ihren Männern untertan sein wie dem Herrn. Denn der Mann ist das Haupt der Frau, wie Christus das Haupt der Kirche ist.>>“ (3. Auflage, Luzern 1956, S. 17)

¹³² In Friedrich Schillers „Das Lied von der Glocke“ heißt es u.a.: „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier / Reißt der schöne Wahn entzwei, / Die Leidenschaft flieht, / Die Liebe muß bleiben; / Die Blume verblüht, / Die Frucht muß treiben. / Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben, / Muß wirken und streben / Und pflanzen und schaffen, / Erlisten, erraffen, / Muß wetten und wagen, / Das Glück zu erjagen, / Da strömet herbei die unendliche Gabe, / Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe, / Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus. / Und drinnen waltet / Die züchtige Hausfrau, / Die Mutter der Kinder, / Und herrschet weise / Im häuslichen Kreise, / Und lehret die Mädchen / Und wehret den Knaben, / Und regt ohne Ende / Die fleißigen Hände, / Und mehrt den Gewinn / Mit ordnendem Sinn, / Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden, / Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden, / Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein / Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein, / Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer, / Und ruhet nimmer. // Und der Vater mit frohem Blick / Von des Hauses weitschauendem Giebel / Überzählet sein blühend Glück, / Siehet der Pfosten ragende Bäume / Und der Scheunen gefüllte Räume / Und die Speicher, vom Segen gebogen, / Und des Kornes bewegte Wogen, / Rühmt sich mit stolzem Mund: / Fest, wie der Erde Grund, / Gegen des Unglücks Macht / Steht mir des Hauses Pracht! -“ (Schiller Gedichte und Erzählungen, 1906 Leipzig, S. 295 f.)

benslanger Wahrnehmung aus. Schön ist die Natur in einem Park und Gesang in einem Wirtshaus.“ (11)

Der ‚Gute Draht‘ zum Jenseits, zum *himml. Vater, dem Glied der Einfältigkeit*, ist auch nicht mehr das, was er mal war. In Anbetracht der Dinge, die man im Allgemeinen und diese Frau im Besonderen ein Leben lang zu ‚schlucken‘ hat, ist der Trost, so könnte man die Autorin interpretieren, den man sich auf diese Weise sichern will, ein reichlich naives Unterfangen. Da muss man schon das, was man lebenslang mit den eigenen Sinnen erfahren hat, einfach verleugnen und beiseite schieben, um sich vom *himml.* (man beachte die seelenlose, geschäftlich-bürokratische Abkürzung!) *Vater* (nicht dem dreifaltigen Gott, sondern dem *Glied der Einfältigkeit!*) Hilfe zu versprechen, zumal, wenn man selber (wahrscheinlich) so gut wie nichts unternommen hat, um dem Schlamassel nach Kräften entgegenzuwirken. Diese Frömmigkeit aus zweiter Hand ist so echt, wie *die Natur in einem Park* und der *Gesang im Wirtshaus schön* sind.

Die Protagonisten des Romans berichten dem Leser nicht selber, was in ihnen vorgeht. Dazu müssten sie Individuen sein, die eine eigene originäre Sprache und ‚Denke‘ hätten. Sie sind aber eher von Anderen bzw. Anderem gelenkte Marionetten; die Autorin (so scheint mir ihr Selbstverständnis zu sein) ist der gnadenlosen Regie auf der Spur, nach der diese Marionetten ihre erbärmlichen, widerwärtigen Rollen umsetzen und in denen sie teils aufgehen (Hermann), teils untergehen (Gerti und das Kind von Hermann und Gerti). Die Frau soll - so denkt die Autorin für den Mann - in ihrer kleinen Welt des Haushalts und „vor der Welt“ geschützt werden,

„damit sie nicht unvorsichtig aus dem Fenster schaut und im Leben wandelt und ihr Leben wandeln möchte.“ (44)

„Unter dem Schutz seines hl. Familiennamens steht sie, und unter dem Schirm seiner Konten, von denen er regelmäßig Bericht erstattet. Sie soll wissen, was sie an ihm hat. Und umgekehrt weiß er von ihrem Garten, der, stets geöffnet, zum Herumwühlen und Grunzen bestens geeignet ist. Was einem gehört, muß auch benutzt werden, wozu hätten wir es denn?“ (45)

Die Frau des Direktors, die eine Haushaltshilfe hat und ihr vieles Geld in Boutiquen und beim Friseur ausgibt, wird zwar von den anderen Frauen beneidet, teilt aber weitestgehend deren insgesamt unerfreuliches Gattungsschicksal:

„Die Direktorin wird von den meisten anderen Frauen hier beneidet, die ihr breites Becken mit sich herumschleppen müssen, in das die Männer, mit den Füßen im heißen Wasser, ihre Schleusen und Adern öffnen. Diese gewichtigen Ackerstuten haben nur eine Möglichkeit, sich auserwählen zu lassen: Sie kochen der Familie aus Abfällen und Trümmern ein Heim. Bis in den Hof wachsen ihre Feigen, doch die Männer bewässern gern fremde Furchen. Und die Frauen bleiben daheim und warten, daß die Illustrierten ihnen zeigen, wie gut sie es haben. Daß sie doch trocken gehüllt sind in die Wegwerfwindeln ihrer häuslichen Arbeiten. Doch was für ein Glück – ihre häuslichen Reiter besteigen sie gern!“ (104)

Das Gesetz, nach dem diese Marionetten zu tanzen haben, lässt sich auf die krude Formel ‚Sex gegen Versorgung‘ bringen. Das ist heute tendenziell zwar eher ein Auslaufmodell, aber es ist sicher noch ‚auf dem Markt‘, insbesondere da, wo nicht-städtische Lebensweisen noch verbreitet sind und alte, entsprechende Traditionen bzw. die *Abfälle* und *Trümmer* eines solchen ‚Ideals‘ oder ‚Weltbildes‘ noch relativ ‚hoch im Kurs stehen‘. Das ist für die Männer (die ihre Füße entspannt und behaglich - wie nach einem Saunagang - im *heißen Wasser* haben) vergleichsweise ganz erträglich und bequem.

„Und das heilige Direktorenpaar strebt wieder, in ewiger Wiederholung, der Strafanstalt seines Geschlechts zu, wo es nach Erlösung jammern kann soviel es will.“ (78)

„Der Direktor billigt alles, was seine Frau tut, und sie duldet sein williges Fleischpflanzlerl in ihrer Gesundheit. Fast scheint er erstaunt, wie sein Vollhumon-Dünger immer wieder in ihrem Loch, dem er sich anvertraut, verschwindet, wie wieder und wieder seine Ladung auf das Deck ihres Schiffes klatscht.“ (87)

Das Ehepaar Gerti und Hermann sind wie „das Tier und sein Strick“. (222) Gerti versucht oft vergeblich, den Verkehr mit seinem

„Geschlecht zu vermeiden, diese Verwüstung, mit der er sein Werk mit Mitteln des hl. Bundes in ihr errichtete. Ja, sie will wohnen, aber nicht besucht werden.“ (230)

Der Mensch als Krone der Schöpfung, als Gottes Ebenbild? Für Elfriede Jelinek ist das eine rhetorische Frage. Die Menschen, die sie sieht und beschreibt, strafen ihren Schöpfer (so es ihn denn geben sollte) Lügen:

„Könnte der Erbauer dieser Autobahnbenützer diese von Hoffnung geröteten Mißgeburten aus ihren zerwühlten Ehebetten erstehen sehen (und was sie sonst noch alles erstanden haben!), er würde sie glatt noch einmal umbauen, (...).“ (239)

7.4 Die Ehe Hermann-Gerti: In einem Bündnis von Ungleichen kommt die Nachfrage (notfalls) auch ohne Angebot zurecht

Wenn „das Tier und sein Strick“ (222) miteinander verheiratet sind, ist die Ehe, diese „Schreckensbergbahn“ (42), nicht einmal mehr nur ein ‚goldener Käfig‘, „ein Raubtierkäfig“ (42), sondern eher schon ‚die Hölle‘ selbst. Das gilt weniger für den *Strick*; der ist eh gefühllos. Das gilt aber umso mehr für das *Tier*, denn das lebt immerhin und leidet. Elfriede Jelinek hat noch andere Umschreibungen und Metaphern für ihr Paar, für zwei (aus ihrer Sicht möglicherweise sogar) typische Repräsentanten ihrer Geschlechter. Er, Hermann, weiß

„von ihrem Garten, der, stets geöffnet, zum Herumwühlen und Grunzen bestens geeignet ist.“ (45)

Mit anderen Worten: Hermann ist eher ein Schwein als ein Mann. Ken Wilber¹³³ hat - und das passt durchaus in das immer sehr grundsätzlich gehaltene Jelineksche Szenario - ohnehin den Eindruck, als hätten (in der Denke vieler Theoretiker) die Männer Jahrhunderte lang eher die Rolle von Schweinen usurpiert gehabt, während die Frauen sich mit der von Schafen zu begnügen gehabt hätten:

„Die Frau ist dem Nichts entwendet worden und wird mit dem Stempel des Mannes jeden Tag aufs neue entwertet.“ (19)

Elfriede Jelinek (bzw. ihre Ich-Erzählerin) hat von den Menschen im Allgemeinen und von Hermann und Gerti im Besonderen keine allzu hohe Meinung:

„Ja, und vielleicht ist das Geschlecht die Natur des Menschen, ich meine, die Natur des Menschen besteht darin, dem Geschlecht hinterherzurennen, bis er im ganzen und in seinen Grenzen gesehen, genau so wichtig geworden ist wie dieses. (...) Diese Unwürdigen sind wichtig und gastfreundlich einzig für einen Tag, wenn sie sich vermählen.“ (79)

¹³³ Wilber, Ken: Eine kurze Geschichte des Kosmos, Frankfurt am Main 1997, S. 26

Wenn die Menschen - besonders die Männer - eh nichts taugen und die Männer „die Biographie ihres Autos“ besser kennen als „die Autobiographie ihrer Frauen“ (88), darf man von den Ehen, die sie eingehen, auch nicht allzu viel erwarten. Von wegen wechselseitige Liebe und Gleichberechtigung:

„Seine Frau wartet auf ihn, wie er der Natur lächelnd vorlügt. Wie mit Lasso-
banden muß er sie einfangen. Er ist mit ihr eine lebenslängliche Gruppe.“
(30)

„Doch wir haben es warm und sicher für die heilige Wandlung, da wir endlich
bereit sind, uns von unserem Partner enttäuschen zu lassen. Und wie gern!“
(31)

„Dafür bekommt diese Frau jeden Monat bar das Leben auf den Tisch ge-
knallt für ihren Alltagsherd.“ (32)

„Der Direktor will jederzeit, auch während der Bürostunden, zu Hause anru-
fen können, um festzustellen, ob an ihn gedacht ist. Er ist unausweichlich
wie der Tod. Immer bereit zu sein, ihr Herz herauszureißen, es auf die Zun-
ge zu legen wie eine Hostie und zu zeigen, dass auch der restliche Körper
für den Herrn zubereitet ist, das erwartet er von seiner Frau.“ (55)

„[Die Frau; H.H.] ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ (59)

„Die Skala der Lust ist nach oben hin offen, dafür werden wir keinen Richter
brauchen. Der Mann benutzt und beschmiert die Frau wie das Papier, das er
herstellt. (...) Die Frau soll nicht um ihn herum kommen, daher hält er sie
kurz.“ (68)

Der Roman „Lust“ beschreibt zwar auch den Alltag des Direktoren-Ehepaars in seinen Einzelheiten (wie anschließend zu zeigen sein wird); vor allem aber scheint die Autorin das erbarmungslose System zu interessieren, das diese vielen Einzelheiten miteinander verbindet und ihnen Inferno-Charakter verleiht. Sie sieht offenbar da, wo andere - je nach Situation - mal die ‚Schokoladenseite‘ des ‚Lebens‘, der ‚Wirklichkeit‘, der ‚Sozialisation‘, der ‚Gesellschaft‘ sehen, mal die hässliche Kehrseite, einzig und allein nur die letztere. Die zahlreichen religiösen Textbezüge spielen aber gleichzeitig mit den religiösen Idealen, die nicht nur von der Realität nicht eingelöst werden, sondern makabrerweise eben dieser Realität, dieser Wirklichkeit sogar noch als vorzüglicher Schmierstoff dienen. Wirklichkeit gewissermaßen als niederträchtiger, doppelter Verrat an (ebenfalls korrumpierten oder sogar von vornherein verlogenen?) religiösen Idealen. Hermann und Gerti sind - so gesehen – zwei erbärmliche Sozialcharaktere einer erbärmlichen Gesellschaft, die

ihre Marionetten schlichtweg ‚verheizt‘. Während Franz Kafka in seiner Erzählung „Auf der Galerie“¹³⁴ wenigstens noch die Doppel-Gesichtigkeit der Wirklichkeit aufblitzen lässt, gibt es bei Elfriede Jelinek nicht einmal mehr den schönen Schein; das Unmenschliche an und in der Gesellschaft scheint für Elfriede Jelinek die einzig richtige Theorie von der Gesellschaft, vom Leben und Liebesleben in dieser Gesellschaft zu sein.

Die Menschen sind dazu verdonnert, „dem Geschlecht hinterherzurennen“, bis sie nur noch „genauso wichtig geworden sind wie dieses“. (79) Der Roman „Lust“ wird nicht müde, diese Besessenheit, dieses Immergleiche in seinen unzähligen Erscheinungsformen und Variationen zu demonstrieren, zu ‚belegen‘. Aber bei Hermann und Gerti ist die ‚Lust‘, die sie aus dem Sex ziehen, sehr ungleich verteilt. Seine männliche Lust scheint so etwas wie ihre weibliche Lust im Regelfall erst gar nicht aufkommen zu lassen. Mit anderen Worten: Seiner jederzeit allgegenwärtigen Lust, gepaart mit Rohheit, Grobheit und Brutalität, entspricht ihre ständige Angst, diese von Kollateralschäden begleitete ‚Lust‘ ihres Mannes im wahrsten Sinne des Wortes (schon wieder und immer wieder) erleiden zu müssen.¹³⁵

¹³⁴ „Auf der Galerie

Wenn irgendeine hinfällige, lungensüchtige Kunstreiterin in der Manege auf schwankendem Pferd vor einem unermüdlichen Publikum vom peitschenschwingenden erbarmungslosen Chef monatelang ohne Unterbrechung im Kreise rundum getrieben würde, auf dem Pferde schwirrend, Küsse werfend, in der Taille sich wiegend, und wenn dieses Spiel unter dem nicht aussetzenden Brausen des Orchesters und der Ventilatoren in die immerfort weiter sich öffnende graue Zukunft sich fortsetzte, begleitet vom vergehenden und neu anschwellenden Beifallklatschen der Hände, die eigentlich Dampfhammer sind – vielleicht eilte dann ein junger Galeriebesucher die lange Treppe durch alle Ränge hinab, stürzte in die Manege, rief das Halt! durch die Fanfaren des immer sich anpassenden Orchesters.

Da es aber nicht so ist; eine schöne Dame, weiß und rot, hereinfliegt, zwischen den Vorhängen, welche die stolzen Livrierten vor ihr öffnen; der Direktor, hingebungsvoll ihre Augen suchend, in Tierhaltung ihr entgegenatmet; vorsorglich sie auf den Apfelschimmel hebt, als wäre sie eine über alles geliebte Enkelin, die sich auf gefährliche Fahrt begibt; sich nicht entschließen kann, das Peitschenzeichen zu geben; schließlich in Selbstüberwindung es knallend gibt; neben dem Pferde mit offenem Munde einherläuft; die Sprünge der Reiterin scharfen Blickes verfolgt; ihre Kunstfertigkeit kaum begreifen kann; mit englischen Ausrufen zu warnen versucht; die reifenhaltenden Reitknechte wütend zu peinlicher Achtsamkeit mahnt; vor dem großen Salto-mortale das Orchester mit aufgehobenen Händen beschwört, es möge schweigen; schließlich die Kleine vom zitternden Pferd hebt, auf beide Backen küsst und keine Huldigung des Publikums für genügend erachtet; während sie selbst, von ihm gestützt, hoch auf den Fußspitzen, vom Staub umweht, mit ausgebreiteten Armen, zurückgelehntem Köpfchen ihr Glück mit dem ganzen Zirkus teilen will – da dies so ist, legt der Galeriebesucher das Gesicht auf die Brüstung und, im Schlußmarsch wie in einem schweren Traum versinkend, weint er, ohne es zu wissen.“ (Erzählungen, Frankfurt am Main Wien, 1994, S. 168 f.)

¹³⁵ Claudia Rademacher schreibt in ihrem Artikel „Jenseits männlicher Herrschaft – Pierre Bourdieus Konzept einer Geschlechterpolitik“: „Bourdieu verfolgt mit seiner Analyse der *Männlichen Herrschaft* das Ziel, eine Erklärung für die *erstaunliche Beharrlichkeit und Kontinuität männlicher Dominanz* zu liefern. Er geht davon aus, dass die Geschlechtsunterschiede nichts Natürliches, sondern etwas kulturell Erzeugtes sind. Sie werden durch machtvolle Diskurse mit ihren binären Klassifikations-schemata (oben/unten, groß/klein, hart/weich, aktiv/passiv, penetrierend/penetriert usw.) so tief in

„Ihr Mann kommt aus dem Büro zurück, und gleich reißt sie ihren Körper an sich, damit die Sinne des Mannes nicht auf den Geschmack kommen.“ (12)

„Jetzt hat die Frau nicht einmal Zeit, die Augen niederzuschlagen. Der Direktor pflichtet ihr nicht bei, als sie in die Küche will und etwas herrichten. Er ergreift entschieden ihren Arm. Zuerst will er sie sich vornehmen, dafür hat er zwei Termine abgesagt. Die Frau öffnet den Mund, um ihm abzusagen. Sie denkt an seine Kraft und schließt ihn wieder. Dieser Mann würde auch im Schoß von Felsen seine Melodie spielen, (...). Immer wieder geht dieses Lied los, dieser knallende Laut, der so furchtbar ist, von unwilligen Blicken begleitet. Die Frau hat nicht das Herz, sich abzuschlagen, sie wandelt wehrlos. Der Mann ist immer bereit und freut sich auf sich. (...) Der Mann ragt inmitten seiner Stacheln von Haar und Hitze aus sich heraus. So vergrößern die Männer sich und ihre Werke, die aber bald wieder hinter ihnen zusammenfallen. (...) Sie zappelt vor seinem Schwergewicht. Er schimpft laut über ihre Strumpfhosen, die er ihr längstens verboten hat. Strümpfe seien weiblicher und nützten die Löcher besser aus, wenn sie nicht überhaupt neue schaffen. (...) Überraschenderweise ist diese Frau heimlich durch Tabletten unfruchtbar gemacht, des Mannes nie besänftigtes Herz würde es nicht gestatten, daß aus seinem immer vollen Tank kein Leben ausgeschenkt werden kann.“ (17)

„Der Mann lebt in seiner eigenen Lebenshölle, aber manchmal muß er herauskommen und einen Ausflug auf die Weide machen. Die Frau wehrt sich, doch gewiß nur zum Schein, sie kann noch mehr Ohrfeigen bekommen, wenn sie die Seele des Mannes leugnen will, die sich hell erleuchten möchte.“ (18)

„Ein schlafender Hund ist der Mann, den man nicht hätte wecken sollen (...). Die Waffe trägt er unterm Gürtel.“ (21)

„Der Mann erschafft, vom Wind emporgeweht, die Frau, er zieht ihr den Scheitel und wirft ihre Beine auseinander wie welke Knochen. (...), er klettert in seinen Hausbergen herum auf sicherem gewohnten Steig, er kennt jeden Tritt, den er austeilt. (...) Bald wird er sich schreiend erleichtert haben, dieses riesige Pferd, das seinen Karren mit verdrehten Augen und Gischtflocken am Gebiß in den Dreck fährt.“ (24 f.)

„Sie versucht, ihn abzuschütteln, erlahmt aber bald, sie muß bleiben, die Augen zu. Nicht liebt er Wildes, wild ist er selber.“ (26)

Die Beispiele lassen sich beliebig fortsetzen. Man könnte meinen, sie seien Gerichtsprotokollen über Vergewaltigungen entnommen. Die Autorin würde solche Assoziationen vermutlich als Ablenkungsmanöver weit von sich weisen. Hermann

die Körper und Hirne eingraviert, dass das Kulturelle als Natur erscheint. (Vgl. Bourdieu...)", in: Bittlingmayer, Uwe H.; Eickelpasch, Rolf; Kastner, Jens; Rademacher, Claudia (Hrsg.): Theorie als Kampf? – Zur politischen Soziologie Pierre Bourdieus, Opladen 2002, S. 146

und Gerti sind sicher nicht als Ausnahmepaar, als Exoten gemeint, sondern als Phänotypen dieser unserer Gesellschaft, in der zwar nicht jedermann Direktor ist oder die Frau eines Direktors, aber in der jedermann wahrscheinlich durchaus (aus eigenem Erleben) nachvollziehen kann, wovon hier die Rede ist, und sei es das kleine Körnchen Wahrheit, das in jeder Übertreibung wiederzuerkennen ist. Freilich, die Jelinekschen Protagonisten sind andere als die von Thirlwell oder Barnes. ‚In Wirklichkeit‘ mag es in dieser konkreten Ausprägung weder die einen noch die anderen geben. Aber es gibt ‚in der Wirklichkeit‘ sicher unzählige Menschen, die zwischen solchen standardisierten und ‚verdichteten‘ Extremgeschöpfen angesiedelt sind, sei es, dass sie solches selber darstellen, sei es, dass sie eine Ahnung davon in sich tragen, die mal mehr, mal weniger im Inneren bleibt oder in der Lebenswirklichkeit zum Ausbruch kommt.

Der Sohn der beiden Eheleute ist zwar einerseits der (fest eingeplante) Stammhalter und Nachfolger (des Mannes), der als solcher ‚gezogen‘ und erzogen wird; andererseits ist er aber auch eine Nervensäge, die den Eltern dauernd im Weg steht:

„Das Kind, während seine Eltern, der Vater aufgedreht wie eine Flamme, die Mutter nur ein Hauch, mit dem das Glas beschlagen wird, eins über den andren herfallen, klappert gelangweilt mit dem Briefkastenschlitz. Der Schulbus steckt manchmal im starken Schnee des Winters fest.“ (30 f.)

Das Elternpaar, besonders der Vater, ist unterschwellig auf solche Störungen eingestellt und verfügt über ein Standardrepertoire von Beschäftigungen, mit dem der zur Unzeit auftauchende Sohn dann kurzerhand zwangsweise abgelenkt wird. „Das Kind spielt schon recht nett auf Befehl allein.“ (38) Schließlich möchte man sich vom Sohnmann nicht davon abbringen lassen, das einmal Angefangene auch zum Abschluss zu bringen. Oder das Kind

„überlegt ein Geschenk, das es gekauft haben möchte, um von den zusammengepflockten Eltern nichts Heimliches gesehen zu haben.“ (40)

Ob morgens im Ehebett, im Bad, in der Küche, im Wohnzimmer, in der Mittagspause oder nach Büroschluss und abends sowieso, Gerti muss immer damit rechnen, dass ihr Mann, das Tier in ihrem Mann, nach ‚Futter‘ verlangt, auf die ‚Weide‘ will, und zwar augenblicklich und ohne Umwege.

„Der Mann ergreift seinen ruhigen Binkel mit der Hand und drängt damit an die erstaunten Hintertüren seiner Frau. Die hört seinen Lendenwagen schon von fern kommen. Sie beginnt, kein Gefühl in sich wohnen zu lassen, aber wir haben ja noch einen Kofferraum. Da geht der schwere Genitalienhaufen hinein, nur keine Sorge wegen der Gerüche. Die Polster, überzeugend bezogen, bleiben nicht rein. Wie blind kassiert die Frau aus dem spuckenden Spender ihres Mannes, der ihre Brüste melkt.“ (32)

Da ständige Wiederholungen auch Routine erzeugen und Routine nach immer stärkeren Reizen verlangt, sorgt Hermann auch selber für ein wenig Abwechslung:

„Er schafft seiner Frau, damit ihr Körper sich jeden Tag ordentlich zum Dienst melden kann, Reizwäsche via Katalog an. Verwegenes hat er ausgewählt, damit sie den Vorbildern auf den Fotos gleich zu werden trachtet. Die Wäsche ist an sie verschwendet. Sie vergißt sie im Kasten und schweigt. Keine roten Spitzen stören ihre weite Ruhe, aber, wenn er es recht bedenkt, gerade so hat er es gern: daß sich seine Menschen ganz vergessen, wenn er ihnen die Liebesstricke gedreht hat.“ (34 f.)

Gerti hat ihre Drogen, mit denen sie versucht, der Eehölle wenigstens hier und da zu entkommen:

„Diese Frau hat sich erst letzte Woche einen Hosenanzug in der Boutique gekauft. Sie lächelt, als hätte sie was zu verbergen und hat doch nur das stumme Reich ihres Körpers. Drei neue Pullover versteckt sie im Schrank, um keinen Anlaß zum Mißtrauen zu geben, sie wolle sich mit ihrer blutenden Furche einen Wonnemonat bereiten. Doch sie pflückt nur die gütige Frucht Geld vom Baum ihres Mannes.“ (45)

Eine weitere Droge ist der Alkohol. Bekanntlich steigert der Abhängige gewöhnlich die Dosis im Laufe der Zeit so lange, bis der Alkohol endgültig die Oberhand gewinnt, das alte Ich Zug um Zug weiter demontiert. Elfriede Jelineks Gerti bildet hierbei keine Ausnahme. Im Rausch nimmt sie hier und da Reißaus von zu Hause. Weg zu kommen von ihrem Mann ist das Eine, was sie dabei umtreibt, merkwürdigerweise aber nur, um einen anderen Mann zu ergattern. In der Inhaltsangabe, zu Anfang dieses Hauptkapitels, wird erläutert, wie es ausgeht: Bei einem ihrer alkoholisierten Ausreißversuche gerät sie durch Zufall an einen Jurastudenten, der ihr unmissverständliches Angebot annimmt und mit der Betrunkenen ordentlich ‚zur Sache‘ geht, sie aber anschließend ‚brav‘ wieder zu Hause ‚abliefern‘. Ihr Mann ist zwar misstrauisch hinsichtlich dessen, was sich zwischen seiner Frau und dem Studenten außer dessen Wiederbring-Service sonst noch abgespielt haben könnte,

hakt aber, da er seinen ‚Lustspender‘ nun endlich wieder hat und in Beschlag nehmen kann, nicht weiter nach. Das Eheleben geht in eine weitere Runde. Doch Gerti stellt bei einem weiteren Reißaus ihrem Idol erneut nach und erwischt ihn auch inmitten einer ganzen Gruppe von Skifahrern und –innen. Diesmal beteiligen sich mehrere junge Leute daran, mit Gerti ein sexuelles Abenteuer am Rande der Skipiste zu erleben... Der Roman macht dann einen Sprung. Er endet damit, dass Gerti in einem weiteren Alkoholrausch ihr schlafendes Kind im Bett erstickt und anschließend in einem Bach ‚entsorgt‘. Dass der Roman am Schluss ins kriminelle Milieu abgleitet, ja, wie ein Kriminalroman endet, finde ich persönlich nicht überzeugend. Weniger (Fiktion), wäre hier - nach meinem Dafürhalten – Mehr (an Wirklichkeit) gewesen. Ein verpfushtes Leben endet normalerweise nicht unbedingt in der Psychiatrie oder im Gefängnis, zumal Elfriede Jelinek mit ihren Protagonisten ganz sicher keine Ausnahmeschicksale schildern will.

8 Soziologische Quintessenz für das Liebesleben von heute aus den sieben Romanen: Nicht nur Diskurs, sondern auch Wirklichkeit

8.1 Das zeitgenössische Liebespaar (Hans und Grete) und seine ‚Beziehungskisten‘ als (virtueller) Literaten-Golem: Der Golem lebt

Fasst man (wie der Autor dieser Arbeit) die vorgestellten Romane nicht als x-beliebige Hirngespinnste auf, die keinerlei Aussagen über ‚die Wirklichkeit‘ oder die ‚eigentliche Wirklichkeit‘ erlauben, sondern als ernsthafte Versuche, wenigstens wichtige Momente dieser Wirklichkeit so gut wie eben möglich zu simulieren, ‚einzufangen‘, liegt es nahe, die Ebene der individuellen Würdigung dieser Diskursbeiträge zu verlassen und stattdessen in die gleichsam generalisierende ‚Vogelperspektive‘ zu wechseln, um - mit mehr Abstand - das Diskusergebnis insgesamt in Augenschein zu nehmen und zu würdigen.

Dabei kommt es nicht darauf an, den einen Autor gegen den anderen hinsichtlich seiner tatsächlichen oder vermeintlichen Realitätsferne oder -nähe auszuspielen. Es geht vielmehr darum, die Gesamtheit der Aussagen, die Gruppenleistung der Autoren zu würdigen und zu prüfen, ob der (virtuelle) Golem, der sich als Diskusergebnis dabei herausschält, mit der Vorstellung von Lebenswirklichkeit von jedermann einerseits, der soziologischen Theorie andererseits kompatibel sein könnte. Dieser Ansatz setzt also mehr auf das Sowohl-als-auch der Literaten-‚Theorien‘ als auf das Entweder-oder. Dabei gilt, dass die Wirklichkeitsnähe mit der Zahl und Qualität der Autoren zwar zunimmt, *die* Wirklichkeit (die ein Phantom ist und bleibt) aber ohnehin nie erreicht wird, weil nicht zuletzt auch der ‚Sternenhimmel‘ der Möglichkeiten immer mehr ist als die zum Abstrahieren, Auswählen verdamnten Theorien zu leisten vermögen.

Die vorliegende Arbeit unterstellt, dass die Romanautoren ihrerseits schon eine Fülle von sehr unterschiedlichen ‚Erfahrungen‘ und ‚Beobachtungen‘, aber auch Wertungen theoretisierend und generalisierend zu Liebenden und deren Liebesordnungen ‚verdichtet‘ haben. Nunmehr geht es also um die Verdichtung solcher Verdichtungen. Dabei gilt es, Schwerpunkte noch deutlicher herauszuarbeiten und auf Einzelheiten, die für den Gesamtzusammenhang weniger wichtig sind, gänzlich

zu verzichten. Während Niklas Luhmann sein mehr oder weniger abstraktes Grundpaar bisweilen Ego und Alter nennt, sollen in dieser Arbeit die ‚Nachfolger‘ von Adam und Eva - gewissermaßen das heutige (virtuelle) Urpaar der sieben Romane zur Jahrtausendwende – ganz volkstümlich Hans und Grete heißen.

Hans und Grete leben zwar in der gleichen Zeit und im gleichen Kulturkreis, und das macht ihre Gemeinsamkeit aus¹³⁶; hinsichtlich ihrer Phylo- und Ontogenese können sie dabei aber trotzdem ganz unterschiedliche Entwicklungsbedingungen durchlaufen haben und weiterhin durchlaufen. Das hat zur Folge, dass nicht nur biologisch und psychologisch, sondern auch soziologisch Hans nicht gleich Hans und Grete nicht gleich Grete ist. Entsprechend gilt das auch für die ‚Liebesordnungen‘ bzw. ‚Beziehungskisten‘, die sie miteinander eingehen.

Generell ist festzuhalten, dass die sieben Romane sich eher mit der problematischen Seite des Liebeslebens befassen und sich weniger mit dem beschäftigen, was banale Alltagsroutine ist. Möglicherweise gilt das auch und gerade für das Thema Sex. Beides könnte und dürfte damit zu tun haben, dass sich spannende, konfliktreiche und von Sex und Erotik ‚prickelnde‘ Themen besser verkaufen lassen. Um es mit Zeruya Shalev auf den Punkt zu bringen: „Gelungenes Leben ist literarisch letztlich uninteressant.“¹³⁷ Das heißt aber noch lange nicht, dass dadurch die Wirklichkeit-erzeugende Funktion der Literatur beeinträchtigt würde. Die Literatur trägt sicher nicht unerheblich dazu bei, dass die Utopien, die Sehnsüchte, die Wünsche und Ansprüche der Menschen, besonders der Liebenden unter ihnen, hinsichtlich eines gelingenden Liebeslebens, und zwar eines im Hier und Jetzt und nicht erst in ferner Zukunft oder gar im Jenseits, weiter gesteigert werden.

8.2 Das Alter¹³⁸ der Liebenden: Mit dem Leben verlängert und verändert sich auch das Liebesleben

¹³⁶ Die Vorstellung, dass Liebe, wenn eben möglich, eine exklusive Paarbeziehung ist, die, wenn nicht für immer, so doch wenigstens für lange Zeit die Liebenden aneinander binden sollte und durch gegenseitige Liebe und nichts anderes gerechtfertigt ist, enthält christliche Wurzeln, die, mit bürgerlich-demokratischen und romantischen Versatzstücken angereichert und verändert, eine erstaunliche Überlebensfähigkeit und Robustheit gegenüber gesellschaftlichen Veränderungen entwickelt hat.

¹³⁷ Zitiert aus einem Interview mit Zeruya Shalev in Cicero, Heft März 2006

¹³⁸ Darauf, dass sich Liebesbeziehungen je nach Alter und Lebensphase der Liebenden ganz verschieden darstellen, hat Günter Burkart zu Recht besonders hingewiesen. Burkart, Günter: Lebens-

Die für diese Arbeit herangezogenen Autoren und Werke interessieren sich – mit Ausnahme von Thirlwell, dessen männliche und weibliche Protagonisten Mitte zwanzig sind – mehr für die ‚reiferen‘ Altersjahrgänge: Liebende um die Dreißig (Shalev), Vierzig (Barnes), knapp oder gut Fünfzig (Coetzee, Jelinek (?)), Sechzig (Shalev), Fünfundsechzig und älter (Roth, Walser). Genauer gesagt, gilt das mehr für einzelne Phasen im Liebesleben dieser Akteure. In bestimmten Phasen des Liebeslebens interessieren Partner, die in etwa gleichaltrig sind, in anderen Phasen vorzugsweise solche, bei denen der Altersabstand sehr groß ist, sogar mehrere Jahrzehnte beträgt. Dabei ist Hans im Regelfall in einem Paarverhältnis gestartet, bei dem er in etwa so alt ist oder war wie seine Partnerin. (Das gilt für alle sieben Romane). Wechselt er in späteren Jahren die Partnerin(nen), ist Grete meistens wesentlich jünger als er. Gretes Startbekanntschaften sind oft etwas, aber nicht viel älter als sie (alle sieben Romane); in Ausnahmefällen ist ihr Hans aber auch mal wesentlich älter als sie, eben einer, der bereits eine oder mehrere Partnerschaften hinter sich hat und nun im Begriff ist, sich mit Hilfe seiner Partnerin(nen) zu ‚verjüngen‘. (Roth, Coetzee). Im Zweifelsfall findet aber auch Grete Gefallen an einer solchen ‚Verjüngungskur‘. (Walser, Jelinek).

Ob Hans und Grete (wie bei Thirlwell) um das Jahr 2000 Mitte zwanzig Jahre alt sind oder im Jahre 1955 (wie bei Roth und Walser), ist schon ein gewaltiger Unterschied. Da die Autoren in beiden Fällen in etwa so alt sind wie die Protagonisten in ihren Romanen, ist der Erfahrungshorizont jeweils ein ganz anderer. Der Hans bei Roth, Coetzee, Shalev, Walser ist gut fünfzig (Coetzee) oder sogar sechzig Jahre und älter (Roth, Shalev, Walser). Bei Roth und Coetzee ist die Zeit, in der Hans mit einer in etwa gleichaltrigen Grete nicht nur liiert, sondern sogar verheiratet war, längst vorbei. Beide suchen ständig Frauen, die wesentlich jünger sind als sie. Sie brauchen ihre Grete in erster Linie als willfähriges, anpassungsfähiges, naives, geistig möglichst unterlegenes Sexualobjekt; an ihrer Person, geschweige denn an einer langfristigen Bindung mit dieser Person sind sie weniger oder gar nicht (mehr) interessiert. Dass ‚die Konvention‘ solche Männer eher unter den Stichworten Macho und Casanova auszugrenzen versucht, ist nicht verwunderlich, zumal die offiziellen Zeichen der Zeit (in den letzten Jahrzehnten ganz besonders) eher

phasen – Liebesphasen. Vom Paar zur Ehe, zum Single und zurück?, Opladen 1997, S. 100 ff.; 240 ff.

auf Gleichberechtigung, Gleichrangigkeit und Partnerschaft der Geschlechter stehen als auf Ungleichheit, Über- und Unterordnung. Stuart, einer der beiden männlichen Protagonisten in „Liebe usw.“ von Julian Barnes, hat das Gefühl, dass er bei Gillian, seiner einzigen großen Liebe, nach zehn Jahren Abwesenheit viel besser ‚ankommt‘, wenn er seine inzwischen gewonnene Lebenserfahrung als Geschäftsmann einbringt und mit einem Schuss Machogebaren versieht, auf das ständige und ‚nervende‘ Aushandeln von gegenseitigen Wünschen und das wechselseitige Rücksichtnehmen verzichtet.

Aber, und auch das ist festzuhalten, es gibt auch noch und wieder die eine oder andere Grete, die Partner auf Augenhöhe, das permanente Aushandeln von männlichen und weiblichen Ansprüchen, die Verdopplung der eigenen Unzulänglichkeit langweilt und sich nach einem Hans sehnt, der weiß, wo es langgeht, der eben ein Mann ‚von altem Schrot und Korn‘ ist (oder zumindest für eine längere Zeit zu sein scheint). So eine ist Shalevs Ja’ara, die ihren braven, unbedarften (jungen und etwa gleichaltrigen) Joni am liebsten so schnell wie möglich gegen den (alten) souveränen Arie eintauschen möchte, zum Schluss aber zu der (durchaus nachvollziehbaren) Erkenntnis kommt, dass sie sich weder an den einen, noch den anderen ‚binden‘, sondern sich stattdessen lieber ihrer hoffnungsvollen akademischen Karriere widmen sollte, zumal ihr dabei gelegentliche erotisch-sexuelle Abenteuer, an denen sie sehr wohl interessiert ist, mit dem Witwer Arie nicht entgehen müssten.

Da die Lebenserwartung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gestiegen ist, das Leben sich also im Durchschnitt verlängert hat, tendenziell pro Frau oder Paar weniger Kinder geboren werden, mithin die Zeit, in der man mit der ‚Aufzucht‘ von Nachkommen weitestgehend ausgelastet, d.h. von anderen Beschäftigungen mehr oder weniger absorbiert ist, abnimmt, persönliche Beziehungen im Meer der unpersönlichen Beziehungen wichtiger werden, bekommt das Liebesleben, das gelingende ebenso wie das misslingende, für die Lebensqualität des Einzelnen (zumal in einer sich weiter säkularisierenden Welt) eine zunehmende Bedeutung, um nicht zu sagen: sogar Schlüsselcharakter.¹³⁹ So gesehen, kann Liebe, das Liebesleben zum *Himmel* und zum *Paradies*, aber auch zur *Hölle auf Erden* werden.

¹³⁹ Ulrich Beck meint, dass der „Liebe mit ihrem ganzen Kosmos, ihren höchsten und hinteren Werten, ihren höllischen Himmeln und himmlischen Höllen, mit ihrer *ganzen tierischen* Menschlichkeit“ eine Art Schlüsselcharakter bei der Frage nach dem Sinn des Lebens in einer postchristlichen,

8.3 Umgang mit Sexualität¹⁴⁰: Mehr Sex, weniger Eros¹⁴¹

In allen sieben Romanen geht es schwerpunktmäßig um das Liebesleben der Protagonisten. Dabei nehmen die Wahrnehmung von und der Umgang mit Sexualität einen besonders breiten Raum ein.¹⁴² Die Autoren übertreffen sich gegenseitig geradezu darin, mit den Tabus von gestern gnadenlos zu brechen. Je direkter und ungenierter sie darüber reden können, worüber man vor nicht allzu ferner Zeit noch gar nicht in der Öffentlichkeit zu reden wagte, desto wohler scheinen sie sich zu fühlen. Vermutlich hätte keiner der sieben Romane bei früheren Zensurgepflogenheiten des Staates, geschweige denn der Kirchen geschrieben, erst recht veröffentlicht werden können. Dabei geht es nicht nur um das Reden über das bisher öffentlich Unaussprechbare, sondern auch und gerade um das Tun des bisher ‚Sündigen‘, Verpönten, Unerlaubten, Verbotenen, Unterdrückten. Je verruchter, sündiger, verbotener etwas (vor den Tribunalen überindividueller, traditionsreicher Institutionen) einmal war, desto hoffähiger, akzeptierter scheint es (vor den ‚privaten‘ Tribunalen der sich durch solche Institutionen und Traditionen nicht mehr ‚gebunden‘ fühlenden Individuen von heute) zu sein.

Ein Blick in den von Papst Benedikt XVI. wesentlich mit überarbeiteten jüngsten „Katechismus der Katholischen Kirche“, einer überarbeiteten Kurzfassung – „Kompendium“¹⁴³ – des großen Katechismus, zeigt, dass zwischen den Vorstellungen

nachtraditionellen Postmoderne zukommen könnte. (Beck, Ulrich: Die irdische Religion der Liebe, in: Beck, Ulrich / Beck-Gernsheim, Elisabeth: Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt am Main 1990, S. 223

¹⁴⁰ Dass und inwiefern Sexualität für Liebesbeziehungen einen ganz anderen und viel höheren Stellenwert bekommen hat als früher, weisen unter anderen Anthony Giddens und Niklas Luhmann sehr ausführlich nach: Giddens, Anthony: Wandel der Intimität – Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften, Frankfurt am Main 1993. Luhmann, Niklas: Liebe als Passion – Zur Codierung von Intimität, Frankfurt am Main 1994

¹⁴¹ Vgl. Wellershoff, Dieter: Der verstörte Eros. Zur Literatur des Begehrens, Köln 2001

¹⁴² Die nahezu ausufernde Beschäftigung mit Sex und Erotik in der Literatur und anderswo mag zusätzlich auch damit zu erklären sein, dass „sex sells“, sich gut verkauft, was wiederum damit zusammenhängen könnte, dass die durch Sex erhofften und ersehnten Lustgewinne – ähnlich wie die romantische Liebe – im Alltag der Zeitgenossen viel seltener sind, als sie sich eingestehen möchten. Insofern versprechen Liebe und Sex etwas, was Liebe und Sex vielfach gar nicht einlösen können. Man könnte die in der Einleitung erwähnte These von Nietzsche, dass Homer keine Odyssee verfasst hätte, wenn Homer ein Odysseus gewesen wäre, und Goethe keinen Faust, wenn Goethe ein Faust gewesen wäre, auch auf die modernen Romanautoren anwenden: Dass sie so viel über Sex und unangepasste Individuen schreiben, hängt möglicherweise auch damit zusammen, dass sie in dieser Beziehung viel ‚braver‘, ‚biederer‘ und ‚angepasster‘ sind und leben als ihre ‚Helden‘.

¹⁴³ Katechismus der Katholischen Kirche – Kompendium, Übersetzung aus dem Italienischen im Auftrag der deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2005

von Wirklichkeit, dem Realitätsverständnis von Katholischer Kirche als einer der wichtigsten Repräsentanten der (ehemals das ganze ‚Abendland‘ wesentlich mitprägenden) Christenheit einerseits und dem der hier (durch sieben Romane) repräsentierten Zeitgenossen, der säkularisierten ‚Herde‘ andererseits, inzwischen ganze Welten klaffen.

Im Katechismus heißt es bei Frage 502 über „Verstöße gegen die Würde der Ehe“: „Solche Verstöße sind: Ehebruch, Ehescheidung, Polygamie, Inzest, freies Verhältnis (Zusammenleben, Konkubinat), vor- und außerehelicher Geschlechtsverkehr.“ Was die Empfängnisverhütung anbelangt, ist Eheleuten diese nach katholischer Auffassung (Frage 497) nur in Form der „Empfängnisregelung“, nämlich „durch zeitweilige Enthaltensamkeit und die Wahl von unfruchtbaren Perioden“ erlaubt, nicht aber durch Handlungen und Mittel, die das ausdrückliche Ziel haben, eine „Fortpflanzung zu verhindern.“ (Frage 498)

Die sieben Autoren, darunter immerhin zwei Literatur-Nobelpreisträger (Coetzee, Jelinek), sehen ihre Protagonisten in ganz anderen Welten, ohne dass man den Eindruck hätte, dass sie nur ein neues ‚Sodom und Gomorrha‘ beschreiben und kritisieren wollten. Extremere könnten sich der uralte Philosophische Realismus¹⁴⁴ der Theologie und die (in diesem Fall durch Literaten repräsentierte) vulgäre ‚diesseitige‘ Wirklichkeitsauffassung nicht gegenüber stehen als in diesen Schriften. Anders ausgedrückt: Die weitestgehend statischen, an Grundprinzipien orientierten und ‚abstrakten‘ Ideale der (Katholischen) Kirche und das allgemeine ‚Lebensgefühl‘, die ‚Weltsicht‘, die Auffassungen über ‚Gott und die Welt‘ der Zeitgenossen (zumindest einer deutlichen Mehrheit der Zeitgenossen in unserem Kulturkreis) haben sich – gerade bei der Thematik Liebesleben/Liebesordnungen – in den letzten Jahrzehnten noch schneller und noch weiter auseinander entwickelt als je zuvor.

¹⁴⁴ „Es ist zu bemerken, dass >>Realismus<< hier eine andere, ja entgegengesetzte Bedeutung hat als im neueren Sprachgebrauch. In diesem verstehen wir unter einem >>Realisten<< einen Mann, der sich an die uns in Raum und Zeit umgebende Wirklichkeit hält, während der ihm gegenüberzustellende >>Idealist<< in dieser Welt eine bloße >>Erscheinung<< sieht und die eigentliche Wirklichkeit hinter den Dingen, in den Ideen sucht. Realismus im Sinne der Scholastik ist aber ziemlich genau das, was wir heute als Idealismus bezeichnen würden, nämlich die Lehre und Überzeugung vom Vorrang der allgemeinen Ideen und ihrer höheren Wirklichkeit im Vergleich zu den Einzeldingen.“ Störig, Hans Joachim: Kleine Weltgeschichte der Philosophie, Frankfurt am Main 1993, S. 237

In zwei Romanen (Walser und Jelinek) bleiben Hans und Grete (durchaus unter Bezugnahme auf religiöse Grundüberzeugungen) zwar bis zuletzt, bei Walser definitiv lebenslang, ein Paar, aber um welchen Preis? Bei Walser endet die Ehe Susi und Edmund Gern zwar erst nach zweiundvierzig Ehejahren durch den Tod von Edmund; aber bereits nach etwa fünf Ehejahren und zwei Kindern verständigte sich das Paar darauf, zwar weiterhin den ‚Tisch‘ miteinander zu teilen, aber nicht mehr das ‚Bett‘. Letzteres teilten sie seitdem mit anderen Partnern: er parallel mit diversen Freundinnen, Ehefrauen, in einem Fall aber auch gegen Bezahlung und für teure Geschenke; sie ‚brav‘ nacheinander mit möglichst jungen unverheirateten Männern aus anderen Kulturkreisen, immer ursprünglich mit dem festen Vorsatz, diesen ‚Neuen‘ nunmehr allein und für immer zu lieben. Das alles geschah nur deshalb, weil Edmund Sex nur in der Ehe auf Dauer unerträglich fand und sich nach fünf Jahren zu einem (für seine Frau letztlich untragbaren) ‚Seitenspringer‘ und ‚Rudelbumser‘ entwickelte, die (für sie) weiterhin unabdingbare Exklusivitätsregel einseitig kündigte. Jelineks Hermann, uneingeschränktes Familienoberhaupt in der aus katholischen und bürgerlichen Mustern geprägten ‚Versorgungsehe‘, ist eine unermüdliche ‚Sexmaschine‘, die Gerti, die ‚Partnerin‘ des ‚Monsters‘, unentwegt und ohne Empathie sexuell ‚niederwalzt‘, sozusagen ‚permanentvergewaltigt‘, nachdem er, Hermann, die unentwegten Seitensprünge auf Grund des zu hohen Aids-Risikos zähneknirschend einstellen musste. Hermann ruiniert seine Frau, ohne es zu merken; sie bekommt depressive Schübe, wird Alkoholikerin und tötet im depressiven Rausch ihren Sohn, der auf dem besten Wege ist, in vielerlei Beziehung dem Monster-Vater ähnlich zu werden.

Bei Roth und Coetzee haben Hans und Grete den Versuch, als Eheleute miteinander auszukommen, längst aufgegeben. Das Modell ‚Ehe mit einer, aber Sex mit allen möglichen Frauen‘ war auch hier zum Scheitern verurteilt. Die Ehefrauen dachten gar nicht daran, sich ihren Mann mit anderen Frauen zu teilen. Dass ihr Mann mehr mit ihren Geschlechtsorganen als mit ihnen selber verheiratet zu sein schien, genügte ihnen verständlicherweise nicht. David Kepesh (der Hans bei Roth) wurde von seiner Frau seinerzeit regelrecht ‚rausgeworfen‘; das ‚Zölibat‘ einer Ehe (nur mit der eigenen Frau schlafen zu dürfen!) hat er nach der Scheidung für immer gemieden. Fortan schwärmte er für Grete als Gattungswesen, als jederzeit austauschbares Sexualobjekt. Für Bindung und Nachkommenschaft war der

Professor für Literatur und ‚Kulturexperte‘ nicht mehr zu haben, allenfalls für „harmonischen Hedonismus“¹⁴⁵, zeitweise auch mit mehr als einer Frau gleichzeitig. Das Hintergehen und Betrügen gehörte gewissermaßen auch nach der Ehe zum Kerngeschäft des Liebeslebens.

Coetzees Hans (Professor David Lurie) hatte nach seinem eigenen Verständnis zwar eine besondere Schwäche für intellektuelle Frauen, zumindest heiratete er zweimal eine solche Frau; aber beide Ehen endeten mit einer Scheidung, weil der Ehemann seine Casanova-Natur nicht verleugnen konnte und wollte. Wie sein amerikanischer Professoren-Kollege (bei Roth) hielt er es von da an lieber doch nur mit Frauen, denen er geistig überlegen war, die seine Überlegenheit nicht in Frage stellten, auf sein kulturelles Kapital blind abfahren.¹⁴⁶ Fügsam mussten sie sein, und sie sollten nicht an ihm herumkritteln. Soraya, die junge, exotische Frau aus einer anderen Kultur, die er von einer Agentur gegen Entgelt regelmäßig eineinhalb Stunden pro Woche mieten konnte, schien seinem ‚wirklichen‘ Ideal am nächsten zu kommen. Als er ungeniert und sorglos mit Melanie, seiner eigenen Studentin (was natürlich gegen seine vertraglichen Verpflichtungen als Professor verstößt), anbandelt und eine offenbar vom Vater Melanies beeinflusste Anzeige die Universitäts-Obrigkeit auf den Plan ruft, hadert der Professor larmoyant mit dem Schicksal und der schadenfrohen Öffentlichkeit. Wenn man schon den Casanova spielt, muss man das, etwa wie sein Roman-Kollege bei Roth, geschickter machen. Wer die echten und unechten ‚Moralisten‘ unnötig reizt, muss sich nicht wundern, wenn er die Quittung bekommt. Coetzees Professor Lurie ist weniger eine tragische Figur (es sei denn, man lässt ihm seine antiquierte Casanova-Obsession als Suchtkrankheit durchgehen, wofür – nach Giddens – einiges spräche), sondern eher eine ‚Lachnummer‘, ein ‚Dummerchen‘. Sein Canossa-Gang wirkt auf alle anderen zu Recht komisch und antiquiert. Erst, wenn man uns auf die Schliche kommt, er-

¹⁴⁵ Es ist kein Zufall, dass der „harmonische Hedonismus“ von Professor Kepesh nahezu ausschließlich auf die Harmonie in Sachen Sex zielt. Mit der von Montaigne ins Spiel gebrachten Freundschaft (Liebe), die Geist, Seele und Körper gleichermaßen umfasst und seitdem mehr und mehr die Liebesideale beherrscht, hinter die man nicht so einfach mehr zurückfallen kann, ohne in Regression zu geraten, meidet der Professor und ‚Kulturexperte‘ nicht von ungefähr.

¹⁴⁶ Dass Frauen hinsichtlich allgemeiner Ausbildungschancen anders (schlechter) behandelt wurden als Männer, war früher (anders als heute) allgemein üblich. In anderen Kulturkreisen ist das heute noch so. Insofern war es gang und gäbe, dass relativ gut ausgebildete Männer mit relativ schlecht ausgebildeten Frauen verheiratet waren. Heute sind solche Bildungsunterschiede bei Paaren seltener geworden, aber auch nicht ‚ausgestorben‘. Es versteht sich von selbst, dass gleich gut ausgebildete Frauen männlichen Dominierungsattitüden ganz anders begegnen als vergleichsweise weniger gebildete Frauen.

wischt hat, meldet sich das Gewissen, bemerkt Melanies Vater zu David (Coetzee). Sind die ‚Hyänen‘ der ‚social control‘ aber erst wieder außer Sicht- und Hörweite, zeigt sich, ob sich Casanova überhaupt zu ändern vermag oder ändern will. Bei David scheint trotz seiner eigenen Umerziehungsbemühungen gewissermaßen ‚Hopfen und Malz verloren‘.

Die männlichen Protagonisten bei Roth, Coetzee, Walser und Jelinek mit ihrem Wir-sind-nun-mal-von-Natur-aus-polygam-veranlagte-gleichwohl-höhere-und-edle-Triebwesen-erkennt-das-doch-bitte-endlich-an-Appell stoßen in einer Welt, in der die Frauen ihre Bildungsdefizite weitgehend beseitigt haben, die männlichen Privilegien (Doppelmoral in der Ehe; Versorger-Monopol) mehr oder weniger beseitigt sind, zunehmend auf (verständlicherweise) taube Frauen-Ohren. Der Hans, der auch heute noch auf dieser Welle zu reiten versucht, dürfte es immer schwerer haben, seine Grete zu finden. Das ‚sterbende Tier‘ der alten Garde verspürt zwar durch die allgemeine Freizügigkeit und die gut sortierten ‚Liebesmärkte‘ neuen Auftrieb und neuen Appetit; aber die ‚Beute‘ hat sich inzwischen – wie es scheint nachhaltig – verändert. Sie geht ihrem hungrigen ‚Jäger‘ nicht mehr so leicht ‚auf den Leim‘.

Möglicherweise bleibt – nach weiteren Wellen der Emanzipation und sexuellen Revolution – bei der Sexualität der Frauen, wenn man die abzieht, die diese eigentlich nur den Männern zuliebe, gewissermaßen nolens volens praktizieren (Roth, Walser, Shalev, Thirlwell), nicht aber aus einem eigenen tiefen Bedürfnis heraus, weit weniger übrig als bei ihren männlichen Partnern.¹⁴⁷ Und dieses Sexproblem lauert und nagt in und an vielen heterosexuellen Paarbeziehungen. (Roth, Shalev, Walser, Thirlwell) Das Liebesleben von Hans und Grete hat heute - früher oder später – mit Sexproblemen zu tun. Das gilt für das Verlieben, das Lieben und das Entlieben und in heterosexuellen Liebesbeziehungen aller Art. Liebende, die es verstehen, ihr Sexualleben in ihr Liebesleben zur Zufriedenheit beider Seiten zu integrieren, haben ganz andere Chancen, länger miteinander auszukommen, als solche, denen diese Integration nicht gelingt. Dass das ohne die ‚Fernlenkung‘ Dritter nicht einfacher geworden ist, liegt auf der Hand. Die berühmte Frage aus dem Kindergarten an die Kindergärtnerin, ob man etwa schon wieder spielen müsse, was man

¹⁴⁷ Im Übrigen gibt es auch Menschen, die asexuell sind, also keinerlei ‚Appetit‘ im sexuellen Sinne verspüren. Vgl. Frankfurter Rundschau vom 11.05.05

wolle, lässt sich auch auf zahlreiche Liebende von heute übertragen: Wo sind die festen Regeln und Richtschnüre geblieben, die einfach galten, ohne dass man darüber nachdenken musste? Einerseits freut man sich über die neuen eigenen Freiheiten; andererseits leidet man unter dem Stress, nunmehr alles und jedes selber aushandeln zu müssen.

Offenbar hat der angstfreiere Umgang mit Sexualität (mit der eigenen und mit der des Partners, der Partnerin) ganze Systeme von Selbstverständlichkeiten ins Rutschen gebracht, sicher geglaubte ‚Erkenntnisse‘ wieder in Zweifel gezogen: was in sexueller Hinsicht *den* Mann, *die* Frau ausmacht, welche Art von Sexualität ‚natürlich‘ und welche ‚unnatürlich‘ ist, inwieweit Sexualität bei ein und demselben Partner heute (bzw. morgens) so, morgen (bzw. abends) so beschaffen sein kann, ob ein Liebender oder eine Liebende überhaupt das empfindet, was der oder die andere erwartet, erwarten kann. Die Möglichkeiten, hierbei punktuell oder strukturell aneinander vorbei zu empfinden, zu erleben, sind sehr groß. (Besonders gilt das für die Protagonisten von für Thirlwell; aber - mit Einschränkungen - auch für die aller anderen Autoren.) Andererseits ist das für Liebende, die im Laufe von Jahren einen erheblichen Fundus gegenseitigen Vertrauens ‚erarbeitet‘ haben, auch kein Szenario, das nicht gemeistert werden könnte. Bei Barnes haben Hans und Grete (Oliver und Gillian), besonders letztere, den Geschlechtsverkehr in der Ehe in Kenntnis dieser Gefahrenzonen so effizient organisiert, dass so leicht nichts ‚anbrennen‘ kann. (Einvernehmen darüber, wie oft und wann man miteinander schläft, wer dabei was wie ‚braucht‘ oder gern hat, dass und wie man dabei ‚verhütet‘ usw. usf.)

Wie Religion (Kirche) Sexualität früher gesehen hat und heute noch sieht, haben die wenigen Zeilen aus dem Kompendium des Katholischen Katechismus illustrieren können: Sexualität, die sich aus ihrer (in kirchlicher Sicht) einzigen positiven Funktion, der nämlich, im Rahmen einer Ehe für Nachkommenschaft zu sorgen, löst, ist tendenziell verwerflich, sündhaft. Die Lehre von der „unbefleckten Empfängnis“ bedeutet im Umkehrschluss ja wohl auch, dass sogar *jede* (zwischen Menschen praktizierte) Empfängnis (also auch die von der Kirche gewünschte, erlaubte) die Liebenden „befleckt“.

In vier der sieben Romane (Roth, Coetzee, Barnes, Thirlwell) spüren Hans und Grete ihre christlich-jüdischen Wurzeln im Liebesleben gar nicht mehr; sie halten alles, was mit Liebe zu tun hat, (verständlicherweise) für ihr ureigenstes Hoheitsgebiet. Bei Walser, Shalev, und Jelinek ist das anders: Die Protagonisten sind sich in Punkto Liebesleben bei ihren ‚Weltbildern‘ ihrer religiösen Vorbilder (noch) mehr oder weniger bewusst; sie richten sich hier und da auch noch nach einzelnen Elementen dieser Vorbilder; sie kommentieren sie aber insgesamt wenig wohlwollend, sondern eher herablassend und zynisch. Wenn ich schon die ‚Sünde‘ des Ehebruchs begehe, dann kann ich das ruhig auch mehrmals tun; es kommt ja dann eh nicht mehr so genau darauf an, meint zynisch Shalevs Grete (Ja’ara). Und Susi (Walsers Grete) stellt fest, dass die muslimischen Männer an der ehelichen Treue so ernsthaft festhalten, rührt nur daher, dass sie ihren Gott und ihren Glauben noch ernst nehmen. Ihr wäre eigentlich ein Liebhaber lieber, der ihr um ihrer selbst willen treu ist, nicht, weil Allah es – bei Strafe des Zuwiderhandelns – so gebietet. Entweder sind die Männer, meint sie, gottlos und auf viele Frauen aus oder gottesfürchtig und treu. Beides ist für sie extrem unbefriedigend. Die Frauen selbst spielen dabei offenkundig nur eine Nebenrolle. Bei Jelinek folgen die Protagonisten in Sachen Liebesleben mehr oder weniger blind ihren von ‚Natur‘, Gesellschaft und Kirche modifizierten archaischen Urinstinkten; ihre widerwärtige „Lust“ hat – gerade in dieser Mischung etwas Barbarisches, Teuflisches. Die Protagonisten merken gar nicht, wie wenig autonom sie agieren und reagieren; das merkt nur die ‚alles durchschauende‘ Erzählerin (Autorin?). Ob schon die katholischen Ideale pervers sind oder nur deren Verbiegung und Instrumentalisierung durch die Postreligiösen, bleibt eine mehr oder weniger offene Frage. Bei Shalev betreibt man doppelten Ehebruch, auch Liebe im ‚Dreier‘ und liebt sich, während die Frau des Liebhabers im Sterben liegt. Nicht zuletzt vermag der frische Witwer im Wohnzimmer tagsüber die einwöchige Schiwa zu Ehren seiner verstorbenen Frau (für seine Trauergäste) überzeugend zu gestalten, um nachts in der gleichen Wohnung im bisherigen Eheschlafzimmer, in dem alle Spuren von Krankheit und Tod schon beseitigt sind, mit der jungen Geliebten ungeniert seine Parallelbeziehung aufleben zu lassen.

Man ahnt, welche Verstimmungen und Gereiztheiten solche ‚Blasphemien‘ bei denen auslösen können, denen ihr Glauben noch ‚blutiger Ernst‘ ist! Die neuerdings überall aufflackernden Animositäten in den ‚Parallelgesellschaften‘ mit muslimi-

schem Hintergrund im Kulturkreis mit christlich-jüdischem Hintergrund haben sehr viel mit dem unterschiedlichen ‚Sittlichkeitsverständnis‘ bezüglich Sexualität und Geschlecht zu tun. (Die Stichworte „Zwangsehe“ und „Ehrenmorde“ mögen hier als zwei Beispiele für viele Problemfelder genügen.)

8.4 Sonstige körperliche Befindlichkeiten: Mehr Körper, weniger Seele

In einer Zeit, in der das Verständnis für die Einbettung des Lebens in größere geistig-religiöse oder sonstige überindividuelle, traditionsreiche Zusammenhänge (etwa die großer Familien) mehr und mehr abhanden kommt, gewinnen die Punkte, die für ‚diesseitiges‘ Glück eine vorrangige Rolle spielen könnten, allgemein an Bedeutung. Das Altern und die damit verbundenen Defizite möchte man so weit wie eben möglich hinauszögern (Roth, Coetzee, Walser). Vitalität und Jugendlichkeit gelten als Trumpf, den man sich nur widerstrebend und ungern entwenden lässt. (Roth, Coetzee, Walser) Sex bis ins hohe Alter zu spüren und praktizieren zu können, gilt, ähnlich wie – nach Max Weber - der wirtschaftliche Erfolg von puritanischen Kaufleuten im frühen Kapitalismus, als Fingerzeig für ein alles in allem gelingendes, erfolgreiches Leben. Diesmal ist das aber kein Fingerzeig Gottes, sondern die eigene Philosophie des tendenziell gottlos(er) gewordenen Zeitgenossen. Coetzees Hans (Professor David Lurie), der bei seinem heimlichen Idol, Lord Byron, nach Vorbildern und Parallelen für ein unkonventionelles, erfülltes Liebesleben sucht, ist regelrecht erschreckt, als er – selber über fünfzig - bei Byron den (trotz seiner detaillierten Byron-Kenntnisse) überraschenden (verdrängten) Hinweis findet, dass man den Zenit seines Liebeslebens wohl mit gut dreißig Jahren bereits erreicht haben dürfte. Selbst wenn man heute durchschnittlich länger ‚jung‘ bleibt und später ‚alt‘ wird als zu Byrons Zeiten, ist das nur ein schwacher Trost. Wenn man jung und vital ist, ist man ‚in‘, wenn man alt und schwach ist, ist man ‚out‘.

So gesehen, erfahren ‚Gaben‘, die man zum großen Teil selber nur bedingt beeinflussen kann, wie Gesundheit und Schönheit (insbesondere die Schönheit des weiblichen Geschlechts als ‚Wert‘ für das männliche), aber eben auch Aussehen, Auftreten, Erscheinung, Figur und Fitness einen Wertzuwachs, zumal, wenn man wesentlich auf ‚äußere Vorzüge‘ aus ist, mit der Person, mit der ‚Seele‘ des Partners nichts oder nur wenig anfangen kann. (Roth, Coetzee; anders bei Barnes und

Thirlwell, bei denen sich die Liebenden ausdrücklich auch und gerade für ihre ‚Person‘ und nicht nur für deren Geschlechtsorgane interessieren). Geraten die Liebenden, die sich hauptsächlich wegen ihrer ‚äußeren‘ Vorzüge gewählt haben, in dieser Hinsicht ins Hintertreffen, mit anderen Worten, werden sie alt, schwach und/oder krank, zerbrechen diese Beziehungen leichter als die von Partnern, die sich in überindividuelle Sinnkonstruktionen eingebettet sehen oder auch sonst (ohne solche Konstruktionen) mögen und schätzen. Aus dem - falls man eine Ehe eingegangen ist - ehemals sakramentalen Bündnis ist dann unter Umständen eine schlichte Beziehungskiste geworden, und die ehemals robuste Beziehungskiste entpuppt sich möglicherweise bei anhaltender Entzauberung dereinst als relativ instabiler, labiler Beziehungs‚karton‘, aus dem man umso leichter auch wieder entkommen kann und entkommen möchte.

Bei Roth bekommt die schöne junge Grete (Consuela) Brustkrebs. So etwas hatte Hans (Professor David Kepesh) nicht auf seiner Rechnung, als er sich in sie (eigentlich nur in ihren schönen Körper) verliebte. Für ihn ist schlagartig klar, dass eine Frau mit einer amputierten Brust, geschweige denn eine Todgeweihte, als Geliebte für ihn nicht mehr in Frage kommt! Bei Walser wird Hans (Edmund Gern) von Krankheiten heimgesucht, als er sich im fortgeschrittenen Alter selbständig macht: Parkinson, Inkontinenz, Gedächtnisprobleme hindern ihn mehr und mehr daran, seinen anspruchsvollen beruflichen Ambitionen gerecht zu werden. Seine Frau (Susi Gern), die zwar noch mit ihm verheiratet ist, aber vereinbarungsgemäß in Sachen Sex wie er selber schon seit Jahrzehnten eigene Weg geht, nimmt kopfschüttelnd zur Kenntnis, dass ihr Mann, dieses körperliche Wrack und diese wandelnde „Pipikatastrophe“, bei seinen sexuellen Ambitionen keineswegs zurückzustecken gedenkt. Susi ist heilfroh, dass nicht sie, sondern andere Frauen gefordert sind, diese (anderen eigentlich nicht mehr zumutbaren) Bedürfnisse zu befriedigen, wie, ist ihr ohnehin ein Rätsel.

Dass Liebesbeziehungen einer zusätzlichen Belastung ausgesetzt sind, wenn körperliche Defekte, Krankheiten auftreten, leuchtet ein. Es ist anzunehmen, dass dieses Problem sich mit steigender Lebenserwartung quantitativ und qualitativ verschärft, zumal wenn die religiösen Bezüge verblassen und mit ihnen die Internalisierung solcher ‚Leitbilder‘ ebenfalls ‚ausstirbt‘.

8.5 Städtisches versus ländliches Milieu: Städtische Lebensweise tonangebend und weiter auf dem Vormarsch

Sechs der sieben Romane spielen im großstädtischen Milieu; nur einer (der Roman „Lust“ von Elfriede Jelinek) spielt in der ‚Provinz‘. Die Städte der anderen Romane sind überwiegend nicht nur Städte oder Großstädte, sondern sogar Metropolen: New York bei Roth, Kapstadt bei Coetzee, Jerusalem bei Shalev, London bei Barnes und Thirlwell. Der Schauplatz bei Walser ist zwar die vergleichsweise kleine Großstadt Düsseldorf; das betuliche Ambiente der Familie Gern hat aber auch provinzielle, spießige Züge. Die städtische Lebensweise bringt es im Gegensatz zur ländlichen mit sich, dass so etwas wie ‚Natur‘, ‚Schöpfung‘, Abhängigkeit von Natur, ein von der ‚Natur‘ vorgegebener Lebensrhythmus, nicht von Menschen Gemachtes vergleichsweise weniger wahrgenommen wird, dagegen ‚Künstliches‘, von Menschen Gemachtes, Geschaffenes, Beeinflusstes zur alltäglichen Selbstverständlichkeit gehören. Großstädter leben anonym; sie sind weniger in alte und uralte Konventionen und Traditionen eingebunden als ihre von der Provinz geprägten Zeitgenossen. Die ‚social control‘ in der anonymen Großstadt ist spürbar laxer als die in der Provinz, wo jeder jeden kennt, wo aber auch jeder von jedem beobachtet (und ‚kontrolliert‘) wird. Das Nebeneinander von Menschen mit unterschiedlicher Kultur und Weltsicht macht dem Metropolen-Menschen – anders als dem Provinzler – ständig bewusst, dass viele Wege nach Rom führen und man gehalten ist, den eigenen, für einen selbst günstigsten Weg selber herauszufinden. Die zunehmende Globalisierung verstärkt diesen Trend. Das bekommt jetzt auch die Provinz immer stärker zu spüren. Der Schmelztiegel hat auch das Land erreicht.

Nicht von ungefähr lässt Hans (David Kepesh bei Roth) bei seiner Mutation vom Provinzler aus den Catskill Mountains zum New Yorker ganze Weltanschauungen hinter sich. Ortswechsel und Studium eröffnen ihm völlig neue Perspektiven für das, was ein Liebesleben sein kann, das nicht zwangsläufig in die traditionellen Bahnen einer Ehe einmündet. Bis dahin hatte es Sex für Männer eigentlich nur gegeben, wenn man die Partnerin heiratete oder ihr die Heirat ernsthaft in Aussicht

stellte.¹⁴⁸ Sein leidenschaftlicher Kampf gegen die Konvention (des Heiratens und Kinder-Kriegens) lässt sich in New York ganz anders realisieren als in den Catskill Mountains. Coetzees Hans alias David Lurie schätzt es, im anonymen Kapstadt zu leben, weil er, der bereits zweimal Geschiedene, hier schöne, exotische, junge Frauen in Hülle und Fülle antrifft und somit auch als Älterer noch eine Chance sieht, sein „Sexproblem“ zu lösen. Bei Barnes machen Hans und Grete (Oliver und Gillian) ihre Übersiedlung von London in die französische Provinz wieder rückgängig, weil die ungewohnte ‚social control‘ der Dorfbewohner ihnen zu schaffen macht, die Schwächen ihrer angeknackste Ehe unangenehm dem Rampenlicht preisgibt. Shalevs Hans und Grete (Joni und Ja’ara) wohnen zwar beide in Jerusalem; gegen den in der ganzen Welt, unter anderem im lockeren Paris, herumgekommenen Arie mit seiner unkonventionellen Lebenserfahrung verblasst Joni, der Ehemann von Ja’ara, zu einem glanzlosen Langweiler, dem sie dringend den Laufpass geben will.

Ganz anders geht es bei Elfriede Jelinek im ländlichen Österreich zu. Hier ist man, was das Liebesleben anbelangt, in alte Traditionen eingebunden. Man heiratet, selbstverständlich mit den Segnungen der Kirche. Der Mann verdient den Lebensunterhalt. Die Frau ist Hausfrau und Mutter. Er hat das Sagen. Dass er das Recht hat, über seine Frau zu bestimmen, hat mit einem Rollenverständnis zu tun, das Kirche und Bürgertum einst geformt, neuerdings allenfalls ein wenig novelliert haben. Aber Hermann, so heißt der Hans von Jelinek, ist als erfolgreicher Fabrikdirektor durchaus in der Lage, die Traditionen und Konventionen auch zu seinen Gunsten zu stützen. Von Treue und Ausschließlichkeit hält er grundsätzlich gar nichts. Aus Gründen der Aidsgefahr ist er aber wieder davon abgekommen, nach Belieben Seitensprünge zu machen.

Die städtische Lebensweise liefert – anders als die provinzielle, ländliche - den Nährboden für Alternativen zur Konvention. Sieht man in den Idealen der Katholischen Kirche so etwas wie das Urmuster für ein christlich-jüdisch-bürgerliches Liebesleben mit der Ehe als der angemessenen Liebesordnung, nagen die Freiheits-, Unabhängigkeits- und Emanzipationsbewegungen der letzten Jahrhunderte, speziell

¹⁴⁸ Die Ausführungen von Professor Kepesh (Roth) über Sex in den vierziger und fünfziger Jahren und den Wandel im Laufe der sechziger Jahre decken sich mit den diesbezüglichen Ausführungen von Anthony Giddens weitestgehend. Die Wirklichkeitsbeschreibungen sind nahezu identisch.

der letzten Jahrzehnte, gepaart mit einer sich weiter verbreitenden städtischen Lebensweise, ständig an diesem Muster. Statt der alternativlosen Ehe mit staatlicher und kirchlicher Legitimation gibt es jetzt die mit staatlicher und/oder kirchlicher Legitimation. Es gibt aber auch die ‚wilde‘ Ehe, die auf beiderlei Legitimation verzichtet. Alle diese ‚Ehen‘ können auf Nachkommenschaft angelegt sein, einstmals die alleinige Rechtfertigung für eine Ehe. Die Paare können aber auch gezielt kinderlos bleiben, weil das für ihr Selbstverständnis mit höherer Lebensqualität verbunden ist. Schließlich kann man heute auch ein Liebesverhältnis eingehen, ohne zu heiraten oder an eine eheähnliche Paarbeziehung zu denken. Auch das ist prinzipiell mit oder ohne Nachwuchs denkbar. Im Laufe des Lebens kann man gegebenenfalls alle diese Formen durchlaufen. Dabei kann, ja muss jeder das für ihn passende Modell bzw. die für ihn angemessenen Modelle selber finden. Wer die Wahl hat, hat die Qual; wer die Wahl hat, hat aber auch die Chance, das für ihn Beste herauszufinden. Dass dieser ‚Relativismus‘, dieses Verlagern von Gesetzgebung und Moral in Sachen Liebesleben auf schwankende Individuen auf Unbehagen stößt, speziell bei denen, die sich nach ihrem Selbstverständnis und dem Selbstverständnis ihrer Institutionen dafür immer noch zuständig und verantwortlich fühlen, ist verständlich. Aber wie sollte es anders laufen? Die Beschwörung ‚alter Werte‘ ist keine Lösung. Die Individuen können sich auch heute zu den Werten von damals bekennen (und tun das vereinzelt sicher auch). Niemand hindert sie, ihr Liebesleben nach dem Katholischen Katechismus auszurichten. Dass sie es in großer Zahl nicht tun, selbst wenn sie sich als katholische Christen verstehen, hat tiefere Gründe. Der Moralkodex der Kirche ist auf dem ‚Markt‘ der Moralkodices nur (noch) ein Angebot unter vielen. Die Kirche hat ihr Machtmonopol, solche Moralvorstellungen notfalls auch mit Gewalt durchsetzen zu können, längst an den Staat abtreten müssen. Und der sieht vieles schon ganz anders. Die inflationäre Androhung von Sünde, Hölle und ewiger Verdammnis ‚zieht‘ nicht mehr so recht. Den Durchschnittsbürger von heute muss man schon anders für diesen strengen, asketischen Kodex gewinnen. Das ‚moderne‘ Gewissen meldet sich nicht unbedingt da zu Wort, wo die Kirchen es gern hätten. Der Glaube ist nicht von ungefähr (beliebige) Privatsache geworden. Das ist von Land zu Land im Kulturkreis zwar verschieden stark ausgeprägt; es läuft aber trotz aller Verschiedenheit in die gleiche Richtung.

8.6 Karrierezwänge¹⁴⁹: Mehr Geplantes, weniger Zufälliges

Um im modernen Existenzkampf bestehen zu können, bedarf es im Regelfall mindestens einer soliden Grundvoraussetzung: Eine möglichst hochwertige Schul-, Berufs-, gegebenenfalls Hochschulausbildung ist zwar kein Garantieschein für die Teilhabe an der Gesellschaft in Form einer adäquaten Existenzsicherung; sie gehört aber zum unerlässlichen Startkapital für jedermann, und mit jedermann sind heute – anders als früher – auch die Frauen gemeint. Die jüngeren Protagonisten der Romane durchlaufen ohne Ausnahme solche Karrieren: Bei Thirlwell ist Hans (Moshe) bereits ein renommierter Schauspieler. Grete (Nana) macht gerade ihren Magister in Architektur und möchte anschließend promovieren. Die bisexuelle Anjali (Nanas und Moshes ‚Freundin‘ indischer Abstammung) ist Schauspielerin, die am Theater und zusätzlich in der Werbebranche gut im Geschäft ist und außerdem mit einem Stipendium studiert hat. Bei Shalev steht Grete (Ja'ara) vor ihrer Promotion und möglicherweise am Beginn einer Laufbahn als Hochschullehrerin, während Hans I (ihr in etwa gleichaltriger Mann Joni) bereits in der Firma seines Vaters (Computerbranche) seinen Lebensunterhalt verdient und Hans II (Arie), der von Grete umworbene ‚alte‘ Liebhaber, der zusammen mit ihrem Vater studiert hat, eine Karriere im israelischen Geheimdienst gemacht und zudem eine sehr vermögende Frau (Josephine) geheiratet hat. Bei Barnes ist Grete Restaurateurin und damit die Haupternährerin ihrer vierköpfigen Familie, während ihr Mann (Oliver) zwar studiert hat, aber zu geregelter Arbeit nicht zu bewegen ist und sein Rivale (Stuart) zwar ‚nur‘ eine Banklehre absolviert hat, dafür aber andererseits ein international erfolgreiches Unternehmen auf die Beine stellt und ein reicher (und angesehen) Geschäftsmann wird.

Bei den älteren Protagonisten sieht das schon anders aus. Walsers Grete (Susi Gern) hatte eine Ausbildung als Arzthelferin absolviert, als sie ihren Hans (den Volljuristen Edmund Gern) heiratete. Von da ab war sie nicht mehr berufstätig. Sie wurde Hausfrau und Mutter zweier Kinder. Und das blieb sie zweiundvierzig Jahre lang, nämlich bis zum Tod ihres Mannes. Jelineks Hans (Hermann) ging mit seiner Frau ebenfalls eine klassische Versorgungsehe ein. Seine Aufgabe bestand darin,

¹⁴⁹ Vgl. Luhmann; Niklas: Copierte Existenzen und Karriere. Zur Herstellung von Individualität. In: Beck, Ulrich, und Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten, Frankfurt am Main 1994, S. 191 f.

für Frau und Kind zu sorgen; ihre, Mann und Kind zu ‚betreuen‘. Bei Roth und Coetzee sind die Protagonisten Hochschulprofessoren, die ihre einstigen Ehefrauen durch Scheidungen längst verloren haben. Mit gleichberechtigten Frauen scheinen beide Professoren ohnehin strukturelle Schwierigkeiten zu haben. Zumindest drängt sich dieser Eindruck auf, wenn man die Partnerwahl analysiert, die beide in ihrem nahehelichen Liebesleben praktizieren: Ihre ständig wechselnden Geliebten müssen möglichst jung und möglichst schön sein, und sie sollten ihnen geistig unterlegen sein. Man muss sie außerdem schnell wieder loswerden können, um in der akademischen Karriere nicht ins Hintertreffen zu geraten. Der Hans von Roth wählt vorzugsweise junge Studentinnen, der von Coetzee nimmt praktisch alles, was ihm über den Weg läuft. Man braucht offenbar die Geschlechtsorgane; mit den ‚Eignerinnen‘ dieser Organe kann man wenig oder nichts anfangen; früher oder später stören die ‚Personen‘, auf die man sich notgedrungen mit einlassen muss.

Eine gelingende oder gelungene Karriere ist für Hans fast immer ein Pfund, mit dem er bei Grete ‚wuchern‘ kann. Für Grete scheint das Hans gegenüber (noch) nicht in gleichem Maße zu gelten, hin und wieder sogar gefährlich zu sein.

Bei den zahlreichen jungen Geliebten, die Professor Kepesh (Roth), berühmter Kulturexperte, im Visier hat, ‚zieht‘ sein Nimbus, sein kulturelles Kapital, das er sich im Laufe seiner Karriere erarbeitet hat, außerordentlich. Bei seiner ehemaligen Frau und seinem Sohn verfängt das überhaupt nicht. Für die vertragen sich die Rollen des Kulturexperten auf der einen Seite, des Casanovas und Schürzenjägers auf der anderen Seite nicht miteinander. Für sie ist die Weltsicht, die beides miteinander vereinbaren möchte, nicht akzeptabel. Ähnlich geht es Professor Lurie (Coetzee): Um die eine oder andere junge Frau mal ins Bett zu kriegen, reicht sein Nimbus als Professor; um eine Frau dauerhaft an sich zu binden, ist das keine hinreichende Voraussetzung. Sein permanentes „Sexproblem“, das nach Sex verlangt, aber mit den zum Sex notwendigen Frauen ansonsten nichts anzufangen weiß, beeinträchtigt seine Lebensqualität. Er spürt, dass die Casanovas schon bessere Zeiten hatten¹⁵⁰. Er kommt aber nicht auf die Idee, dass er und nicht die Zeiten sich ändern müssten. Seine Weltsicht stempelt ihn zum Märtyrer und Opfer; dass er kein Geistlicher in einem postreligiösen Zeitalter ist, sondern eher ein Tä-

¹⁵⁰ Vgl. hierzu Giddens, Anthony: Wandel der Intimität – Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften, Frankfurt 1993, Kapitel „Sexualität und Verführung“, S. 94 ff.

ter, der den Anschluss verpasst hat, ahnt er ein wenig, kann es sich aber letzten Endes nicht wirklich eingestehen. In der nach konservativen Mustern angelegten Ehe von Edmund und Susi Gern (Walser) reicht – wie früher in bürgerlichen Zeiten ganz allgemein - noch *eine* Karriere, nämlich die von Hans (Edmund). Genauso praktizieren es Hans und Grete (Hermann und Gerti) bei Jelinek. Die jüngeren Protagonisten bei Thirlwell, Shalev und Barnes wissen um die Wichtigkeit ihrer Karrieren für ihr Leben und auch für ihr Liebesglück. Der Hans bei Barnes (Oliver), der das nicht wahrhaben will (und sich trotz Studium einer geregelten Beschäftigung auf Kosten seiner Frau entzieht), ‚bezahlt‘ diesen Eigensinn mit handfesten Depressionen. Er wird schließlich von Stuart, seinem Erzrivalen und Nebenbuhler, der durch seine Erfolge als Geschäftsmann auch als Mensch und Liebhaber aufblüht, klar überrundet und ausgebootet. Shalevs Grete (Ja’ara) merkt, dass sie durch ihr Liebesleben ihre Karriere gefährdet. Sie entschließt sich zu guter Letzt, lieber Mann und Kinderwunsch inklusive Liebhaber hintanzustellen und stattdessen ihre hoffnungsvolle Karriere fortzusetzen. Bei Thirlwell steckt Grete (Nana) in einem ähnlichen Konflikt. Auch sie entscheidet sich für die Karriere und nicht für die Fortsetzung ihrer ansonsten viel versprechenden Beziehung zu Hans (Moshe).

8.7 Liebesleben und Moral: Weniger ‚Objektives‘, Allgemeinverbindliches; mehr ‚Subjektives‘, Unverbindliches, ‚Selbstgestricktes‘, Selbstverantwortetes; mehr vielbödige Moralen als eine einzige Moral

Die Protagonisten der sieben Romane, die unentwegt gegen die Gebote verstoßen, die nach Auffassung der Katholischen Kirche von Gott erlassen, von der Kirche (nach ihrem Selbstverständnis) allenfalls ausgelegt werden, scheinen im Großen und Ganzen keinerlei Gewissensbisse zu verspüren, zumindest nicht im Sinne von Verstößen gegen eine allem menschlichen Tun übergeordnete göttliche Ordnung. In vier der sieben Romane (Roth, Coetzee, Barnes, Thirlwell) ist von einer solchen ‚Ordnung‘ explizit nichts zu spüren. In den anderen drei Romanen (Walser, Shalev, Jelinek) gibt es eine solche Ordnung wohl noch irgendwie im Hinterkopf der Protagonisten (Autoren?); gleichwohl gefällt man sich darin, diese ‚Ordnung‘ zu konterkarieren, sich über sie lustig zu machen. „Gott und Ähnliches, hängt alles zu hoch“¹⁵¹, um Eindruck auf die Mehrzahl der Zeitgenossen dieses Kulturkreises zu

¹⁵¹ Walser, Martin: Halbzeit, München Zürich 1964, S. 113

machen, sie überhaupt zu erreichen. Man nimmt die ‚hehren Lehren‘ eher als etwas von Menschen Gemachtes, entsprechend Fehlerhaftes, Unvollkommenes, Relatives hin. Es wird nur dann etwas aus dieser Richtung ernst genommen, wenn man es entweder als selbstverständlich (gewissermaßen nicht hinterfragbar) internalisiert hat oder wenn man es - Einzelfall für Einzelfall - vor der eigenen Vernunft überprüft und ausdrücklich als sinnvoll (und wenigstens für einen selbst verbindlich) bestätigen kann. Auch das gilt sicher nicht an jedem Ort des Kulturkreises in gleicher Weise und in gleicher Intensität, aber der zeitliche Trend scheint in diese Richtung zu weisen.

Immanuel Kant hat bekanntlich den Versuch unternommen, „das Sittengesetz“ aus einer anderen Quelle als der göttlichen Offenbarung abzuleiten. Er glaubte nachweisen zu können, dass es *das* für alle Menschen geltende und verbindliche „Sittengesetz“ gebe und dass jedermann in der Lage sei, dieses Gesetz in sich als Richtschnur und Maßstab des Handelns zu spüren und abzurufen. Einem solchen Gesetz sei, so Kant, selbst Gott unterworfen. Der „kategorische Imperativ“ sage dem freien, autonomen Individuum unmissverständlich, was es zu tun und zu lassen habe, nein, was es aus Vernunftgründen in dieser und jener Situation unabhängig vom Eigeninteresse oder aus Pflichtgefühl einfach unabdingbar wollen müsse. Weil es aber *die* Vernunft, aus der Kant das alles ableitet, gar nicht gibt, gibt es leider (oder Gott sei Dank) auch *das* aus dieser Vernunft abgeleitete für alle Menschen gleichermaßen verbindliche Sittengesetz gar nicht.¹⁵² Die Protagonisten der sieben Romane verspüren zumindest weder die von der Kirche noch die von Kant unterstellten Gewissensbisse.

In allen sieben Romanen verstoßen die Protagonisten unentwegt gegen den Sittlichkeitskanon, den die Katholische Kirche in ihrem jüngsten Katechismus (dem neu überarbeiteten, 2005 erschienenen Kompendium) erneut festschreibt: Ehebruch (bei Roth, Coetzee, Walser, Shalev, Barnes), Ehescheidung (bei Roth, Coetzee, Barnes), Polygamie (zwar nicht formaliter, aber de facto bei allen sieben Autoren), Inzest (bei den Protagonisten der ausgewählten Autoren gibt es keinen Ver-

¹⁵² „Wir sind in der Moderne in Verhältnisse geraten, in denen man nicht länger denken kann, was man vordem zu denken vermochte, Das Absolute der Vernunft gehört dazu. Wir kennen ihre ganz und gar empirische Genese.“ (Dux, Günter: Die Moral in der prozessualen Logik der Moderne – Warum wir sollen, was wir wollen, Göttingen 2004)

stoß gegen dieses Gebot, wohl aber in dem Buch „Middlesex“ von Jeffrey Eugenides¹⁵³, das ursprünglich in die Auswahl einbezogen werden sollte), freies Verhältnis, das heißt Zusammenleben und Konkubinat (bei Roth, Coetzee, Walser, Shalev, Thirlwell), Empfängnisverhütung (explizit bei Barnes, Thirlwell, implizit wahrscheinlich bei allen anderen, weil man entweder gar keine oder nur ein oder zwei Kinder hat).

Einen ‚Kinderwunsch‘ scheinen die Protagonisten früher einmal verspürt zu haben: Der Hans (David Kepesh bei Roth) hatte seinerzeit mit seiner Grete ein Kind in die Welt gesetzt; er hatte aber, wie er selber resümiert, zu wenig Zeit und zu wenig Sinn für ein Kind; für eine monogame Ehe konnte er sich ohnehin nicht erwärmen. Mutter (Exehfrau) und Sohn sind seit der Scheidung seine Hauptkritiker und – ankläger geworden. Langfristige Bindung, Ehe, Kinderkriegen hat er seitdem gemieden wie der Teufel das Weihwasser. Die Evolution überlässt der Kulturexperte von da ab lieber den anderen. Er begnügt sich mit dem, was eine seiner Geliebten „harmonischen Hedonismus“ nennt. Sofern und so lange man gemeinsam Spaß an der Liebe hat, ist gegen das Verlieben und Lieben nichts einzuwenden. Wenn es zur Routine, wenn es langweilig wird, wenn es einen längerfristig verpflichten und binden will, sollte man schleunigst wieder aussteigen, sollte man sich ohne Skrupel entlieben. Serielle monogame Verhältnisse oder Romanzen sind bei ihm an die Stelle der monogamen Ehe als Muster für Liebesordnungen getreten. Sein Professorenskollege bei Coetzee (David Lurie) war zweimal verheiratet und wurde zweimal geschieden. Immerhin war er so etwas wie ein stolzer Vater; zumindest erinnert er sich wehmütig daran, wie er seine Tochter als Kleinkind geliebt und umsorgt hat. Trotz seiner misslungenen Ehen sind bei diesem Hans Ehe und Familie sehr wohl auch ein Ideal, ein Stück Nestwärme gewesen und geblieben. Seine erwachsene Tochter und seine zweite Frau (Rosalind) sind für ihn in persönlich bedeutenden Fragen die wichtigsten Bezugspersonen und Ansprechpartner geblieben. Gleichwohl würde er es nicht mehr wagen, mit solch starken Frauen - gewissermaßen auf Augenhöhe - erneut ein Verhältnis, geschweige denn eine Ehe zu versuchen. Seine, wie er meint, polygame Veranlagung und sein Sexproblem lassen es ihm geraten erscheinen, sich auf gleichrangige Frauen erst gar nicht mehr einzulassen, sondern stattdessen lieber nach solchen Frauen Ausschau zu halten, die seine

¹⁵³ Eugenides, Jeffrey: Middlesex, Reinbek bei Hamburg 2003

‚Überlegenheit‘ nicht antasten, nicht in Frage stellen. Frauen als Sexualobjekt: ja, Frauen als gleichrangige Partnerinnen: eher nein. Beide Professoren nutzen ihr kulturelles Kapital, um es gegen Sex einzutauschen. Das taugt für viele Verhältnisse, aber nicht für ein einziges dauerhaftes Verhältnis, geschweige denn für eine langfristig angelegte Partnerschaft oder Ehe, erst recht nicht eine mit Kindern. Mit zwei Kindern haben Walsers Hans und Grete (Edmund und Susi) ihr säkulares Soll einigermaßen erfüllt. Der mittlerweile erwachsene Sohn ist für die Eltern alles andere als ein Traumkind und ein Traum-Stammhalter, sondern eher schon ein missratener Hans Dampf in allen Gassen, der seinen Eltern mitsamt seiner eigenen Familie mehr oder weniger nur Scherereien und Kummer bereitet. Die ebenfalls erwachsene Tochter ist von Geburt an behindert. Als Erwachsene muss sie entmündigt werden. Susi, die Mutter, hat in ihrer Tochter ein Kind, das Zeitlebens auf ihre besondere Betreuung angewiesen ist. Shalevs Grete (Ja’ara) hat ihren Hans (Joni) eigentlich geheiratet, um mit ihm die heiß ersehnte Familie zu gründen. Als sie sich in den Jahrzehnte älteren Arie verliebt, erlischt ihre Liebe zu Joni schlagartig mitsamt dem Wunsch, nach der Promotion ein Kind zu bekommen. Joni will sie nicht mehr, Arie will sie schon bald auch nicht mehr. Daher beschließt sie, sich zunächst ihrer Promotion und akademischen Karriere zu widmen, statt Ehe und Familie anzustreben. Bei Jelineks Paar wurde der (insbesondere von ihm ersehnte) Stammhalter zwar endlich als Nachzügler geboren; die Ehefrau und Mutter hat sich mit Hermann, der unermüdlichen ‚Sexmaschine‘, aber gewissermaßen ein Monster als Mann eingehandelt; zu allem Überfluss gerät der Sohn zu einer ‚Nervensäge‘, zu einem Monster-Sohn, der seiner Mutter nicht weniger zusetzt, sie letztlich sogar dazu bringt, ihn umzubringen. Bei Thirlwells Hans und Grete (Moshe und Nana) ist es Hans, der von seiner Grete so angetan ist, dass er ihr am liebsten ein Kind ‚machen‘ würde, um sie damit dauerhaft an sich zu binden. Aber Grete will das gar nicht. Sie möchte lieber promovieren und eine akademische Laufbahn einschlagen.

Lediglich bei Barnes geht es in Punkto Kinder einigermaßen so zu, wie es ‚die Konvention‘ gerne hätte. Wie gewünscht, haben Hans und Grete (Oliver und Gillian) zwei Kinder bekommen. Die beiden Töchter sind gut geraten und machen ihren Eltern viel Freude. Dass die zweite Tochter aus Sicht der Mutter auch die Funktion hatte, einer angeknacksten Ehe wieder auf die Sprünge zu helfen, sei nur am Rande erwähnt. Den Kindern entgeht allerdings auch nicht, dass Oliver, ihr Vater, ge-

genüber Stuart, dem ewigen Rivalen von Oliver und ersten Mann ihrer Mutter, allmählich ins Hintertreffen gerät. Der depressiv veranlagte Oliver muss zur Kenntnis nehmen, dass Frau und Töchter sich mehr und mehr dem Erfolgsmenschen Stuart zu- und von ihm, dem Versager, abwenden. So gesehen, sind auch diese Kinder, zumindest für den Vater, nicht nur eine ‚Bereicherung‘, sondern zugleich ein unangenehmer, unerbittlicher Spiegel für sein Scheitern.

Ein erfülltes Liebesleben mit guten, sehr persönlichen Partnerbeziehungen ist auch und gerade heute ein wichtiger Schlüssel für Lebensqualität, für Glück, für Bestätigung. Wenn es dem Ideal, dem Traum mit seinen christlich-jüdischen, bürgerlichen und romantischen Elementen einigermaßen entspricht, kann es der *Himmel auf Erden* sein, wenn nicht, kann es auch zur *Hölle* werden. Insofern tut man (nahezu) alles, um ein Stückchen vom irdischen Himmel zu ergattern, einer etwaigen Hölle zu entkommen. Dabei ist man nicht zimperlich: Wenn es einen diesem Ziel näher bringt, betrügt, hintergeht man, wenn es sein muss, auch andere, bricht rücksichtslos in andere Beziehungen ein (mit Ausnahme von Thirlwell alle Autoren), pfeift auf Bindungen und Verpflichtungen (Roth, Coetzee, Shalev), stiehlt sich aus der Verantwortung für andere (Walser, Shalev). Weiß man sich mit dem- oder derjenigen, den oder die man gewinnen will, einig, wird man für die Belange anderer vergleichsweise unempfindlich (Shalev), zumal, wenn niemand in Sicht ist, der die Macht hätte, die eigenen Pläne zu durchkreuzen oder zu verhindern. Insofern muss man nur aufpassen, dass man nicht gegen Gesetze oder Verträge verstößt oder gewalttätige Rivalen auf den Plan ruft. Wenn es dem Esel zu wohl wird, setzt er sich aber auch über solche Verhinderungsbarrieren hinweg. (Coetzee) Motto: Was soll schon passieren? Das Tribunal, vor dem man sich dann nach eigenem Verständnis nur zu rechtfertigen braucht, ist dann weder eine von Gott erlassene und von der Kirche ‚verwaltete‘ Ordnung, noch der Staat mit seinen Gesetzen, noch der kategorische Imperativ, noch ein Vertrag, den man selber unterzeichnet hat, noch die Konvention (auf die man notfalls – wie der Protagonist bei Roth - sowieso pfeift), sondern einzig und allein das eigene und das Partnergewissen. Wenn einem das Partnergewissen zu lästig wird, hat man einen (weiteren) Grund, eine solche Beziehung erst gar nicht einzugehen oder, wenn man sie doch eingegangen ist, zu kündigen. Und dass die Partner in erster Linie die Interessenvertreter ihres eigenen Glücksanspruches sind und sein dürfen (Roth) und sich erst in zweiter o-

der n-ter Linie auch als Mitglieder von (anonymen) Solidargemeinschaften fühlen, haben Hans und Grete nicht immer so gesehen, sich aber mittlerweile auf diese Sicht eingelassen und eingestellt. In der sich weiter differenzierenden Gesellschaft profitieren eine Zeitlang die Gesellschaft und die Individuen von der Entwicklung gleichermaßen und wechselseitig, meint Georg Simmel. Das kann aber, wie er weiter ausführt, auch auseinander laufen: Dann entwickelt sich entweder die Gesellschaft auf Kosten der Individuen, oder die Individuen entwickeln sich auf Kosten und zu Lasten der Gesellschaft. Es hat den Anschein, als befänden wir uns mitten in Entwicklungen der letzteren Art. Zumindest denken die Liebenden gar nicht daran, ihr ‚Plan-Soll‘ zur Reproduktion der Gesellschaft beizutragen. Auch das gilt für die einzelnen Länder des Kulturkreises in ganz unterschiedlicher Weise. Der Trend insgesamt läuft aber in diese Richtung.

8.8 Liebesleben und Weltsicht¹⁵⁴: Nur sehr bedingt kompatible Weltsichten der heutigen Individuen erschweren den Konsens, fördern den Dissens zwischen Liebenden

Versucht man die Beeinflussungen, welche die in den Kapiteln 8.2 bis 8.7 genannten Faktoren auf das Individuum von heute, speziell auch auf sein Liebesleben ausüben, in ihrer Vernetzung und Gesamtwirkung zu erfassen, stößt man auf ein Phänomen, das man ‚Weltsicht‘ (8.8) nennen könnte. Die von der tatsächlichen (unüberschaubaren) Komplexität der Welt notgedrungen abstrahierende Weltsicht des Einzelnen hätte demnach viel mit dem Alter (8.2), mit dem Verhältnis zur Sexualität - beim eigenen und beim anderen Geschlecht -, mit dem Geschlechterverhältnis überhaupt (8.3), mit der gesundheitlichen Verfassung und dem körperlichen Wohlbefinden insgesamt (8.4), mit der eher städtisch oder eher ländlich ausgerichteten Lebensweise (8.5), mit dem Bildungshorizont, den Karrierezwängen, dem Erfolg in der Gesellschaft (8.6) sowie mit den moralischen Grundüberzeugungen, der Einbettung in Werte- und Glaubenswelten- und Traditionen überhaupt (8.7) zu tun.

¹⁵⁴ „Es wird (...) zur Bedingung für die Ausdifferenzierung einer gemeinsamen Privatwelt [der Liebenden; H.H.], dass jeder die Welt des anderen mittragen kann (...)“ (Luhmann, Niklas: Liebe als Passion – Zur Codierung von Intimität, Frankfurt am Main 1994, S. 18)

Die Weltanschauung oder Weltsicht des Individuums, gewissermaßen sein Sozialcharakter, formt wesentlich seinen Lebensentwurf, seinen Lebenszuschnitt, auch und gerade bezüglich seines Liebesleben. Die Faktoren sind aber sicher eher weiche als harte Faktoren; d.h. auf das einzelne *Wenn* folgt nicht immer automatisch das entsprechende *Dann*. Die Wenn-Dann-Beziehungen haben mehr mit Wahrscheinlichkeiten als mit Zwangsläufigkeiten zu tun. Lassen sich zwei Individuen als Liebende aufeinander ein, hat die Dauer und die Qualität ihrer Liebesbeziehung möglicherweise, sogar sehr wahrscheinlich viel mit der Kompatibilität ihrer Weltsichten, speziell ihrer Sicht in Liebesdingen zu tun. Je differenzierter die Weltsichten ausfallen (und es dürfte einen Trend in diese Richtung geben), desto schwieriger dürfte es werden, dass Hans eine Grete und Grete einen Hans findet, die bzw. der in möglichst vielen Punkten und möglichst auf Dauer seine bzw. ihre Weltsicht teilt. Das gilt umso mehr, je älter diejenigen sind, die ‚auf Freiersfüßen gehen‘. Möglicherweise erschwert das grundsätzlich eher die langfristigen als die kurzfristigen Liebesbeziehungen der Zeitgenossen.

Die ‚negative‘, düstere Weltsicht einer Elfriede Jelinek ist eine grundsätzlich andere als die im Grundtenor ‚positive‘, freundliche, lebenszugewandte Weltsicht von Julian Barnes oder Adam Thirlwell. Der aggressiv-offensiv-aufdringliche Roth-Roman und der defensiv angelegte Coetzee-Roman haben möglicherweise wesentlich mit dem Grundnaturell der Autoren zu tun. Der Roth-Roman strotzt von Selbstbewusstsein, Insider-Unempfindlichkeit und Stolz (eines sehr robusten Autors?), der Coetzee-Roman von Selbstzweifeln und Unangepasstheit (eines übersensiblen, an den Ruppigkeiten der Gesellschaft leidenden Autors?). Die Romane von Walser und Shalev beschreiben Szenarien, die sich besonders mit dem Spannungsfeld Tradition einerseits, Moderne andererseits befassen, was möglicherweise sehr viel mit der Grundausrichtung und entsprechendem Hin- und Hergerissensein der Autoren zwischen diesen Polen zu tun hat. Offensichtlich ist die Weltsicht der Autoren nicht einfach von der Weltsicht ihrer Protagonisten zu trennen. Der Golem in Form von Hans und Grete hat, so scheint es, sehr wohl das Potential für ganz verschiedene, aber trotzdem gleichzeitige, im Lebensverlauf der Personen aber auch nacheinander existierende Weltsichten. Dass sich alles mit allem vermischen kann und beliebig kombinierbar ist, macht die Sache nicht einfacher.

Der Hans von Roth (David Kepesh) hat sich aus der Provinz der Catskill Mountains in die Metropole New York (8.5) begeben und damit ganze Weltanschauungen (8.8/8.3/8.7) über das, was schicklich und rechtens ist (8.7), hinter sich gelassen. Seine Karriere (8.6) als Professor und öffentlich anerkannter Kulturexperte hat seine inzwischen gereifte (8.2/8.8) Überzeugung vertieft, dass die Freiheit ein ganz besonders kostbares Gut ist, das es auch im Privatbereich, speziell im Liebesleben, zu verteidigen gilt (8.3). Freiheit *von* ist *das* Thema; Freiheit *zu* ist ein lästiges Thema, das man erst gar nicht aufkommen lassen darf (8.8). John Milton, der weit-sichtige Vorkämpfer für Freiheit und Unabhängigkeit, das ist ein Thema, das er zu Recht für seine Weltsicht (8.8) bemüht; aber den John Milton, der im „Verlorenen Paradies“ auch Bahnbrechendes zum Geschlechter-Verhältnis (8.3) anmerkt, unterschlägt der ‚Kulturexperte‘. Dass er (in diesem Zusammenhang) weder auf einen Montaigne, noch auf einen Condorcet zu sprechen kommt, könnte man einem Protagonisten, der einen Durchschnittsmenschen verkörpert, sehr wohl durchgehen lassen, nicht aber einem ‚Kulturpapst‘, der regelmäßig in der Universität sowie in Funk und Fernsehen die Menschheit über Kultur belehrt. So gesehen, verbreitet der Roman von Roth, gewollt oder ungewollt, männliche Ideologie. (8.3/8.8) Der Coetzee-Hans (Professor David Lurie) teilt in vielerlei Hinsicht das männlich-ideologische Selbstverständnis (8.3) des Roth-Hans (Professor David Kepesh), aber der Autor Coetzee lässt die Gegner und Widersacher dieses Selbstverständnisses sehr viel gründlicher und ausgewogener zu Wort kommen. Dass ein männlich eingefärbtes Selbstverständnis auch (gewollt oder ungewollt) von Frauen internalisiert (8.3) sein kann, zeigen Zeruya Shalev und ihre Grete (Ja’ara). Während bei Roth, Coetzee, Walser, Shalev und Jelinek weder die Männer-, noch die Frauen-Gestalten einen sonderlich emanzipierten Eindruck machen (8.3/8.8), ist das bei Barnes und Thirlwell, den Engländern, (wohltuend) anders. Bei diesen Autoren und ihren Protagonisten sind Ideen wie die Gleichrangigkeit der Geschlechter (8.3/8.8) reale Bestandteile der Wirklichkeit. Hans und Grete haben bei diesen Autoren ein genuin anderes Verständnis von sich und ihrem Verhältnis zueinander. (8.3/8.8) Gleichrangigkeit und Gleichberechtigung sind hier keine blutleeren und belächelten Utopien, sondern ganz banale Wirklichkeit. Dass die demokratische Idee und Kultur der ‚companionship‘ in Liebe und Ehe in England entstanden ist und nicht anderswo, könnte, so scheint es wenigstens, hiermit zu tun haben. Im Zusammenhang dieser Arbeit gilt indes nur festzuhalten, dass in ein und demselben Kultur-

kreis die (sieben) Autoren der schöngeistigen Literatur beide Facetten des Geschlechterverhältnisses als Wirklichkeit nebeneinander erleben und beschreiben. Welche Weltsicht hierbei wie stark in der ‚wirklichen‘ Wirklichkeit vertreten ist, muss hierbei offen bleiben.¹⁵⁵

8.9 Beziehungskisten heute: Ein kunterbuntes Neben- und Nacheinander

Ging es in den Kapiteln 8.2 bis 8.8 um die Faktoren bzw. Rahmenbedingungen, welche die Individuen, die Akteure der Liebesbeziehungen, beeinflussen und unter Umständen in Punkto Liebesleben in gewisser Weise ‚vorprägen‘, interessiert in diesem Kapitel (8.9), wie solche Sozialcharakter-ähnlichen ‚Vorprägungen‘ sich auf die Beziehungskisten bzw. Liebesordnungen auswirken (können).

Auf dem Markt der Liebesordnungen (ein aus gutem Grund schon ‚in die Jahre gekommener‘ Begriff, weil er zu viel ‚Ordnung‘ suggeriert und „das ganz normale Chaos der Liebe“ unterschlägt) bzw. Beziehungskisten (ein Begriff, in dem eine gewisse, ins Pragmatische gehende Ernüchterung, Desillusionierung zu spüren ist und der den ‚Zeitgeist‘ des heutigen Liebeslebens möglicherweise treffender charakterisiert) sind heute grundsätzlich (noch und schon) alle Modelle zu haben, die schon etwas ‚angestaubten‘ ebenso wie die ‚gerade erst hereingekommenen‘.

Während einige Soziologen (wie Beck, Luhmann, Fuchs und Giddens) und einige Literaten (etwa Barnes und Thirlwell) besonders nach den letzteren Ausschau halten, interessieren sich andere Soziologen (etwa Burkart und andere, welche die Fahne des Empirismus besonders hoch halten) auch und gerade für die ersteren, nicht zuletzt deswegen, weil sie ‚in der Wirklichkeit‘ noch stark verbreitet sind. Die Romane von Roth, Coetzee, (mit Einschränkungen) Shalev, Walser, Jelinek haben gezeigt, dass auch die Autoren noch stark mit dem ‚Ist‘ (War) beschäftigt sind, dem ‚Soll‘ (Wird?) nicht so recht über den Weg trauen.

¹⁵⁵ Überhaupt drängt sich der Eindruck auf, als habe das, was man (wie etwa auch Niklas Luhmann) die Weltsicht nennt, eine Auswahlfunktion, die mal von den allgemeinen Rahmenbedingungen der Gesellschaft, mal vom Zufall und mal (und wahrlich nicht zuletzt) von handfesten Interessen und Bedürfnissen des jeweiligen Individuums stark beeinflusst wird. So gesehen, ist die ‚Theorie‘ des Individuums von ‚Gott und der Welt‘ eine Art Patchwork - ‚Theorie‘, die aus allen möglichen Flickern der literarischen und wissenschaftlichen Theorien und dem, was aus der Phylogenese und der Ontogenese sonst noch hängen geblieben ist, ‚zusammengeschustert‘ ist, um die komplexe Welt der Postmoderne für das Individuum einigermaßen ‚verdaubar‘ zu machen. Die Gesamtheit dieser Faktoren macht dann den ‚Generator‘ aus, der das „reflexive Projekt des Selbst“ mit ‚Strom‘ versorgt.

Ehen statt Ehe. In den sieben Romanen zeigt sich das, was der Durchschnittsbürger auch bei sich, in seinem privaten Umfeld, bei Verwandten ebenso wie bei Freunden und Bekannten tagtäglich beobachten, ‚mitkriegen‘, ansonsten aber mühelos auch über die Medien aus der Öffentlichkeit sich ‚runterladen‘ kann: Hans und Grete sind (noch) nicht verheiratet (Thirlwell), wollen heiraten (Walser), sind verheiratet (Barnes, Walser, Shalev, Jelinek) oder waren (einmal oder mehrmals) verheiratet (Walser, Shalev, Barnes, Roth, Coetzee). Wenn sie verheiratet waren, endete die Ehe entweder durch Tod des Partners (Walser, Shalev) oder durch Scheidung (Barnes, Roth, Coetzee).

Ehe und (schwindender) Glaube. Die Eheleute geben gelegentlich zu erkennen, dass ihr Bündnis auch etwas mit ihrem Glauben, ihrer Religion zu tun hat. Allerdings hat das, was sie in ihrer Beziehung im Ehealltag leben, nur noch sehr bedingt mit den aktuellen, ‚offiziellen‘ Lehren dieser Glaubensgemeinschaften zu tun. Den einen oder anderen Grundsatz hat man sich zwar zu Eigen gemacht, internalisiert, (etwa den der lebenslangen Bindung und Exklusivität); man ist aber durchaus auch ohne Gewissensbisse bereit, diese Grundsätze auszuhöhlen oder über Bord zu werfen. (Walser, Shalev, Jelinek) Ansonsten machen die Liebenden den Eindruck, als sei - mit Ausnahme von Gesetz und Rechtsprechung - alles, was mit *ihrer* Liebe, *ihrer* Liebesordnung bzw. Beziehungskiste und *ihrer* Liebesmoral zu tun hat, auch *ihr* ureigenstes Hoheitsgebiet. Etwaige religiöse Wurzeln dieses Selbstverständnisses sind als solche vergessen oder werden ganz allgemein dem kulturellen Erbe zugerechnet. (Alle übrigen Autoren). Bei Thirlwell etwa wird der Grundsatz der Exklusivität aus den Liebeserfahrungen der Protagonisten sogar neu abgeleitet und damit der alte (vergessene, verdrängte?) Grundsatz erneut bestätigt.

Ehe – ein angeschlagenes Modell. Die Ehen, die existieren, können – auch nach vielen Ehejahren – noch als alles in allem wenigstens zeitweise gelungene Partnerschaften ‚durchgehen‘ (eine bestimmte Ehe bei Shalev; über weite Strecken auch die Ehe Oliver-Gillian bei Barnes; für wenigstens ein paar Jahre auch die Ehe Edmund–Susi bei Walser; bei Coetzee bleiben aus alten Ehetagen wenigstens auch einzelne Erinnerungen an glückliche Zeiten ‚hängen‘). Bei Roth war die seinerzeit eingegangene Ehe zwischen dem Protagonisten und seiner Frau allerdings

ein einziges Fiasko, eine an das Zölibat und den Grundwehrdienst erinnernde Einrichtung, eine Hölle auf Erden. Und die zwar lebenslang aufrecht erhaltene Ehe zwischen Edmund und Susi bei Walser, in der beide Ehepartner über dreißig Jahre keinen Sex miteinander, aber mit unzähligen (das gilt für ihn) bzw. zahlreichen (das gilt für sie) anderen Partnern haben, ist im Grunde genommen eine einzige perverse Farce.

Man kann es auch anders ausdrücken: In den ehelichen Beziehungen der sieben Romane ‚steckt‘ insgesamt ‚der Wurm‘, mal mehr, mal weniger stark. Für das Entlieben und Auseinanderbrechen würde es – zumal nach dem Zerrüttungsprinzip - in jedem Fall (früher oder später) ‚reichen‘. (Interessanterweise gilt das, wie später zu zeigen sein wird, nicht nur für die ehelichen, sondern auch und gerade für die vor- und außerehelichen heterosexuellen Beziehungen, die der Ehe von gestern auf breiter Front die frühere Monopolstellung streitig machen.)

Kinderwunsch: Weniger oder keine Kinder. Doch vorerst noch weiter zu den Eheleuten und Ehen des Romans. Ein Kinderwunsch wurde entweder (kurz) ange-dacht, aber letztlich (und zwar im Wesentlichen aus Gründen der Karriere) nicht realisiert (Thirlwell, Shalev) oder in die Tat umgesetzt (Roth/ein Kind, Coetzee/ein Kind, Walser/zwei Kinder, Jelinek/ein Kind, Barnes/zwei Kinder). Sich unter Umständen (sehnlich) ein Kind oder mehrere zu wünschen, ist eine Sache; mit den einstmals gewünschten Kindern nachhaltig glücklich zu werden oder zumindest einigermaßen zufrieden zu bleiben, eine andere. Was die sieben Autoren über das Kinder-Kriegen und -Aufziehen berichten, ist alles andere als eine Werbung für eine (möglichst) zahlreiche Nachkommenschaft: Der einzige Sohn von Hans (David Kepesh) bei Roth enttäuscht seinen Vater zwar nicht in Punkto Leistung und Karriere; als Person, als Mensch kann er ihn aber nicht ausstehen, weil er sein erbittertster Widersacher in Punkto Lebenswandel und Moral wird, nach Meinung seines Vaters aber ein ekelhafter Spießler ist, der selbst (anders als in seiner Selbsteinschätzung) keinen Deut besser ist als sein Vater; im Gegenteil. Hans und Gretes beide Kinder bei Walser bereiten ihren Eltern viel Kummer, Ärger und Schere-reien. Die Tochter ist von Geburt an behindert und muss als Erwachsene entmündigt werden, weil sie schwere Schädigungen im Leistungs- und Sozialverhalten hat. Die Mutter ist zeitlebens fürsorgerisch und helfend gefordert, um der Tochter ein

einigermaßen menschenwürdiges Leben zu ermöglichen, was sie im Übrigen auch auf vorbildliche Weise tut. Der Sohn gerät sehr früh auf die ‚schiefe Bahn‘ und später sogar ins kriminelle Milieu. Beide Eltern tun eine Menge, um den Sohn auf ein Leben in Eigenverantwortung vorzubereiten bzw. auf seinem Berufsweg zu unterstützen; sie haben aber nur mäßige Erfolge mit ihren Bemühungen. Der Sohn von Hans und Grete (Hermann und Gerti) bei Jelinek wird seiner Rolle als heiß ersehnter Stammhalter nur sehr bedingt gerecht. Offenbar steht er seinen unsympathischen Eltern, insbesondere seinem widerwärtigen Vater in nichts nach. Er nervt seine (alkoholsüchtige, depressive) Mutter derart, dass sie ihn in einem depressiven Schub und Rausch sogar umbringt. Bei Coetzee ist die einzige Tochter von Hans (David Lurie) zwar ganz anders geraten, als ihr Vater sich das vorgestellt hat. Anders, als erwartet, hat sie nämlich trotz ihrer hohen Intelligenz und trotz Studium keine glänzende akademische Laufbahn gewählt, sondern es vorgezogen, ihren bescheidenen Lebensunterhalt als Kleinfarmerin mit dem Anbau und Verkauf von Blumen und Gemüse sowie mit einer Hundepension inmitten von Schwarzen auf dem Land in Afrika zu verdienen. Er schätzt und achtet aber seine alternativ lebende (lesbisch veranlagte?) Tochter immerhin als kluge, wenn auch kritische Gesprächspartnerin. Die beiden Töchter von Hans und Grete (Oliver und Gillian) bei Barnes sind zur Freude ihrer Eltern aufgeweckte, ‚normale‘ Kinder. Allerdings gehören die beiden Töchter zusammen mit ihrer Mutter zur ‚social control‘ der Kernfamilie, der nicht entgeht, dass der Vater und Ehemann an seinen ‚Durchhängern‘ und depressiven Schüben nicht ganz unschuldig ist, für das Zurückfallen hinter seinen Rivalen Stuart in erheblichem Maße selbst die Verantwortung trägt.

Treue mit Seitensprung. Trotz Ehe geht und ging man ‚fremd‘ (bei allen sechs Autoren, bei denen Hans und Grete verheiratet sind oder waren). Im Zweifelsfall folgt man eher der aufkeimenden Liebe zu dem/der außen Stehenden und nicht den mit der Ehe eingegangenen Verpflichtungen, wobei die einen (etwa die Grete alias Susi bei Walser oder die Grete alias Ja’ara bei Shalev) nach erneuter „Liebe für immer“ Ausschau halten, während die anderen (etwa die männlichen Protagonisten bei Roth und Coetzee) genau solche Bindungen auf keinen Fall wollen und daher zu vermeiden suchen. Die einen treibt die romantische Sehnsucht nach der bisher noch nicht erfüllten, vielleicht aber mit einem neuen Anlauf sich doch noch erfüllenden dauerhaften, großen (ewigen) Liebe, die anderen zieht es zum näch-

sten, höchstwahrscheinlich nur kurzfristigen Abenteuer. Beide Typen von modernen ‚Ehebrechern‘ kämpfen gegen die Routine der Wiederholung, wobei die einen in die serielle Monogamie ausweichen, die anderen in die der seriellen Affären. Dem Teufelskreis der Wiederholung und Routine, des nicht mehr Schätzenkönnens dessen, was man nach erheblichen Anstrengungen endlich erreicht hat, entgehen weder die Ersteheleute, noch die seriell Monogamen, noch die Casanovas. Shalevs Arie hatte in seinem bewegten Leben so viel Sex kennengelernt und gehabt, dass er dem ewigen ‚Rein und Raus‘ in den Liebesbeziehungen nichts Interessantes oder Aufregendes mehr abgewinnen kann. Das Ganze ödet ihn an. Es muss schon etwas ganz Außergewöhnliches (etwa ein ‚Dreier‘) sein, um ihn noch zum Sex zu stimulieren. Der Casanova-Hans alias David Kepesh bei Roth reagiert schon ‚sauer‘, als seine neuste Grete (die außergewöhnlich attraktive, ‚umwerfende‘ Consuela) schon nach wenigen Tagen der ‚Eroberung‘ sich routiniert auf den schon erwarteten Beischlaf vorbereitet.

Die Alten mischen noch kräftig mit. Die allein lebenden Geschiedenen oder Witwer (bei Roth, Coetzee, Shalev, Barnes) führen ein reges Liebesleben. Ihre nahehelichen Liebesbeziehungen gelten vorwiegend sehr viel jüngeren Frauen, die ihnen in vielerlei Beziehung nicht das Wasser reichen können (Roth, Coetzee). Bei Shalev sucht die verheiratete (vergleichsweise junge Grete) den gestandenen, souveränen, selbstsicheren Mann. Nur bei Barnes und Thirlwell ist die Machtbalance zwischen Hans und Grete bzw. ihren Geschlechtern einigermaßen ausgeglichen. Bei den übrigen Autoren hat Hans zumeist eine Grete im Visier, die ihn als ‚Stärkeren‘ akzeptiert, bisweilen allerdings auch nur gegen Bezahlung (Coetzee). Solche Männer lieben und brauchen das weibliche Geschlecht zu ihrer sexuellen Befriedigung. Mit den Frauen als solchen wissen sie (noch immer) wenig anzufangen.

Sex, Sex und nochmals Sex, aber weniger Eros. Das Liebesleben in heterosexuellen Paarbeziehungen und Partnerschaften basiert für nicht wenige Männer ganz wesentlich auf funktionierenden, befriedigenden Sexualbeziehungen (Roth, Coetzee). Wenn diese (mit ständig wechselnden Frauen) dauerhaft (d.h. ohne längere Pausen) gewährleisten, dass sie ihr „Sexproblem“ (Coetzee) gelöst bekommen, reicht das unter Umständen für ein erfülltes Liebesleben schon aus. Sex zu

bekommen und trotzdem nicht heiraten (und möglicherweise für Nachwuchs sorgen und gerade stehen zu müssen), ist für solche Männer unter Umständen nicht die schlechteste Option.

Stolperstein Weltsicht. Auch wenn die_ 'Milch-und-Honig-Gesellschaft' in Sachen Liebesleben heute für alle Geschmäcker etwas zu bieten hat, ist es nicht immer leicht, Angebot und Nachfrage zur Deckung zu bringen. Die Weltsichten der Individuen, die sich nach geeigneten Partnern umsehen und dabei nach möglichst umfassender Übereinstimmung suchen, können bei aller Konformität des Lebenschnitts nämlich sehr unterschiedlich sein.

Partnerwahl kein Selbstläufer. Sich bei der Partnersuche der Unterstützung anderer bedienen zu müssen, ist eine Hürde, die das Ich sich selbst und erst recht anderen nur ungern eingesteht. (Barnes). Egal, ob man sein Glück auf ‚Einsame-Heerden-Treffs‘ (Barnes), mit Inseraten (Walser), mit Hilfe von Partner-Vermittlungs-Agenturen (Roth) oder direkt über vom ‚Diskreten Begleitservice‘ vermittelte (anonyme) Sexpartnerinnen sucht (Coetzee); eine derart ‚gezielte‘ und professionell unterstützte Partnersuche mag für den bislang erfolglos Suchenden unerlässlich sein; es bedarf aber einer großen Frustrationstoleranz, um derartige Verfahren unbeschadet, geschweige denn erfolgreich zu überstehen (Roth, Coetzee, Walser)

Spaß, Romantik, Glück gern – Opfer, Pflichten, Bindung ungern. Ob Ehe (mit und ohne kirchlichen Segen, mit und ohne staatliche Legitimation), eheähnliches Verhältnis, Konkubinat, kurzfristiges Verhältnis, Affäre, Liebschaft, Seitensprung-Partnerschaft oder One-night-Stand: Die Bereitschaft der Liebenden, sich auf lebenslange Partnerschaften, auf langfristige Bindungen, auf Kinder und Familie und entsprechende Opfer ohne Wenn und Aber einzulassen und anschließend auch die eingegangenen Verpflichtungen einigermaßen konsequent zu leben, scheint, wenn man den sieben Romanen folgt, Seltenheitswert zu bekommen. Der Glücksanspruch ist immer häufiger Ich- und immer seltener Wir-bezogen. (Mit Ausnahme von Barnes und Thirlwell alle Autoren) An die Stelle von einer oder wenigen überindividuellen Moralien machen sich unzählige, vielbödige Individual-Moralien breit: Einzelinteressen, mit einigem Abstand Paar-Interessen und wiederum mit einigem

Abstand Familien-Interessen, eine Reihenfolge, die vor nicht allzu langer Zeit eher umgekehrt war.

Von der Liebesordnung zur Beziehungskiste. Für die Liebesordnungen bzw. Beziehungskisten bedeutet das: Die Ehe, die nach Max Weber einstmals aus vielen sexuellen Beziehungen als diejenige hervorgegangen ist, deren Kinder legitime, also gesellschaftlich anerkannte Erben sind, ist in unserem Kulturkreis schließlich für lange Zeit die einzig legitime Verbindung von Liebenden geworden. Dabei haben die Kirchen bzw. Religionsgemeinschaften, die Aufklärung und die durch sie ausgelösten Freiheitsbewegungen, die Staaten, das Bürgertum und die Romantik ein Modell geformt, das sie mehr und mehr aus der religiösen Vernetzung gelöst, die Unterordnung der Frauen unter die Männer Schritt für Schritt (zumindest formal und vor dem Gesetz) abgebaut, die Abhängigkeit der Liebenden von Dritten (Eltern, Familienverbänden, Ständen, Innungen, Kirchen, Staaten) weitgehend beseitigt hat. Die Liebe der sich Liebenden (also weder, wie früher, Standes-, noch Familien-, noch wirtschaftliche Interessen) wurde die letztlich entscheidende Grundlage für die Ehe. Aus der unauflöselichen Ehe mit sakramentalen Charakter wurde ein „weltlich Ding“ (Martin Luther) mit der Möglichkeit zur Scheidung. Auf die Scheidung nach dem Verschuldensprinzip folgte die Scheidung nach dem Zerrütungsprinzip. Schließlich wurde es den Liebenden ganz überlassen, ob, wie und wie lange sie sich binden wollen, mit oder kirchlichem Segen, mit oder ohne staatliche Bestätigung, mit oder ohne Kinder. Nach Möglichkeit sollte man sich weiter lebenslang aufeinander einlassen, aber selbstverständlich nur auf freiwilliger Basis. Der Grundsatz der Monogamie wurde noch aufrechterhalten; aber serielle Monogamie ist gesellschaftsfähig geworden.¹⁵⁶ In Anbetracht der ausgelösten Dynamik ist man schon zufrieden, wenn die Monogamie und die Exklusivität nicht (auch noch) in Frage gestellt werden¹⁵⁷. Hauptsache, es bleibt beim Nacheinander und gerät nicht zum Nebeneinander. Doch findige Zeitgenossen haben auch hier schon Möglichkeiten zum Unterlaufen entdeckt: Bei der ‚wilden‘ Ehe kann keiner so richtig kontrollieren, ob mono- oder polygame Formen praktiziert werden. Und außerdem

¹⁵⁶ Die Frankfurter Rundschau meldet mit Datum vom 31.10.05, dass der (noch) amtierende Außenminister der Bundesrepublik Deutschland, Joschka Fischer, mit seiner jüngst geschlossenen fünften Ehe nunmehr den (noch) amtierenden Bundeskanzler, Gerhard Schröder, der zum vierten Mal verheiratet ist, überrundet hat.

¹⁵⁷ Charles Lindbergh hat sogar das geschafft: Ehen mit verschiedenen Frauen gleichzeitig, was wohl die Frauen wussten, der Öffentlichkeit aber zu Lebzeiten von Lindbergh verborgen blieb.

können Verhältnisse so kurzfristig werden, dass sie fast gleichzeitig sind. Und was in Swingerclubs vor sich geht, ist ohnehin wieder Privatsache. Kein Wunder also, wenn die ‚Liebessordnungen‘, die im wahrsten Sinne des Wortes eine überindividuelle Ordnung suggerieren, erhebliche Opfer und Pflichten einfordern, auf dem ‚Markt‘ für solche Ordnungen mehr und mehr zu ‚Ladenhütern‘ werden und kurzfristige, unverbindliche Modelle (ohne lästige Bindungen und Verpflichtungen) auf dem Vormarsch sind. Die sieben Romane geben einen Vorgeschmack davon, was alles möglich und wahrscheinlich ist, wenn der Trend in Richtung individuell verantworteter Muster anhält. „Das ganz normale Chaos der Liebe“ (Ulrich Beck) ‚lässt‘ gewissermaßen ‚grüßen‘. Es werden im gesamten Kulturkreis, wenn auch nach Regionen sehr unterschiedlich verteilt, zu wenige Kinder geboren, um die Gesellschaft (aus eigener Kraft) zu regenerieren. Längst sind alle Kinder, aus welchen Beziehungen sie auch hervorgehen, mit der gleichen ‚Legitimität‘ ausgestattet. Man hat Ehen gefördert im Glauben, dass Eheleute automatisch auch Kinder haben. Während man in den Anfängen der Institution Ehe zu prüfen hatte, welche Kinder in den Genuss von Fördermitteln (=Erbmitteln) kommen sollen, muss man jetzt, wo die Ehe als Institution in die Jahre gekommen ist, prüfen, welche Paare zu Unrecht (eigentlich für das Aufziehen von Kindern gedachte) Fördermittel erhalten.

Literarische Übertreibungen? Es mag sein, dass die Autoren ihre Protagonisten mit *ihrer* Lebenserfahrung, *ihrer* Bildung, *ihrer* gesellschaftlichen Hintergrund, also aus ihrem eigenen Milieu heraus kreieren und beschreiben, mit anderen Worten, dass die geschilderten Protagonisten, so gesehen, nicht die Gesellschaft repräsentieren, sondern eher einen Eindruck davon vermitteln, was hoch gebildeten und hochsensiblen Literaten zu diesem Thema durch den Kopf geht. So gesehen, mag es in der ‚wirklichen‘ Wirklichkeit (noch) etwas ‚normaler‘, etwas ‚altmodischer‘ zugehen als in der Literatur. Sehr wahrscheinlich haben die Autoren ein Leben beschrieben, das sie selber, wenn überhaupt, nur sehr bedingt führen. Es spricht in der Tat einiges dafür, dass nicht wenige Zeitgenossen auch einigermaßen ‚glücklich‘ verliebt, auch einigermaßen ‚glücklich‘ verheiratet und sehr wohl auch ‚treue‘ Partner sind, möglicherweise sogar lebenslang. Andererseits, so scheint es, sind die Literaten eher eine Avantgarde als eine verschlafene Nachhut der Gesellschaft. Sie beschreiben - affirmativ und kritisch zugleich - Zustände und Entwicklungen, die nicht ‚an den Haaren herbeigezogen‘, sondern sehr wohl dem

echten Leben abgeguckt, abgelauscht sind.¹⁵⁸ Zu klären, ob, wie, wann und wo sowie in welchem Umfang sich im Kulturkreis solche Zustände und Entwicklungen nachweisen lassen, muss anderen (mit anderen Ansätzen und Methoden) überlassen bleiben.

¹⁵⁸ „>>Haben Sie schon erlebt<<, fuhr Léon [in seinem Gespräch mit Emma Bovary über Literatur; H.H.] fort, >>daß Sie in einem Buch auf eine Idee gestoßen sind, die Sie selbst undeutlich schon einmal gehabt haben, auf ein Bild, das schwach, wie aus ferner Vergangenheit, wieder auftaucht, auf etwas, das plötzlich Ihre geheimsten Gefühle bloßlegt?<<“ (Flaubert, Gustave: Madame Bovary – Sitten der Provinz, Zürich 1980, S.101)

9 Theoretische Exkurse zum Thema „Verlieben – Lieben – Entlieben heute“

9.1 Freiheit (Unabhängigkeit, Emanzipation)

Die Veränderungen, die in der Neuzeit¹⁵⁹, speziell in den letzten vier Jahrhunderten unseren Kulturkreis unter den Stichworten Freiheit, Unabhängigkeit und Emanzipation überzogen haben, sind komplex, umfangreich und folgenschwer. Sie haben die Machtverhältnisse grundlegend und nachhaltig verändert, die vorher zwischen ganzen Gesellschaftsschichten oder Klassen, zwischen einzelnen Menschen und ihren ‚angestammten‘ Bezugsgruppen, zwischen Herrschenden und Beherrschten, zwischen ‚Rassen‘, Völkern und Staaten, zwischen den beiden Geschlechtern, zwischen den Generationen, zwischen Familie, Kirche, Staat und Gesellschaft einerseits, Individuum andererseits lange, zum Teil sogar sehr lange bestanden hatten. Das hatte und hat, wie noch zu zeigen sein wird, viel mit der Thematik Verlieben, Lieben und Entlieben zu tun.

Die im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert verstärkt aufkommenden Naturwissenschaften erweiterten den Horizont der Menschen und lösten sich aus der Dienerrolle für die Theologie als höchste Autorität für alle Wissenschaften. Luther und die Reformation stellten zudem die Autorität des Papstes als alleinigen Stellvertreter Gottes (Christi) auf Erden sowie die Funktion von Priestertum und Sakramenten in Frage.

Mit der Ausweitung des Handels über die Grenzen von Hauswirtschaften, Ländern und Staaten hinweg wuchs das Verständnis für Arbeitsteilung, Differenzierung, Effizienz und Märkte. Aus der *Ökonomie* (dem Wirtschaften, das die *Gesetze des Hauses* beachten muss), wurde allmählich die schon stark differenzierte und stark arbeitsteilig arbeitende *Nationalökonomie* (das Wirtschaften aus *staatlicher Perspektive*). Und in den letzten Jahrzehnten sprengt die *Globalisierung* mehr und mehr das nur auf Staaten bezogene Wirtschaften zugunsten einer Staaten, Staatenbünde und Kontinente übergreifenden *Weltwirtschaft*. Aus dem Wirtschaften für

¹⁵⁹ Gemeint ist die Zeit, die 1492 mit der ‚Entdeckung‘ Amerikas durch Kolumbus beginnt

den eigenen Bedarf wurde das Wirtschaften für den fremden Bedarf, für anonyme Märkte und anonyme Kunden.

Diese Prozesse stellten seinerzeit nicht nur die über Jahrhunderte gewachsene geistliche Macht (christlicher Kirchen) grundsätzlich in Frage, sondern auch die weltliche. In England sprach man dem König, der sich – wie der Papst und alle weltlichen Herrscher – darauf berief, von Gottes Gnaden in sein Amt berufen zu sein, das Recht ab, einseitig die Steuern festzusetzen. Das war so etwas wie der Anfang vom Ende des Gottesgnadentums überhaupt. John Milton erklärte in seinem Traktat „Der Anspruch von Königen und Obrigkeiten...“¹⁶⁰ bereits 1649, dass jeglicher Herrschaftsanspruch (auch der von Gottes Gnaden) ausschließlich im Volk begründet sei und daher auch vom Volk wieder entzogen werden könne. Das Infragestellen von Autoritäten erfasste schließlich ganze Stände, die hohe Geistlichkeit, den Adel insgesamt, überhaupt alle, die den Anspruch und das Selbstverständnis hatten, *von Geburt an diese oder jene Rechte, Positionen, Privilegien oder Besitztümer zu haben.*

Das aufstrebende Bürgertum fand in Adam Ferguson¹⁶¹, John Millar¹⁶², Adam Smith¹⁶³ und Antoine de Condorcet¹⁶⁴ glänzende wissenschaftliche Vertreter seines Selbstverständnisses. Der Tenor der unten aufgeführten Schriften lautete, man müsse die arbeitsamen Bürger nur frei zur Entfaltung ihrer Fähigkeiten kommen lassen, dann werde es von selbst (wie durch eine „invisible hand“ gesteuert, so Smith) zu Entwicklungen kommen, die dem Staat und seinen Bürgern gleichermaßen zum Vorteil gereichten. Claude Henry de Saint-Simon brachte 1819 in seiner berühmt gewordenen Schrift „La Parabole“ (das Gleichnis) auf den Punkt, worauf die gesellschaftlichen Umwälzungen hinausliefen: Er meinte, wenn Frankreich an einem Tag *dreitausend* seiner besten Wissenschaftler, Künstler und Handwerker verlieren würde, wäre das nicht nur ein großes Unglück, sondern zugleich ein riesi-

¹⁶⁰ Vgl. Milton, John: Der Anspruch von Königen und Obrigkeiten..., in: Milton, John: Zur Verteidigung der Freiheit, Leipzig 1987, S. 66 ff. sowie Anmerkung Nr. 132 des Herausgebers, Hermann Klenner, S. 261 f.

¹⁶¹ Vgl. Ferguson, Adam: Abhandlung über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft [1767], Jena 1923

¹⁶² Vgl. Millar, John: The Origin of the Distinction of Ranks [1779; andere Fassung unter anderem Titel bereits 1771], Cambridge 1960

¹⁶³ Vgl. Smith, Adam: Eine Untersuchung über Natur und Ursachen des Volkswohlstandes [1775/1776], 3 Bände, Jena 1923

¹⁶⁴ Vgl. Condorcet, Antoine de: Entwurf einer historischen Darstellung der Fortschritte des menschlichen Geistes 1793/1794], Frankfurt am Main 1963 (Hrsg. Wilhelm Alff)

ger Schaden, den das Land für längere Zeit weit hinter seine Konkurrenten zurückwerfen würde. Wenn man dagegen diese „produktivsten Franzosen“ behalten würde, stattdessen aber an einem Tag *dreißig*tausend Personen aus den Spitzenpositionen des Adels und der Geistlichkeit in Politik und Gesellschaft verlieren würde, wäre das zwar auch ein Unglück, das vielen Franzosen nahe ginge, weil sie gute Menschen seien; tatsächlich würde ein solcher Verlust in Frankreich aber keinerlei Schaden anrichten, weil es genug Leute gäbe, welche die entstandenen Lücken nicht nur umgehend schließen könnten, sondern diese Positionen sehr wahrscheinlich sogar viel besser ausfüllen würden als ihre derzeitigen Amtsinhaber.¹⁶⁵

In der Tat besiegelte diese Entwicklung das Ende der feudalen Ständegesellschaft, in der jeder Einzelne (von Geburt an) - unabhängig von seinen Leistungen und persönlichen Qualitäten - seinen Rang oder Nicht-Rang in einer vertikal gegliederten Gesellschaftsordnung hatte, als relativ unabhängiges, freies Einzelwesen noch gar nicht existierte.

Während die einen, die auf die tonangebenden gesellschaftlichen Schichten abheben, in diesem gesellschaftlichen Wandel den Übergang von der feudalen zur bürgerlichen Gesellschaft sehen, reden andere, die das ‚neutraler‘, ‚sachlicher‘, ‚wertfreier‘ ausdrücken wollen, vom Übergang einer stratifizierten zu einer funktional differenzierten Gesellschaft (Niklas Luhmann).¹⁶⁶ Für Luhmann ist die alte Gesellschaft eine vertikal in Gesellschaftsschichten (Strata) gegliederte, während sich die neue Gesellschaft durch ihre horizontale Gliederung, durch das Nebeneinander gleichgewichtiger Funktionen (funktional differenziert) auszeichnet. Beide Umschreibungen unterschlagen, was der jeweils anderen wichtig ist. Man tut also gut daran, beide ‚Definitionen‘ nebeneinander gelten zu lassen. Mit dem Sowohl-als-auch kommt man auch in diesem Fall weiter als mit dem Entweder-oder.

Das aufstrebende Bürgertum kämpfte für allgemeine Menschenrechte (von denen es sich ausgeschlossen fühlte), meinte aber im Wesentlichen nur die eigenen Rechte, genauer gesagt, nur die Rechte der männlichen Bürger. Dass schließlich

¹⁶⁵ Saint Simon, Claude Henry de: Gleichnis (La Parabole), in: Saint Simon, Claude Henry de: Ausgewählte Texte, Berlin 1957, S. 141 ff.

¹⁶⁶ U.a. in: Luhmann, Niklas: Liebe als Passion – Zur Codierung von Intimität, Frankfurt am Main 1994, S.9

auch der ‚vierte Stand‘, die Arbeiterschaft, aufbegehrte und seine Ansprüche auf Gleichberechtigung und Gleichbehandlung geltend machte, ferner die Frauen, das weibliche Geschlecht, auf Chancengleichheit gegenüber dem männlichen pochten, waren weitere Konsequenzen der auf breiter Front ausgelösten Dynamik gesellschaftlicher Veränderungen. Die Freiheits-, Unabhängigkeits- und Emanzipationskämpfe und –bewegungen beendeten schließlich auch die Sklaverei, die im großen Stil noch bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein betrieben wurde, verdrängten die Kirchen mehr oder weniger stark aus den Sphären öffentlicher (weltlicher) Macht, verschafften andererseits religiösen Minderheiten neue Freiräume. Schließlich wurden wichtige europäische Staaten, die fremde Staaten und Völker (trotz ihrer hochtrabenden Parolen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit) ungeniert zu Kolonien machten und gemacht hatten, gezwungen, ihre imperialistische Kolonisationspolitik zu beenden, den kolonisierten Staaten und Völkern ihre Freiheit und Unabhängigkeit (zurück) zu geben. Die vereinigten dreizehn neuen Staaten von Nord-Amerika erklärten 1776 ihre Unabhängigkeit von der britischen Krone und verwandelten mit dieser Erklärung dreizehn ehemalige Kolonien in selbständige Staaten bzw. - 1781 - in einen Staatenbund, was 1783 auch vom ehemaligen ‚Mutterland‘ England offiziell anerkannt wurde bzw. in Folge der neu entstandenen Machtverhältnisse wohl oder übel anerkannt werden musste.¹⁶⁷

Was in dieser Beschreibung, die stark vereinfachen muss, wie ein Trend aussieht, der linear Unfreiheit in Freiheit, Abhängigkeit in Unabhängigkeit und patriarchale Allgewalt in Emanzipation verwandelt, ist in Wirklichkeit eher ein regional und zeitliches Hin und Her, Rauf und Runter, Vor und Zurück, Einerseits , Andererseits. Vielfach verwandelt sich dabei die Abhängigkeit von Personen und Personengruppen zwar auf der einen Seite in tatsächliche Unabhängigkeit von diesen Personen und Personengruppen, auf der anderen Seite wird diese Unabhängigkeit aber

¹⁶⁷ In der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von 1776 heißt es u.a.: „Wir halten die nachfolgenden Wahrheiten für klar an sich und keines Beweises bedürftig, nämlich, daß alle Menschen gleich geboren; daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt sind; daß zu diesem Leben Freiheit und das Streben nach Glückseligkeit gehöre; daß, um diese Rechte zu sichern, Regierungen eingesetzt sein müssen, deren volle Gewalten von der Zustimmung der Regierten herkommen; daß zu jeder Zeit, wenn irgend eine Regierungsform zerstörend auf diese Endzwecke einwirkt, das Volk das Recht hat, jene zu ändern oder abzuschaffen, eine neue Regierung einzusetzen, und diese auf solche Grundsätze zu gründen, und deren Gewalten in solcher Form zu ordnen, wie es ihm zu seiner Sicherheit und zu seinem Glück am zweckmäßigsten erscheint.“ (<http://www.verfassungen.de/us/unabhaengigkeit76.htm>)

strukturell mit neuen Abhängigkeiten ‚erkauft‘, etwa der Abhängigkeit von anonymen Systemen mit ihren ‚Sachzwängen‘.

Bei Hegel heißt es in diesem Zusammenhang: „Zunächst ist die Familie das substantielle Ganze, (...) [auf welches das Individuum mit seiner gesamten Existenz angewiesen ist; H.H.]. Die bürgerliche Gesellschaft reißt aber das Individuum aus diesem Bande heraus, entfremdet dessen Glieder einander und anerkennt sie als selbständige Personen; sie substituiert statt der äußeren unorganischen Natur und des väterlichen Bodens, in welchem der Einzelne seine Subsistenz hatte, den ihrigen und unterwirft das Bestehen der ganzen Familie selbst, der Abhängigkeit von ihr, der Zufälligkeit. So ist das Individuum *Sohn der bürgerlichen Gesellschaft* geworden, die ebenso sehr Ansprüche an ihn, als er Rechte auf sie hat.“¹⁶⁸

Das (männliche, später - wenigstens in formal-rechtlicher Hinsicht - auch das weibliche) Individuum emanzipiert sich also im Verlaufe dieser Entwicklung nicht nur von den Obrigkeiten der Ständegesellschaft, sondern auch aus seiner Abhängigkeit von der Familie, von der Autorität des Vaters, der Eltern, der Alten überhaupt und gewinnt gegenüber diesen Personen und dieser Gemeinschaft an Selbständigkeit. Gleichzeitig gerät es aber in neue Systeme allseitiger Abhängigkeit, tauscht persönliche gegen anonyme Abhängigkeiten, persönliche Gängelerei und Bevormundung gegen ‚Sachzwänge‘ aller Art (von Märkten, Börsen, Gesetzen, Fahrplänen, Bildungseinrichtungen usw. usf.). Letzten Endes werden die Individuen aber formal Staatsbürger mit gleichen Rechten. Die einzige Autorität, der sich die Staatsbürger, der ‚neue‘ ‚Souverän‘ und somit ‚legitime‘ Nachfolger der Herrscher von Gottes Gnaden, beugen müssen, ist die des Staates. Die von den Bürgern gewählten Repräsentanten, die Staatsbediensteten, dürfen für *alle verbindliche* Gesetze erlassen, auslegen und die Durchsetzung notfalls mit Gewalt erzwingen. Ob sich der Einzelne auch anderen Autoritäten unterordnet, etwa Vorgesetzten im Arbeitsverhältnis durch Vertrag oder Institutionen und deren Repräsentanten (etwa Kirchen) durch Beitritt, ist seine Sache. Wenn er nicht mit dem Gesetz in Konflikt gerät, seinen vertraglichen Verpflichtungen gerecht wird, seinen Lebensunterhalt selber verdient, anderen nicht zur Last fällt, kann er ansonsten tun und lassen, was er für richtig hält. Für seinen Glauben, sein Glück, sein Leben, sein Liebesleben,

¹⁶⁸ Hegel, G. Wilh. F.: Grundlinien der Philosophie des Rechts, Hamburg 1955, § 238, S. 198

seine Partnerwahl, etwaige Kinderwünsche, die Form und die Dauer seiner Beziehungen, gerade auch seiner Liebesbeziehungen, ist er mehr oder weniger allein zuständig und verantwortlich¹⁶⁹. Der Staat, das anonyme System, dem er zwangsweise angehört, ist nur für die Rahmenbedingungen zuständig.

Gerade beim Verlieben, Lieben und Entlieben zeigt sich, was die Freiheits-, Unabhängigkeits- und Emanzipationsbewegungen in unserem Kulturkreis verändert haben. Wenn Hans und Grete sich mögen und meinen, dass sie in absehbarer Zukunft als Paar leben wollen (und dem keine Gesetze – etwa zum Inzestverbot – entgegenstehen), kann sie heute im Gegensatz zu früher (wo Eltern, der Familienverband, Innungen, Standesorganisationen, Kirchen, Religionsgemeinschaften zum Teil sehr weit gehende Mitsprache- und Vetorechte hatten), niemand daran hindern. Früher wurden Liebende, die miteinander sexuelle Beziehungen aufnehmen wollten, durch Religion, Kirche und Gesetz, letztlich auch durch eine indirekt nicht weniger mächtige ‚Konvention‘ praktisch gezwungen, dies in der einzig legitimierten und gesellschaftlich anerkannten Form zu tun, nämlich in Form einer Ehe. Dieser hatte normalerweise eine Verlobung vorauszugehen, nachdem klar war, dass die Eltern, der Staat und, wenn eben möglich, auch die Kirche ihr Einverständnis hierzu geben, gegeben hatten oder geben würden. Heute ist es den Liebenden freigestellt, ob sie ihre Beziehung in Form einer Ehe führen wollen oder nicht. Entscheiden sie sich für eine Ehe, die auch gesetzlich als solche firmieren soll, müssen sie mindestens standesamtlich heiraten. Wollen sie zusätzlich den ‚Segen‘ der Kirche haben, müssen sie für die Trauung - je nach Glaubensrichtung - weitere Auflagen akzeptieren.

Was die sonstigen Gepflogenheiten und Bräuche beim Heiraten anbelangt, kommt es sehr auf die Signale an, die das Brautpaar nach außen hin sendet bzw., was nach Einschätzung der Ausgangsfamilien und Freunde als ‚angemessen‘, als ‚angebracht‘ gilt. Ob mit einer Mitgift, gegebenenfalls mit welcher Art von Mitgift zu rechnen ist, ob die Braut bei der Hochzeit ein weißes Kleid trägt (das Symbol für die ‚Unschuld‘ der Braut), ob am Vorabend ein Polterabend stattfindet, ob und in

¹⁶⁹ Die Soziologen haben für dieses Phänomen verschiedene Begriffe: Ulrich Beck spricht von ‚Individualisierung‘. Niklas Luhmann nennt es ‚Selbstreferenz‘. Anthony Giddens benutzt verschiedene Begriffe für diesen Sachverhalt, unter anderen die Begriffe ‚reflexives Projekt des Selbst‘ und ‚reflexiver Selbstentwurf‘.

welchem Rahmen und Kreis die Hochzeit mit Verwandten, Freunden und Bekannten gefeiert wird und wer dabei die Reden hält, ob Geschenklisten erstellt werden, ob Freunde und Nachbarn ihre Späße mit Brautentführung und –auslösung und öffentlich ausgehängten Leinen mit Babywäsche treiben dürfen oder besser nicht treiben sollten, ob das Paar anschließend eine Hochzeitsreise macht, in die ‚Flitterwochen‘ fährt: All das muss sozusagen beim Start in die Öffentlichkeit bedacht und entschieden werden. Je lückenloser den tradierten Bräuchen (speziell in ländlichen Gegenden) entsprochen wird, desto klarer geben die Liebenden als die Akteure, auch und gerade nach außen hin, zu erkennen, dass sie sich hierbei in alten Traditionen sehen und gesehen werden wollen.

Während früher die Ehepartner (im Wesentlichen unter Standesgesichtspunkten, später auf Grund vorwiegend wirtschaftlicher Überlegungen) von Dritten ausgesucht und letztlich füreinander bestimmt wurden¹⁷⁰, heiraten die, die vorher auf ‚Freiersfüßen gingen‘, heutzutage selber und in eigener Verantwortung. Sie selber müssen (nicht nur einmal, sondern unter Umständen immer wieder) klären, ob sie sie für ein Zusammenleben eine einigermaßen verlässliche Existenzgrundlage sehen, ob sie sich sexuell verstehen, ob und auf welche Weise sie ‚verhüten‘ wollen, ob und gegebenenfalls wie viele Kinder sie haben möchten, ob und unter welchen Umständen sie abtreiben würden, ob ihre Liebe möglicherweise nur eine Schönwetter-Liebe ist oder ob sie auch schlechtere Zeiten und schwierigere Herausforderungen (etwa wirtschaftliche Durststrecken oder ernsthafte gesundheitliche Probleme) überdauern könnte, ob sie sich herkunfts-, schicht- und bildungsmäßig genügend ‚verstehen‘, welche Arbeitsteilung für sie gelten soll, welche Freiräume und Weiterentwicklung sie sich gegenseitig zubilligen, was sie lieber gemeinsam und was sie lieber getrennt machen sollten, wann sie Nähe brauchen und wann eher Distanz geboten ist, in welchen Situationen Offenheit gefragt ist oder eher schädlich wäre, wie ernst sie zu Grundsätzen von Treue und Exklusivität stehen, ob und inwieweit sie Gleichrangigkeit überhaupt gutheißen oder sogar eher ablehnen, inwieweit sie die Weltsicht des Partners kennen, tolerieren oder sogar teilen können oder teilen sollten.

¹⁷⁰ In anderen Kulturkreisen ist das bekanntlich auch heute noch üblich. Als Beispiel dafür: Kelek, Necla: Die fremde Braut, Köln 2005

Die Liste derartiger ‚Verhandlungspunkte‘ ist sicher unvollständig und nach Belieben ergänzbar. Sie zeigt aber die Gefahren auf, die auf Dauer angelegte Beziehungen umgeben, die Stolpersteine, an denen solche Beziehungen jederzeit (und viel leichter als früher) zerbrechen können. Das gilt selbst dann, wenn die Akteure vor der Ehe eine (früher gar nicht erlaubte) mehr oder weniger lange ‚Probezeit‘ vereinbart und auch tatsächlich durchlebt haben. Da die Auflagen für die Ehedauer von Seiten des Staates mehr oder weniger nur Appellcharakter¹⁷¹ haben und die der Kirchen (von der Mehrzahl der Menschen) noch weniger ernst genommen werden, ist das Entlieben qua Scheidung relativ einfach geworden. Die ehemals (durch Scheidungs- und Wiederverheiratsverbote) strenger gehandhabte Monogamie ist heute durch die Möglichkeit zur seriellen Monogamie als solche aufgeweicht worden, dadurch aber (noch) akzeptabel geblieben. Wie religiös, wie bürgerlich, wie romantisch, wie konservativ, wie fortschrittlich, wie alternativ die Paare ihre Ehe und ihr Leben führen wollen, entscheiden letztlich nur sie allein. Wenn sich im ‚Markt‘ die zueinander passenden Partner finden, können daraus durchaus und gerade heute (auch im Selbstverständnis der Paare) gute, dauerhafte Ehen entstehen. Treffen aber Partner aufeinander, bei denen die Mindestvoraussetzungen (für eine dauerhafte Partnerschaft) entweder von Anfang an oder im Verlauf der Ehe nicht (mehr) gegeben sind, entstehen (schneller und leichter als früher) unbefriedigende Ehen und als Konsequenz daraus Trennungen und Scheidungen.

Grundsätzlich scheinen die Rahmenbedingungen, die eine auf Dauer angelegte Beziehung stützen und ‚kitten‘, rückläufig zu sein, während die Bedingungen, die auf Dauer angelegte Liebesbeziehungen beschädigen, aushöhlen, gefährden, eher an Boden zu gewinnen scheinen.

Bekanntlich braucht man aber, um ‚legal‘ auch sexuelle Beziehungen aufnehmen zu können, (anders als früher) keine formelle Ehe mehr einzugehen. Paare können, ohne oder mit Kind(ern), auch ‚einfach so‘ (ohne staatliche oder kirchliche ‚Legitimation‘) zusammen leben, in ‚wilder Ehe‘ sozusagen. Anders als früher sind etwaige Kinder solcher Paare rechtlich den Kindern aus formellen Ehen in jeder Beziehung gleichgestellt. Zeitgenossen, die sowohl der Kirche als auch dem Staat

¹⁷¹ Immerhin hält die deutsche Gesetzgebung (BGB, § 1353, Absatz 1, Satz 1) an dem Grundsatz fest, dass eine Ehe „auf Lebenszeit geschlossen“ wird (Bürgerliches Gesetzbuch, 55. Auflage, München 2004, S. 285)

das (moralische) Recht absprechen, sie zu verheiraten, haben damit eine (früher nicht zugelassene) weitere Option für ein eheähnliches Leben ohne die (für sie entbehrlichen, ja unakzeptablen) ‚Legitimierungsrituale‘ von Kirche und Staat. Außerdem bietet diese Form Witwen und Witwern, die eine neue Beziehung eingehen, aber ihre Rente nicht gefährden wollen, eine willkommene Form des Zusammenlebens.¹⁷²

Schließlich gibt es unterhalb der Schwelle von Ehe und eheähnlichen, auf Dauer angelegten heterosexuellen Beziehungen zig Formen des Zusammenlebens, bei denen weniger ‚Bindung‘, weniger (länger- und langfristige) Verantwortung übernommen, weniger Pflichten geschultert werden müssen. Dazu gehören auch Beziehungen, bei denen es ausschließlich auf sexuelle Befriedigung ankommt, das ansonsten geforderte Einlassen auf die Person des ‚Partners‘ überflüssig, um nicht zu sagen sogar unerwünscht ist. Dazu rechnen auch die verschiedenen Spielarten des ‚harmonischen Hedonismus‘. Man bleibt so lange und in *der* Form zusammen, wie es beiderseits Spaß macht. Entfällt diese ‚Geschäftsgrundlage‘, ist das Entlieben vorprogrammiert.

Insofern scheint für diese eher kurzfristig angelegten Beziehungen zu gelten, dass die Rahmenbedingungen für das Verlieben und Entlieben eher günstiger geworden sind (als früher), die für das eher langfristig angelegte Lieben, das eine „Interpenetration“ (Luhmann) der Liebenden voraussetzt, die über das sexuelle Interesse aneinander weit hinaus geht und ohnehin nicht interessiert, eher ungünstiger.

Die Ansprüche an die Partner und der Partner an sich selbst, die sich mit Aussicht auf Erfolg auf eine langfristige oder sogar lebenslange Partnerschaft, erst recht eine mit Kindern, einlassen wollen, sind heute - von Kriegs- und Krisenzeiten abgesehen - wahrscheinlich höher als je zuvor. Wer die Risiken einigermaßen klar überblickt und dennoch das Wagnis (einer Ehe und Familiengründung) eingeht, braucht neben viel ‚Liebe‘ auch eine gehörige Portion Mut, Risikobereitschaft, Selbstvertrauen und Zuversicht. Ist er/sie allzu viel (wie Hamlet) ‚von des Gedan-

¹⁷² Die Ausführungen über Recht und Gesetz beziehen sich zwar nur auf die Bundesrepublik Deutschland; es wird aber unterstellt, dass sich Recht und Gesetz in den Ländern des Kulturkreises im Laufe der letzten Jahrzehnte aufeinander zu bewegt haben und in Zukunft noch weiter aufeinander zu bewegen werden.

kens Blässe angekränkelt' und fehlt ihm/ihr die leider auch notwendige ‚Naivität‘, wird er/sie möglicherweise eine solche Verantwortung und Bindung eher scheuen. Die heutigen Rahmenbedingungen scheinen solche, die Risiken gründlich abwägenden Mentalitäten eher zu fördern als zu verhindern.

9.2 Moral (Gewissen, Über-Ich, Liebes- und Sexualmoral, Verantwortung)

Die im Theoretischen Exkurs 1 (Kapitel 9.1) unter den Stichworten Freiheit, Unabhängigkeit und Emanzipation geschilderten Veränderungen in der Neuzeit haben die Macht-, die Herrschafts-, die Über- und Unterordnungsverhältnisse in der Gesellschaft (unseres Kulturkreises), zwischen einzelnen Teilen dieser Gesellschaft und zwischen den in sie integrierten Einzelnen gründlich verändert. Dieser Wandel ist keineswegs abgeschlossen, sondern setzt sich, Stichwort Globalisierung, weiter fort und erfasst immer mehr Teile und Bereiche der Welt, sozusagen die Weltgesellschaft insgesamt¹⁷³. In dieser Arbeit interessieren diese Veränderungen, weil sie mit dem Leben der Menschen auch und gerade deren Liebesleben beeinflussen und verändern. Der Theoretische Exkurs 1 hat nachzuweisen versucht, worin solche Beeinflussungen und Veränderungen des Liebeslebens bestehen können.

Der Theoretische Exkurs 2 (dieser Exkurs also) möchte auf die Zusammenhänge von Macht und Moral (im Allgemeinen, im Liebesleben im Besonderen) aufmerksam machen. Genauer gesagt, geht es darum, den Hintergründen dafür nachzuspüren, dass und warum Macht und Moral sich so gut verstehen, sich gegenseitig so offenkundig brauchen, stützen und bedingen und was das mit dem Liebesleben der Zeitgenossen zu tun hat.

Macht, die sich als solche behaupten will, ist heute (anders als früher) auf Rechtfertigung und Überzeugungsarbeit angewiesen, weil Gewaltanwendung (früher ein probates Mittel zum Machterhalt) heute allein dem Staat vorbehalten ist. Machtausübung, die sich auf Überzeugungsarbeit statt auf Gewalt stützt, ist weniger personalintensiv und damit effizienter (was für moderne, ökonomisch orientierte ‚Geschmäcker‘ besonders wichtig ist). Je mehr die Individuen, gegenüber denen Macht ausgeübt wird, von der Rechtmäßigkeit der Machtausübung überzeugt sind,

¹⁷³ Es soll damit allerdings auch nicht verschwiegen werden, dass ganze Teile der Welt, etwa in Afrika, von dieser Entwicklung noch weitgehend ausgeklammert sind.

desto leichter und problemloser funktioniert die Macht, desto bereitwilliger ‚gehören‘ diejenigen, die auf Geheiß der Macht dieses oder jenes tun oder unterlassen sollen, desto eher tun sie das, was sie machen sollen, auch *freiwillig*, im wahrsten Sinne des Wortes: (auch) *von sich aus*. Umgekehrt: Je weniger die von der Macht Betroffenen von der Legitimität der Machtausübung überzeugt sind, desto schwieriger hat es die Macht, sich durchzusetzen, sich als solche zu behaupten, desto mehr Widerstände und Gegenmächte ruft sie auf den Plan. In diesem Kapitel gilt es, solche Wechselwirkungen von Macht und Moral im Zusammenhang mit den unter 9.1 geschilderten Veränderungen im Allgemeinen und im Liebesleben der Zeitgenossen im Besonderen nachzuweisen.

Alexis de Tocqueville, ein Adliger, der im Frankreich des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts den Schichten angehörte, deren ‚Stern‘ im Sinken begriffen war, war ein aufmerksamer Beobachter und gründlicher Kenner des gesellschaftlichen Wandels seiner Zeit. Am Beispiel der aufstrebenden amerikanischen, mehr auf Gleichheit und Demokratie (statt, wie das alte Europa, noch stark auf Ungleichheit und Monarchie) setzenden amerikanischen Gesellschaft beschrieb er die Mechanismen, die eine demokratisch orientierte Gesellschaft gegenüber einer (noch) stark feudal orientierten und belasteten Gesellschaft auf ganzer Linie überlegener, erfolgreicher, effizienter machte. Tocqueville stößt dabei mehrfach auf das Phänomen, das hier von besonderem Interesse ist, dass nämlich Macht und Moral (für den Außenstehenden frappierende) Symbiosen eingehen. „(...) echte Mitgeföhle“, schreibt er, „gibt es nur zwischen seinesgleichen; und in den aristokratischen Zeitaltern versteht man unter seinesgleichen nur die Angehörigen der eigenen Kaste. Wenn die Chronisten des Mittelalters, die durch ihre Geburt oder ihre Gewohnheiten alle zur Aristokratie gehörten, das tragische Ende eines Adligen berichten, so ist es unerhörter Schmerz; dagegen erzählen sie in einem Atemzug und ohne mit der Wimper zu zucken die Abschachtung und Folterung von Leuten des gemeinen Volkes.“¹⁷⁴

Um das aus erster Hand zu belegen, verweist Tocqueville auf einen Briefwechsel aus dem Jahre 1675 zwischen Madame de Sévigné und ihrer Tochter. Die Mutter beantwortet in diesem Schriftwechsel einen Brief der Tochter, die Statthalterin in

¹⁷⁴ Tocqueville, Alexis de: Werke und Briefe – Über die Demokratie in Amerika, 2 Bde., 1959 (Band I), 1960 (Band II), Band II, S. 182

der Provence ist. Der Brief geht sehr liebevoll, mitfühlend und humorvoll auf den Brief der Tochter ein, die aus ihrem Alltag in der Provence berichtet hatte. Gewissermaßen nebenbei und im Plauderton kommt die Mutter dann darauf zu sprechen, dass man bei ihr in der Bretagne soeben im Begriff ist, einen Aufstand der niederen Stände gegen eine Steuer niederzuschlagen: „Wollen Sie Neuigkeiten aus Rennes erfahren? Man hat eine Steuer von einhunderttausend Talern festgesetzt, und wenn man diese Summe nicht innerhalb von vierundzwanzig Stunden auftreibt, wird sie verdoppelt und durch die Soldaten eingezogen. Man hat eine große Straße geräumt und mit Bann belegt und bei Todesstrafe verboten, die [von der Räumung betroffenen; H.H.] Bewohner [Männer, Frauen und Kinder, die weder etwas zu essen noch ein Nachtlager haben; H.H.] aufzunehmen. Vorgestern flocht man den Geiger aufs Rad, der mit dem Tanz und der Plünderung des Stempelpapiers begonnen hatte; er wurde gevierteilt und die vier Körperteile [wurden; H.H.] in den vier Ecken der Stadt aufgehängt. Man hat sechzig Bürger ergriffen, und morgen beginnt man mit dem Hängen. Diese Provinz ist für die andern ein schönes Beispiel, vor allem für die Achtung vor den Statthaltern und Statthalterinnen [wie ihrer Tochter!; H.H.] und dafür, daß man keine Steine in ihren Garten werfen soll. [Madame de Sévigné geht dann wieder unvermittelt zu banalen Alltagsthemen über; H.H.] (...).“ In einem weiteren Brief an ihre Tochter bemerkt sie: „Sie sprechen mir sehr spaßig über unser Unglück; wir werden nicht mehr so gerädert; einer in acht Tagen, um die Gerechtigkeit aufrechtzuerhalten. Es ist wahr, daß das Hängen mir jetzt als Erfrischung erscheint. Ich habe, seit ich in diesem Land bin, einen ganz anderen Begriff von Gerechtigkeit. Eure Galeerensträflinge kommen mir wie eine Gesellschaft von Ehrenmännern vor, die sich aus der Welt zurückgezogen haben, um ein angenehmes Leben zu führen.“¹⁷⁵

Diejenigen, die man nicht zu seinesgleichen rechnet, sondern (wenn man sie überhaupt wahrnimmt) weit unter sich sieht, lassen einen vergleichsweise ‚kalt‘. An die kann man ganz andere moralische Maßstäbe anlegen als an sich selber und seinesgleichen. Da rührt sich keine Empathie. Da stört auch kein unangenehmes Über-Ich oder ein schlechtes Gewissen. Im Grunde genommen sind das für einen gar keine Menschen, sondern eher so etwas wie Sachen, wie Eigentum, mit dem man machen kann, was man will, mit dem man umspringen kann, wie man will. Für

¹⁷⁵ Ebenda, S. 181 f.

die alten Griechen waren Sklaven ein Zwischending zwischen Mensch und Sache, ein ‚Andrapodon‘, eine Art ‚Männergefüß‘. Aristoteles definiert den Sklaven so:
„*Wer von Natur nicht sein, sondern eines anderen, aber ein Mensch ist, der ist ein Sklave von Natur. Eines anderen aber ist ein Mensch, der, wenn auch Mensch, ein Besitzstück ist. Ein Besitzstück aber ist ein tätiges und getrennt für sich bestehendes Werkzeug.*“¹⁷⁶

Die zuvor beschriebenen Mechanismen sind für die Thematik dieser Arbeit in zweifacher Hinsicht interessant und aufschlussreich: weil sich erstens die Macht und damit die Moral der emanzipierten, ‚aufgestiegenen‘ Bürger verändert hat und zweitens, weil sich durch die Emanzipation des weiblichen vom männlichen Geschlecht die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern und damit auch die Moral geändert haben, die früher ganz allgemein von Männern gegenüber Frauen und, umgekehrt, von Frauen gegenüber Männern gelebt (und von höchsten Instanzen gutgeheißen) wurden.

Der Theoretische Exkurs 1 (Kapitel 9.1) hat aufgezeigt, dass die Freiheits-, Unabhängigkeits- und Emanzipationsbewegungen zunächst die männlichen, später - wenngleich mit Abstrichen - auch die weiblichen Bürger aus der Abhängigkeit von feudalen Obrigkeiten sowie denen ihrer Herkunftsfamilien ‚befreit‘ hatten. Die ‚Bürger‘ haben sich im wahrsten Sinne des Wortes aus der physischen und psychischen Macht und Jurisdiktion dieser Personen ‚befreit‘, ‚emanzipiert‘. Ein Großteil dieser ehemals durch feudale oder aus dem Familienverband stammende Obrigkeiten ausgeübten Macht galt dem Ziel, die Individuen zu (für die eigenen Interessen) nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft bzw. Gemeinschaft zu machen. In der modernen Gesellschaft haben der Staat und andere anonyme Systeme, nicht zuletzt auch die ‚Konvention‘ einen Teil dieser Aufgaben übernommen. Ein nicht unerheblicher Teil wurde aber auf die Individuen selber verlagert, ‚ausdifferenziert‘. So gesehen, sind die Individuen in wichtigen Fragen (zum Beispiel in Sachen Ehe und Familie und Liebesleben überhaupt) ihre eigenen Auftraggeber, ‚Glückschmiede‘ und weitgehend auch ihre eigenen ‚Richter‘ geworden. Das hat ihre Moral, ihr Gewissen, ihr Über-Ich entscheidend verändert und die alte Balance zwischen dem Ich, dem Es und dem Über-Ich grundlegend verändert. Das Es hat an

¹⁷⁶ Aristoteles: Philosophische Schriften, 6 Bde., Hamburg 1995, Politik (Bd. 4), Buch I, 4. Kap., S. 8

Boden, an Einfluss auf das Individuum gewonnen, das Über-Ich hat an Boden, an Einfluss verloren. Die Sexualmoral der Zeitgenossen zeigt das besonders deutlich: Das Individuum gestattet sich nahezu alles, was ihm früher (bei Strafe) verboten war. War der Staat mit den Individuen schon milder und nachsichtiger als die Kirche bzw. die Religionsgemeinschaft, sind die Individuen von heute gegen sich selbst noch einmal entschieden milder und nachsichtiger als der Staat. Die (in Sachen Moral) ehemals Mächtigen und Einflussreichen sind entweder ‚in der Versenkung verschwunden‘ oder mehr oder weniger ‚zahnlose Tiger‘ geworden, d.h. Instanzen, die sich nur dann noch durchsetzen können, wenn sie (unter Verzicht auf jegliche Machtmittel) zu überzeugen vermögen, das Gewissen mobilisieren, zu echtem Tun oder Unterlassen bewegen können. Die Verheißung des ‚Himmels‘ für gebotskonformes Verhalten und die Androhung der ‚Hölle‘¹⁷⁷ für das entgegengesetzte Verhalten haben in unserem Kulturkreis ihren motivierenden bzw. abschreckenden Charakter weitgehend eingebüßt.¹⁷⁸ Man versucht, wenn eben möglich, auf der Erde glücklich zu werden und nicht erst im Himmel. Der Begriff ‚Sünde‘ ist aus dem öffentlichen Diskurs nahezu vollständig verschwunden und, wenn überhaupt, durch die ‚harmloseren‘ Begriffe ‚Fehler‘ oder ‚Dummheit‘ ersetzt worden. Vieles, was früher als ‚Sünde‘ galt, hat heute nicht den geringsten Beigeschmack von ‚Sünde‘, ist normale Praxis ohne jedes Schuldbewusstsein, auch bei ‚Gläubigen‘ (etwa der vor- und außereheliche Geschlechtsverkehr, das Verhüten, das Sich-Scheiden-Lassen, das Wieder-Heiraten, die gleichgeschlechtliche Liebe usw.). Die Schwelle, an der sich unangenehme ‚Gewissensbisse‘ melden, dürfte heute (erst recht in Liebesfragen) erheblich höher liegen als früher. Umgekehrt gibt es aber auch Sachverhalte, die zwar das moderne Individuum moralisch beunruhigen, die aber bei den alten ‚Wertinstanzen‘ keinerlei entsprechende Skrupel auslösen, etwa der Ausschluss von Frauen, neuerdings auch von (‚praktizierenden‘) Homosexuellen vom Priesteramt in der Katholischen Kirche.¹⁷⁹ Insofern haben alte

¹⁷⁷ Wer keine Furcht vor dem Teufel hat, braucht auch den Glauben an Gott nicht mehr, hat Eugen Drewermann in einer Fernseh-Diskussionsrunde gesagt [Habe das Zitat zwar während der Sendung mitgeschrieben, Art und Datum der Sendung aber leider nicht umgehend notiert; H.H.]

¹⁷⁸ Das ist im Einflussbereich des Islam offenbar (noch?) ganz anders. Dass Selbstmordattentäter sich nahezu täglich in die Luft sprengen, weil ihnen für ihr sogar tödliches Engagement gegen die ‚Ungläubigen‘ ein Platz im Paradies verheißen wird oder verheißen zu sein scheint, zeigt, dass hier der Glaube noch eine ganz andere Macht über die Gläubigen hat, als das in unserem Kulturkreis heute (allgemein) der Fall ist.

¹⁷⁹ Im Westfälischen Anzeiger vom 04.03.06 heißt es: „Papst Benedikt XVI. will über eine Aufwertung der Rolle der Frau in der Kirche nachdenken. Er denke daran, Frauen mehr Befugnisse und Verantwortung zu übertragen, zitierte die italienische Zeitung >>Il Messagero<<. Doch sollen Frauen weiterhin vom Priesteramt ausgeschlossen bleiben. dpa“ In seiner ersten Enzyklika „DEUS CA-

Moralinstanzen, mindestens auf Teilgebieten, ihre alte Monopolstellung längst verloren. Sie repräsentieren nur *einen* Moralkodex *unter mehreren*, wenn nicht sogar *unter vielen* Moralkodices. Es gibt heute nur noch *Moralen*, die *Moral* als (nicht weiter hinterfragbare) Idee hat weitgehend ausgedient.

Da das von sehr persönlichen Beziehungen geprägte Liebesleben im Leben des (aus alten Solidargemeinschaften mehr und mehr herausgelösten und insofern relativ isolierten modernen) Individuums im naturgemäß unermesslichen Meer der unpersönlichen Beziehungen einen sehr hohen Stellenwert einnimmt, zumindest einnehmen kann, versucht und tut dieses Individuum alles, um seinen persönlichen Glücksanspruch (der sehr wahrscheinlich höher ist als je zuvor) hierbei so weit, so oft und so lange wie eben möglich zu realisieren. Das gilt auch und gerade für das weibliche Individuum, dem man Jahrhunderte lang eher die Glücksversagungs- und Opferrollen zugemutet hatte. Dass die ‚blaue Blume‘ der letztlich doch unerfüllten Sehnsucht die Realisierungsversuche der Liebe Suchenden samt und sonders überdauert, zeigt, dass auch hierbei die Ideale, das Nicht-Identische müheloser und schneller entstehen und wachsen als sämtliche Realisierungsmöglichkeiten zusammen genommen. Insofern verwundert nicht, wenn das von der Gesellschaft zur rastlosen Flexibilität gedrillte Individuum¹⁸⁰ auch in seinen Liebesbeziehungen flexibler und ‚flatterhafter‘ ist als je zuvor und unter Umständen lieber eine zweite, dritte, vierte Ehe eingeht als sich allzu lange auf die Reparatur von angeschlagenen Beziehungen einzulassen. Umso mehr gilt die Regel ‚Neues Spiel, neues Glück‘, wenn man solche Bindungen und Verantwortungen, wie Ehe und Kinder sie naturgemäß mit sich bringen, noch nicht eingegangen ist oder dezidiert nicht noch einmal eingehen will. Vermutlich durchlebt das heutige Individuum in seinem Leben im Durchschnitt ungleich mehr Liebesbeziehungen (im Sinne von Intimbeziehungen) als Individuen zu anderen Zeiten. Freilich bedeutet ein Mehr an Intimbeziehungen nicht automatisch ein Mehr, geschweige denn ein qualitatives Plus an Liebesbeziehungen. Eher könnte das Gegenteil der Fall sein: Je beliebiger Sex zu haben ist, desto schwerer scheint sich Eros, der ‚Vergeistiger‘ und ‚Gott‘ der Liebe,

RITAS EST“ geht der Papst zwar sehr grundsätzlich auf den Begriff „Liebe“ ein und auf das kirchliche Verständnis von Liebe in der Geschichte der Kirche; er betont auch - anders als Pius XI. - die Gleichrangigkeit der beiden Geschlechter; er geht aber mit keinem Wort auf die in dieser Hinsicht ganz anders gelagerte Enzyklika „Casti Connubii“ von Pius XI. ein. (Quelle: http://www.vatican.va/holy_father/benedict_xvi/encyclicals/documen... vom 29.01.2006)

¹⁸⁰ Vgl. Sennett, Richard: Der flexible Mensch – Die Kultur des neuen Kapitalismus, 6. Aufl., Berlin 2000

zu tun. Die Zauber-Wirkung der ‚Droge‘ heterosexuelle Liebe lebt eher vom schwer Erreichbaren als vom beliebig Verfügbaren. Sich auf Eine oder Einen festzulegen, wenn man Erfahrung mit Vielen hatte oder hat, ist sicher schwerer, als wenn man nur über wenige oder keine solchen Erfahrungen verfügt.

Mit der relativen Aufwertung des Individuums, besser: des im Existenzkampf erfolgreichen Individuums, geht allgemein eine relative Abwertung von Obrigkeiten einher, zumindest von solchen Obrigkeiten, deren Machtbasis deutlich im Abnehmen begriffen ist: Königs- und Herrscherhäuser, Staaten, hohe Staatsbedienstete, Politiker überhaupt vermögen bei den Zeitgenossen nicht annähernd die Achtung, die Ehrfurcht und Ehrerbietung hervorzurufen, die sie einstmals mobilisieren konnten. Speziell der moderne Staat hat es schwer, im Zeitalter der Globalisierung, der mächtigen ‚Global Player‘ und der allgegenwärtigen Medienkritik und -schelte die Bürger, seinen ‚Souverän‘, noch davon zu überzeugen, dass er alles in seiner Macht Stehende tut, um sie adäquat zu unterstützen und zu schützen. Der Glaube des achtzehnten Jahrhunderts, dass (mit dem Sieg der Vernunft auch) die Freiheit des Einzelnen, die Liberalisierung der Märkte, das freie Spiel der Kräfte, wie von einer ‚invisible hand‘ liebevoll gesteuert, dem Wohle des Ganzen und damit auch jedem Einzelnen gleichermaßen dient, scheint zu schwinden. Er scheint zu einer Ideologie der Erfolgreichen zu verkommen, die nicht zur Kenntnis nehmen wollen, dass sogar im eigenen Kulturkreis immer mehr Bürger auf der Strecke bleiben und außerhalb dieses Kreises dabei ganze Staaten, Völker, sogar ein ganzer Kontinent (Afrika) ‚vor die Hunde gehen‘. Zu selbstgefällig verbrauchen und verschmutzen diejenigen, denen es (wenigstens materiell) gut geht auf dieser Erde, die wertvollen und knappen Ressourcen, die eigentlich für alle gedacht sind, die außerdem nicht nur den heute Lebenden, sondern auch den Nachkommen in aller Welt noch als Existenzgrundlage dienen müssen. Wenn die Obrigkeiten, die ‚Vorbilder‘, so wenig vorbildhaft sind, beginnen auch die ‚Untertanen‘, sich mehr herauszunehmen. Wo man anonym bleibt und weder den lieben Gott noch den Teufel fürchtet, ist man auch eher bereit, ‚Fünfe gerade sein‘ zu lassen, Gewissensfragen nicht allzu eng auszulegen, nicht ‚päpstlicher zu sein als der Papst‘. ‚Jeder ist sich selbst der Nächste‘, ‚Das Hemd ist einem näher als der Rock‘ sind deutsche Gewissensbeschwichtigungsformeln, die es sinngemäß auch im Ausland geben dürfte und die

andeuten, dass man allgemein möglicherweise etwas egoistischer¹⁸¹ geworden ist. Aus der großen Parole der französischen Revolution von 1789, ‚Freiheit–Gleichheit–Brüderlichkeit‘ (für *alle* Menschen), scheint die Brüderlichkeit als Vision inzwischen ganz, die Gleichheit weitestgehend abhanden gekommen zu sein. Die Idee der Freiheit (für alle Menschen) scheint allmählich in ein weiter ausbaufähiges Ziel für die wirtschaftlich Erfolgreichen und Mächtigen dieser Erde umfunktioniert worden zu sein, während die ‚Abgehängten‘, die Zurückgefallenen immer mehr zu spüren bekommen, was „riskante Freiheiten“ (Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim)¹⁸² für brisante Kehrseiten haben.

„Der Ansatz, dass die Industrieländer das Musterbeispiel für eine angemessene Entwicklung zu Wohlstand sind, der Markt gleichsam automatisch dafür sorgt, dass Wohlstand und ökologisches Gleichgewicht gleichermaßen mit gewährleistet sind, hat ausgedient.¹⁸³ Die Erkenntnis, dass bei diesem Modell 20% der Weltbevölkerung 80% der verfügbaren Ressourcen beanspruchen und für 80% der ökologischen Belastungen verantwortlich sind, dass man drei Erdkugeln benötigen würde, wenn alle Erdbewohner den Lebensstandard der Industrieländer hätten¹⁸⁴, hat zu der weiteren Erkenntnis geführt, dass das Modell der Lokomotivfunktion der Industrieländer, zu denen die Entwicklungsländer nur durch eine Aufholjagd aufschließen müssten, ad acta gelegt werden muss.“¹⁸⁵ Das alles ‚weiß‘ oder ‚ahnt‘ zumindest der Normalbürger. Aber er verdrängt es lieber, um nicht ständig mit einem schlechten Gewissen herumlaufen zu müssen. Wirkliches Mitgefühl und wahre Empathie, hatte Tocqueville gesagt, empfindet man nur für diejenigen, die man zu seinesglei-

¹⁸¹ Unter der Überschrift „Teure Liebe“ bringt der Westfälische Anzeiger mit Datum vom 16.11.05 folgende Meldung: „Eine verliebte 18-Jährige ist in Frankreich verurteilt worden, weil sie mit einem üblen Scherz den Flughafen Lyon lahmlegte. Sie hatte telefonisch mit einer Bombe gedroht, um die Ankunft ihrer Mutter per Flieger zu verzögern und nicht mit ihrem Freund daheim erwischt zu werden. Der Airport wurde evakuiert, 50 Flüge kamen verspätet, Schaden: 400 000 Euro. Strafe: vier Monate Gefängnis. AFP“

¹⁸² Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten, Frankfurt am Main 1994

¹⁸³ Gehrlein, Ulrich: Nachhaltige Entwicklung, Geschichte, Gegenwart und Umsetzungsperspektiven, in Gehrlein, Ulrich (Hrsg.): Wege zur Zukunftsbeständigkeit – Strategien und Instrumente zur Umsetzung des Leitbildes nachhaltiger Entwicklung, Münster 2000, S. 12

Meyers, Reinhard und Waldmann, Jörg: Der Begriff „Sustainable Development“ – Seine Tauglichkeit als Leitbild künftiger Entwicklung, in: Engelhard, Karl (Hrsg.): Umwelt und nachhaltige Entwicklung. Ein Beitrag zur Lokalen Agenda 21, Münster 1998, S. 288

¹⁸⁴ Bundesumweltministerium/Umweltbundesamt: Handbuch Lokale Agenda 21 – Wege zur nachhaltigen Entwicklung in den Kommunen, Bonn 1998, S. 13 ff.

¹⁸⁵ Hebert, Hermann: Essay über das Thema: Globales Gemeinwohl versus globale Partikularinteressen - Anmerkungen zum Motto der Agenda 21 „Global denken und lokal handeln“, Werne 2003, S. 4 (Hausarbeit im WS 02/03 im Institut für Politikwissenschaft bei Prof. Dr. Paul Kevenhörster, Westfälische Wilhelms-Universität Münster)

chen rechnet. Die zwanzig Prozent der Weltbevölkerung (zu denen die Bewohner unseres Kulturkreises überwiegend gehören dürften) scheinen die übrigen achtzig Prozent nicht unbedingt zu ihresgleichen zu rechnen. Denn täten sie es, müssten sie ganz anders leben!

Der soeben geschilderte Sachverhalt macht deutlich, dass der ehrbare Versuch von Immanuel Kant, *das* Sittengesetz, *den* kategorischen Imperativ für *das* bzw. *alle* Individuen dieser Erde nicht von Gott oder aus der Offenbarung oder aus dem Glauben, sondern aus *der* Vernunft (wissenschaftlich) abzuleiten, ein hoffnungsloses Unterfangen war und ist. Moralen mit universellem Geltungsanspruch - und auf ein Universum der Verbindlichkeit kann Moral so leicht nicht verzichten - sind, wenn überhaupt, nur in mühsamen Diskursen¹⁸⁶, also zum Leidwesen für Kant letztlich doch nur aus schmerzvoller Erfahrung (dem Mit-Leiden) zu erreichen und abzuleiten. Die „Allgemeine Erklärung der Menschenrechte“ vom 10. Dezember 1948 sowie die Integration dieser Konvention in die Verfassungen der Staatenbünde und Einzelstaaten sind ein Schritt in diese Richtung, der aber nicht mit der wirklichen Umsetzung solcher Rechte verwechselt werden darf.

Würde man heute und in unserem Kulturkreis, in dem der größte Teil der oben genannten Privilegierten (20% der Weltbevölkerung) dieser Erde leben dürfte, versuchen, den Kategorischen Imperativ¹⁸⁷ beim Wort zu nehmen, würde jeder Einzelne sein Leben, das er - weitestgehend ohne schlechtes Gewissen - zu leben gewohnt ist, in Anbetracht der eklatanten Ungleichgewichte bei Gütern und Ressourcen in der Welt nicht mehr wie gewohnt fortsetzen dürfen. Möglicherweise könnten nur Individuen vom Schlage der Mutter Teresa den Kantschen Kategorien, wenn überhaupt, noch einigermaßen entsprechen. Sicher ist, dass das Gros der Zeitgenossen das von Kant beschworene Sittengesetz, das Kant so sicher in sich (und bei allen anderen) wahrzunehmen glaubte wie den gestirnten Himmel über sich¹⁸⁸, nicht in sich spürt. Im Gegenteil, (allein) die (deutsche) Geschichte hat gezeigt, wie schnell und wie leicht moralische Maßstäbe sich verändern können, ohne dass das Gewissen der vielen Einzelnen sich sonderlich bemerkbar macht, wenn Machtver-

¹⁸⁶ Vgl. Habermas, Jürgen: Erläuterungen zur Diskursethik, Frankfurt am Main 1991

¹⁸⁷ „Handle nur nach *derjenigen Maxime*, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein *allgemeines Gesetz* werde.“ Zitiert nach „Kant für Anfänger – Der kategorische Imperativ – Eine Lese-Einführung von Ralf Ludwig“, 9. Aufl. München 2004, S. 66

¹⁸⁸ Vgl. Ebenda, S. 15 f.

änderungen gewissermaßen die ‚Moral-Leitstände‘ für gesellschaftliche Gruppierungen unterwandern und den für eine Moral so wichtigen „Referenzrahmen“ (Welzer) umfunktionieren.¹⁸⁹

Interessierten in diesem Kapitel bislang die Macht- und Moralverschiebungen zwischen Gesellschaft und Individuum (beiderlei Geschlechts), geht es im Folgenden um die Macht- und Moralverschiebungen zwischen den beiden Geschlechtern, zwischen männlichem und weiblichem Individuen. Auch diese Machtverschiebungen haben die Moral der Liebenden, nämlich im Verhältnis zueinander, zum Teil grundlegend verändert.

„Endlich verhält sich Männliches und Weibliches von Natur so zueinander, dass das eine das Bessere, das andere das Schlechtere und das eine das Herrschende, das andere das Dienende ist.“¹⁹⁰ Kürzer, ungenierter und treffender als Aristoteles kann man eine (männliche) ‚Weltsicht‘ über das Geschlechterverhältnis und was dieses mit Macht, Herrschaft und Moral zu tun hat, wohl kaum ausdrücken. Papst Pius XI. formuliert das (mit Paulus und Augustinus) noch 1930 (!) so¹⁹¹: „In der Familiengemeinschaft, deren festes Gefüge so die Liebe ist, muß dann auch die <<Ordnung der Liebe>>, wie es der hl. Augustinus nennt, zur Geltung kommen. Sie besagt die Ueberordnung über Frau und Kinder und die willfährige Unterordnung, den bereitwilligen Gehorsam von seiten der Frau, wie ihn der Apostel [Paulus; H.H.] mit den Worten empfiehlt: << Die Frauen sollen ihren Männern untertan sein wie dem Herrn. Denn der Mann ist das Haupt der Frau, wie Christus das Haupt der Kirche ist.>>“ [Eph. 5, 22-33; H.H.]

Zwischen Aristoteles und Pius XI. liegen Welten und rund 2300 Jahre wechselvolle Geschichte, und dennoch muss man staunend zur Kenntnis nehmen, dass die Kernaussage des ‚Heiden‘ Aristoteles vom Oberhaupt der Katholischen Kirche auch im 20. Jahrhundert noch bestätigt wird. Nicht nur das: Was sich bei Aristoteles noch wie ein (aus seiner Zeit und seiner Sicht nachvollziehbares) ‚Naturgesetz‘

¹⁸⁹ Vgl. Haffner, Sebastian: Geschichte eines Deutschen, Stuttgart/München 2000
Vgl. Bruhns, Wibke: Meines Vaters Land – Geschichte einer deutschen Familie, München 2004
Vgl. Welzer, Harald: Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden, Frankfurt am Main 2005

¹⁹⁰ Aristoteles: Philosophische Schriften, 6 Bände, Hamburg 1995, 4. Band: Politik, I,5, S. 10

¹⁹¹ Pius XI.: Ehe-Enzyklika Casti Connubii – Papstrundschreiben „Casti Connubii“ über die Hoheit und Würde der reinen Ehe, 3. Auflage, Luzern 1956, S. 17

ausnimmt, wird bei Pius XI. in Verbindung mit der (,reinen') Ehe zu einer von Gott gewollten und insofern unantastbaren (und damit auch nicht mehr hinterfragbaren) Ordnung erhöht und sanktioniert. Freilich spricht der Papst nicht vom besseren und schlechteren Geschlecht, sondern ,nur' davon, dass *der Mann das Haupt' der Frau* ist, wie Christus das Haupt der Kirche ist und dass daher die Überordnung des Mannes über Frau und Kinder und die Pflicht zum Gehorsam von Seiten der Frau und der Kinder rechtens und selbstverständlich sind. Dass das Haupt als Sinnbild für Vernunft, als das Prinzip des Geistigen, über Materie, Natur Siegreichen gilt, der Inbegriff für die lebenswichtige Naturbeherrschung ist und insofern das Höherwertige verkörpert, geht indirekt aus der sicherlich so deutlich nicht gewollten Proportionsgleichung ,Mann : Frau = Christus : Kirche' hervor. Christus ist nach diesem Selbstverständnis natürlich der Kirche übergeordnet, die Kirche ihm untergeordnet. Entsprechend ist *der Mann der Frau übergeordnet, die Frau dem Manne untergeordnet*. Dass Eva Fleisch von Adams Fleisch ist, aus Adams Rippe geschaffen wurde, sind andere Metaphern für den gleichen Sachverhalt. Was von anderem abhängt, anderes voraussetzt, ist weniger (wert), ,kann' weniger als dieses. Dass das weibliche Geschlecht dem männlichen untergeordnet ist, ist nach dieser Logik nicht nur ein Naturgesetz, sondern zugleich eine gottgewollte Ordnung. Die tatsächliche Macht bekommt so ihre Moral, und die Moral hat ihre Realität. Aristoteles stützt sich auf die ,Natur', die ,Tatsachen', der Papst auf die Offenbarung, bei der sich alles Kritisieren und In-Frage-Stellen erübrigt, von selbst verbietet. Damit diejenigen, die sich zu den Übergeordneten rechnen, ein gutes Gewissen behalten, muss man sich und seinesgleichen moralisch auf-, die Untergeordneten moralisch abwerten. Welzer nennt das, wenn auch in anderem Zusammenhang, den „Nobilitierungs- und Deklassierungsmechanismus“.¹⁹²

Bekanntlich hat sich diese Sicht der Dinge in unserem Kulturkreis nicht bis auf den heutigen Tag behaupten können. Die im Theoretischen Exkurs 1 (Kapitel 9.1) geschilderte gesellschaftliche Dynamik der Freiheits-, Unabhängigkeits- und Emanzipationsbewegungen hat diese jahrtausendealte ,Theorie' gründlich erschüttert, aber andererseits auch nicht ganz beseitigt. Die traditionsreiche ,Wirklichkeit' weicht der relativ neuen ,Theorie' und ,Weltsicht' von der Gleichrangigkeit und Gleichberechtigung der Geschlechter nur widerstrebend und verteidigt ihr Terrain

¹⁹² a .a.O. S.75

hartnäckig. Die Phylogenese hat schließlich Männern und Frauen lange und gründlich genug ‚eingebläut‘, dass einerseits vor Gott zwar alle Menschen irgendwie gleich sind, andererseits aber die Männer doch irgendwie gleicher sind als die Frauen.¹⁹³

Die Widersacher dieser Ungleichheitsphilosophie hatten ihre Vorläufer. Diese Vorläufer haben das ‚Dogma‘ selbst gar nicht einmal in Frage gestellt. Sie haben nur Fragen aufgeworfen und Anmerkungen gemacht, die später und in anderen Zusammenhängen zum Widerspruch und zur offenen Kritik und schließlich zur Revision dieser Theorie führten. Ein Vorläufer war der Franzose Michel de Montaigne (1533-1592), ein anderer der Engländer John Milton (1608-1674).

Montaigne schreibt 1589 in seinem Essay „Über die Freundschaft“¹⁹⁴ unter anderem:

„In der Freundschaft [wie der zwischen ihm und seinem Freund Étienne de Boétie; H.H.] hingegen gibt es [anders als in der Ehe; H.H.] kein Geschäft und keinen Handel, sie beschäftigt sich ausschließlich mit sich selbst.

Hinzu kommt, daß in Wahrheit das geistige Vermögen der Frauen gewöhnlich den Anforderungen des engen Gedankenaustauschs und Umgangs nicht gewachsen ist, aus denen der heilige Bund der Freundschaft hervorgeht; auch scheint ihre Seele nicht stark genug, den Druck eines so fest geknüpften und dauerhaften Bandes zu ertragen.

Freilich, wenn das anders wäre und man mit den Frauen eine derart freie freiwillige und vertrauensinnige Beziehung aufbauen könnte, daß darin nicht nur Geist und Seele ihren vollen Genuß fänden, sondern auch die Körper an der Vereinigung teilnähmen und folglich der ganze Mensch sich hingäbe, dann würde das gewiß noch eine umfassendere und erfülltere Freundschaft sein. Aber es findet sich kein einziges Beispiel, dass das weibliche Geschlecht bisher so weit zu gelangen ver-

¹⁹³ Vgl. Orwell, George: Farm der Tiere, Mainz 1998, S. 153 („Alle Tiere sind gleich, aber manche sind gleicher.“)

¹⁹⁴ Montaigne, Michel de: Über die Freundschaft, in Montaigne, Michel de: Essais, Hrsg. Hans Magnus Enzensberger, Frankfurt am Main 1998, S. 100

mocht hätte, und nach einhelligem Urteil der antiken Philosophenschulen bleibt ihm der Zugang hierzu verwehrt.“

Montaigne fasziniert an der Freundschaft, dass sie (im Gegensatz zur Ehe) um ihrer selbst willen unterhalten wird, dass sie keine ihr fremden Interessen verfolgt, nicht für andere Zwecke missbraucht, funktionalisiert, instrumentalisiert wird. Man mag sich wechselseitig, weil man sich geistig und seelisch so, wie man ist, versteht, schätzt und akzeptiert. Dafür, dass man *diesen* Freund hat, *diese* Freundschaft pflegt, ist man niemandem Rechenschaft schuldig. Das versteht sich von selber, bedarf keiner weiteren Erklärung. Diese Freundschaft erfasst Geist und Seele gleichermaßen und damit wesentliche Bereiche beider Freunde, beider ‚Persönlichkeiten‘. Dieses Höchstmaß an Übereinstimmung könnte, so Montaigne weiter, nur dadurch noch übertroffen werden, dass sie auch die körperliche Dimension, die körperliche Anziehung als dritte wesentliche Dimension des Sich-zueinanderhingezogen-Fühlens einschließen würde. Wenn man also eine Frau fände, mit der man geistig, seelisch und zusätzlich auch noch körperlich harmonieren würde, wäre das sozusagen das ‚Nonplusultra‘ einer Freundschaft, einer Zweier-Beziehung. Das wäre aber - Montaignes Gedanke in der heutigen Alltagssprache - ‚zu schön, um wahr zu sein‘.

Montaigne steht also einerseits in der gesellschaftlichen Tradition, in der die Männer weitgehend das Sagen haben und den Ton angeben. Frauen, die er, was ihre geistigen Fähigkeiten und ihr seelisches Format anbelangt, mit seinem Freund vergleichen könnte, hat er bislang noch nicht kennengelernt. Auch in der Antike kennt er keine Beispiele; im Gegenteil: Die Philosophen der Antike hätten solche Möglichkeiten sogar grundsätzlich ausgeschlossen. Andererseits ist Montaigne aber nicht jemand, der mit männlicher Selbstzufriedenheit die Unterschiede der Geschlechter als solche gutheißt und gewissermaßen affirmativ bestätigt; im Gegenteil, er fände es viel schöner, wenn die Frauen nicht solche Defizite hätten. Seine Wirklichkeitsbeschreibung hat evokativen Charakter, sie nimmt in einer Utopie vorweg, was sich spätestens in der Romantik als reale Möglichkeit Bahn bricht, nämlich, dass Frauen sehr wohl für geistige und seelische Freundschaften in Frage kommen, ferner, dass Liebe und Ehe nicht zwangsläufig mit der Instrumentalisie-

rung der Paare verbunden sein müssen, sondern ebenfalls um ihrer selbst willen angestrebt werden sollten und könnten.

Liebende von heute, die miteinander eine möglicherweise lebenslange Ehe eingehen wollen, gehen ganz selbstverständlich davon aus, dass sie geistig, seelisch und körperlich dauerhaft miteinander harmonieren sollten, wenn ihre Verbindung etwas taugen soll. Sie heiraten, weil sie sich lieben bzw. zu lieben glauben, nicht weil sie glauben, den Eltern, der Familie, dem Staat, der Kirche oder Gott damit einen Gefallen zu tun oder etwas schuldig zu sein. Ihre Verbindung ist, so ihr Selbstverständnis, einzig und allein durch ihre Liebe zueinander begründet und gerechtfertigt, durch nichts und niemanden sonst.

Knapp hundert Jahre nach Montaignes Essais erscheint 1667 „Das verlorene Paradies“¹⁹⁵ von John Milton. Als tiefgläubiger Christ einerseits und glühender Verfechter der Freiheit andererseits geht Milton in seiner Paradies-Dichtung aus der Sicht seiner Zeit, der Zeit des aufstrebenden Bürgertums, der herauf ziehenden Demokratien und des herauf ziehenden Republikanismus, ganz neuen Fragestellungen nach: Wie konnte es möglich sein, dass die Engel um Luzifer gegen einen allmächtigen Gott geputscht haben? Was hat diese Engel bewogen, gegen Gott aufzubegehren? Warum hat sich Gott das gefallen lassen? Warum lässt dieser Gott es zu, dass der Satan seine (Gottes) eigenen Geschöpfe, nämlich Adam und Eva, gegen Gott aufbringt? Warum hat Gott Eva erst später geschaffen? Er musste doch wissen, dass Adam allein auch im schönsten Paradies nicht glücklich werden würde. Warum hat Gott mit der Schaffung von Eva, des weiblichen Geschlechtes überhaupt, etwas zum Leben erweckt, was gegenüber Adam und dem männlichen Geschlecht so deutlich abfällt, von geringerer Qualität ist? Hat er damit nicht selbst dem Sündenfall, der (nach Adams Logik) ja nicht zufällig von Eva ausging, Vorschub geleistet? Was hat Gott sich überhaupt dabei gedacht, Rangunterschiede zwischen Mann und Frau in die Welt zu setzen, wo doch bekannt ist, dass Ungleiche nicht zusammenpassen, nur Gleichrangige sich im engeren Sinn zueinander hingezogen fühlen, miteinander eine gleichwertige Gemeinschaft zu beiderseitiger Zufriedenheit bilden können? Und wie kann Gott sich überhaupt selber wohlfühlen,

¹⁹⁵ Milton, John: Das verlorene Paradies, Stuttgart 1986. Wegen der Fülle der zumeist von Adam an einen Engel gerichteten Fragen wird hier auf die Einzelnachweise verzichtet und auf das gesamte Werk verwiesen.

wenn er nur von Wesen umgeben ist, die tief unter ihm stehen? Was reizt ihn, Art und Zahl solcher Untertanen durch die Erschaffung des Menschen auch noch zu erhöhen? Ist eine solche Überlegenheit und Machtfülle nicht furchtbar unbefriedigend, nicht furchtbar langweilig? Die unentwegte Lobhudelei und Anbeterei der von ihm selbst geschaffenen Kreaturen muss ihm doch eigentlich lästig sein? Was ist so ungewöhnlich daran, dass Adam und Eva vom Baum der Erkenntnis essen wollen? Warum hat Gott eigentlich verboten, vom Baum der Erkenntnis zu essen? Gönnen er anderen etwa nicht, dass sie auch möglichst viel wissen möchten? Wissen und Erkenntnis sind doch lebenswichtig, etwas Erstrebenswertes, durch und durch Positives, oder etwa nicht? Dass Adam und Eva schließlich zur Strafe aus dem Paradies verjagt werden und im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot verdienen müssen, findet Adam gar nicht so schlimm. Er hat mit Eva auch im Paradies sowieso immer den ganzen Tag (wie sich das für einen ordentlichen Bürger gehört) gearbeitet; Müßiggang ist beiden ohnehin ein Dorn im Auge!

Die Fragen, die Adam gewöhnlich an von Gott gesandte Engel richten darf und tatsächlich auch richtet, werden größtenteils auch von einem Engel beantwortet. Die Antworten sind aber, zumindest für den Autor dieser Arbeit, vielfach nicht annähernd so überzeugend wie die Fragen. Bei einzelnen Fragen antwortet der Engel nicht, sondern ermahnt Adam, nicht so anmaßende Fragen zu stellen, sondern in Demut darauf zu vertrauen, dass Gott schon wisse, was und warum er es so und nicht anders gemacht habe.

Wenngleich die Fragen im Versepos nicht ganz so kritisch wirken wie in dieser kompakten Zusammenfassung, weil sie über Hunderte von Seiten gleichsam nebenbei und vorsichtig eingestreut sind, ist das schon eine geballte Ladung von Kritik, der man anmerkt, dass sie im Begriff ist, das bis dahin gültige Verständnis von ‚Gott und der Welt‘ früher oder später noch grundlegender zu erschüttern und schließlich auch zu verändern.

Gut hundert Jahre nach Milton werden die Fragen, auf die Montaigne und Milton bereits indirekt gestoßen waren, wieder aufgegriffen und mit geistiger Souveränität und großem Selbstbewusstsein entschieden anders beantwortet als je zuvor:

„Zu den Fortschritten des menschlichen Geistes“, heißt es bei Condorcet in seinem 1794 erschienenen „Entwurf einer historischen Darstellung der Fortschritte des menschlichen Geistes“ „die für das allgemeine Glück am wichtigsten sind, müssen wir die völlige Beseitigung der Vorurteile zählen, die zwischen den beiden Geschlechtern eine Ungleichheit der Rechte gestiftet haben, welche selbst für jenes Geschlecht verhängnisvoll ist, das sie begünstigt. Vergebens würde man dafür nach Gründen der Rechtfertigung in den Unterschieden ihrer körperlichen Beschaffenheit oder in jener Verschiedenheit suchen, die man etwa in der Kraft ihres Verstandes, in ihrer moralischen Empfindsamkeit finden möchte. Diese Ungleichheit hat keinen anderen Ursprung als den Mißbrauch der Gewalt, und vergeblich hat man sie später durch Sophismen zu entschuldigen gesucht.“¹⁹⁶

Die Feststellungen von Condorcet sind eine Art kopernikanische Wende, eine neue Weltsicht, was das Geschlechterverhältnis anbelangt, ein Paradigmenwechsel im kulturellen Selbstverständnis, der von allergrößter Bedeutung ist. Dass wir heute ganz selbstverständlich zwischen Geschlecht (Sex) und Gender unterscheiden, die Gleichberechtigung der Geschlechter und die Chancengleichheit mittlerweile in Gesetz und Rechtsprechung, also wenigstens im Soll der ‚Wirklichkeit‘ angekommen, ja sogar fest verankert sind, zeigt, dass die Condorcets beider Geschlechter auf diesem Feld inzwischen eine Menge erreicht haben. Dass die ‚Soll-Wirklichkeit‘ und die ‚Ist-Wirklichkeit‘ aber noch immer erheblich auseinander klaffen, die ‚Alltagswirklichkeit‘ der Geschlechter die alte Rangordnung und Rollenverteilung vielfach noch keineswegs überwunden hat, ist ebenso offenkundig. Die in dieser Arbeit analysierten Romane von Roth, Coetzee, Shalev, Walser und Jelinek bewegen sich noch mehr oder weniger stark in der traditionellen Weltsicht des Geschlechterverhältnisses. Lediglich die Romane von Barnes und Thirlwell, also die der beiden Engländer, vermitteln den Eindruck, dass sich die Protagonisten (und wahrscheinlich auch die Autoren) sehr wohl auch mit der Soll-Wirklichkeit identifizieren, sie auch tatsächlich verkörpern und zu leben versuchen.

9.3 Liebe

¹⁹⁶ Condorcet: Entwurf einer historischen Darstellung der Fortschritte des menschlichen Geistes, Deutsch-französische Parallelausgabe, Hrsg. Wilhelm Alff, Frankfurt am Main 1963, S. 383

Das christliche „Hohelied der Liebe“ ist zugleich ein bedeutendes Liebes-Hohelied des Kulturkreises. Es ‚definiert‘ Liebe folgendermaßen¹⁹⁷:

„Wenn ich in den Sprachen der Menschen und Engel redete, / hätte aber die Liebe nicht, / wäre ich dröhnendes Erz oder eine lärmende Pauke.

Und wenn ich prophetisch reden könnte / und alle Geheimnisse wüßte / und alle Erkenntnis hätte; / wenn ich alle Glaubenskraft besäße / und Berge damit versetzen könnte, / hätte aber die Liebe nicht, / wäre ich nichts.

Und wenn ich meine ganze Habe verschenkte, / und wenn ich meinen Leib dem Feuer übergäbe, / hätte aber die Liebe nicht, / nützte es mir nichts.

Die Liebe ist langmütig, / die Liebe ist gütig. / Sie ereifert sich nicht, / sie prahlt nicht, / sie bläht sich nicht auf.

Sie handelt nicht ungehörig, / sucht nicht ihren Vorteil, / läßt sich nicht zum Zorn reizen, / trägt das Böse nicht nach.

Sie freut sich nicht über das Unrecht, / sondern freut sich an der Wahrheit.

Sie erträgt alles, / glaubt alles, / hofft alles, / hält allem stand.

Die Liebe hört niemals auf. / Prophetisches Reden hat ein Ende, / Zungenrede verstummt, / Erkenntnis vergeht.

Denn Stückwerk ist unser Erkennen, / Stückwerk unser prophetisches Reden;

wenn aber das Vollendete kommt, / vergeht alles Stückwerk.

(...)

Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei; / doch am größten unter ihnen ist die Liebe.“

Paulus beschreibt, was Liebe vermag, sein kann, sein könnte. Er beschreibt ein Ideal, eine Ahnung, eine Utopie. Seine Beschreibung hat eher evokativen als deskriptiven Charakter. Zumindest hat die vom selben Paulus verfasste ‚Liebesordnung‘ mit ihrem klaren Über- und Unterordnungsgebot eine ganz andere ‚Wirklichkeit‘ von Liebe im Auge.¹⁹⁸ Beide ‚Wirklichkeiten‘ scheinen, wenn überhaupt, wenig miteinander zu tun zu haben.

¹⁹⁷ 1 Korinther 13, S. 1291 in: Die Bibel, Einheitsübersetzung, Stuttgart 1980

¹⁹⁸ Vgl. Ausführungen zur Ehe-Enzyklika von Papst Pius XI., S 264

Was ein Meter ist, kann man definieren, ein für alle Mal, ist Vereinbarungssache. Etwas, was eine Geschichte hat, im Verlauf der Zeit seine Bedeutung ändert, kann man nicht ‚ein für alle Mal‘ definieren.¹⁹⁹ Zumindest muss eine Definition solcher ‚Gegenstände‘ und Begriffe ergänzende Hinweise darüber enthalten, in welchem zeitlichen, gesellschaftlichen und sonstigen Kontext die Abstraktion gelten soll. Was den Gegenstand dieser Arbeit anbelangt, das Verlieben, Lieben und Entlieben heute, wurde in der Einleitung erklärt, dass es um heterosexuelle Liebe geht, die ausgewählte Romanautoren unseres Kulturkreises in ausgewählten Romanen beschreiben. Das ‚heute‘ bedeutet, dass diese Romane um die letzte Jahrtausendwende (in deutscher Sprache) auf den Markt gekommen sind.

Dieses Kapitel soll also so weit und so gut wie (mir) möglich herausarbeiten, welche speziellen ‚Duftnoten‘ unser Kulturkreis in unserer Zeit und unserer Gesellschaft in diesen Begriffen hinterlässt, hinterlassen hat. Die entscheidende Frage, auf die Antworten gesucht werden, lautet: Was hat sich (mit Konsequenzen für unsere Zeit und unseren Kulturkreis) wann, wodurch und inwiefern im Liebesleben der Menschen (beim Verlieben, Lieben, Entlieben) geändert? Und: Wer hat mit welchem theoretischen Ansatz zur Beantwortung solcher Fragen beigetragen?

Die Exkurse 1 und 2 (Über Freiheit bzw. Moral) liefern bereits Teilantworten auf die hier (im Exkurs 3) aufgeworfene Frage. Eine durch die Macht von Übergeordneten (Personen oder Institutionen) mehr oder weniger erzwungene Liebe ist anders zu sehen und zu beurteilen als eine Liebe, die ohne solche Zwänge entsteht und sich am Leben hält. Anhaltende Liebe (zu einer Person), die ohne Zwang und ohne Androhung von Strafen fort dauert, ist vermutlich (für die Liebenden, zumindest heutzutage) interessanter, erstrebenswerter, mehr ‚wert‘ als eine, die aus Angst vor Gewalt, vor handfesten Nachteilen, vor Strafen zustande kommt, weiterlebt, ‚treu‘ bleibt. Was in den Begriffen Liebe und Treue angelegt ist, zeigt sich erst, wenn keinerlei Zwänge oder Drohungen das Bei-der-Liebe-Bleiben verursachen, wenn das weitere Lieben und in Liebe-Verbleiben gänzlich freiwillig erfolgen und nicht wegen etwaiger jenseits der Liebe liegenden Zwecke, Vor- oder Nachteile. Falls beim und zum Entlieben keine ‚echte‘ Alternative existiert, falls man beim Entlieben allenfalls ‚vom Regen in die Traufe‘ käme oder nur zwischen ‚Pest und Cholera‘ wählen

¹⁹⁹ Der Gedanke stammt meines Wissens von Nietzsche. Es ist mir aber (bisher) nicht gelungen, die genaue Quelle (in der „Genealogie der Moral“ (?))ausfindig zu machen.

könnte, wäre das In-,Liebe'-Verbleiben, das ,Treu'-Bleiben sicher von liebesfremden Faktoren stark mitbestimmt und insofern nicht unbedingt ein die ,echte' Liebe (im Sinne des Ideals) förderndes Verhalten. Freilich sind solche ,moralischen' Bewertungen nicht unabhängig vom gesellschaftlichen Kontext vorzunehmen. So lange das ,Verkuppeln' durch mächtige Dritte selbstverständlich und alternativlos ist, Liebe um ihrer selbst willen unbekannt oder geächtet und strafbar ist, ist auch die Moral nicht ,pingelig'. Man wird sich in solchen ,verordneten' Liebesverhältnissen und Ehen schon in sein Schicksal gefügt und (ohne allzu große Widerstände und Gewissensbisse) das Beste daraus gemacht haben. Erst wenn bewusst wird, dass es Alternativen zu der von Dritten arrangierten Liebe und Ehe geben könnte und tatsächlich gibt, die eigene Wahl des Partners nicht die Sanktionen Dritter hervorruft, kann man es sich ,leisten', sozusagen auf ,eigene Rechnung' zu lieben und zu heiraten bzw. zu lieben und nicht zu heiraten, sich scheiden zu lassen und wieder zu heiraten oder nicht wieder zu heiraten.

Was gerade über das Verhältnis von Liebenden und Eheleuten gegenüber Dritten, ihnen übergeordnete Personen oder Instanzen gesagt wurde, gilt auch zwischen den Liebenden. So lange das männliche Geschlecht gegenüber dem weiblichen Geschlecht allgemein das Sagen und viele Privilegien hatte und das weibliche Geschlecht qua Geschlecht benachteiligt war, waren auch die Liebenden und die Eheleute im wahrsten Sinne des Wortes ungleich, die Männer den Frauen (in beiderseitigem Ein- und Selbstverständnis) übergeordnet, die Frauen den Männern nach- und untergeordnet. Die ,Ordnung der Liebe' (wie Kirche, Staat und Gesellschaft sie lange Zeit gemeinsam sahen) gebot und sanktionierte die Überordnung des Mannes über Frau und Kinder, die Unterordnung von Frau und Kindern unter den Familienvorstand, den Mann. So lange diese ,Ordnung' selbstverständlich war, sich gegen sie kein Widerstand regte, nahm man diese Ungleichheit als selbstverständlich, als ,natürlich' und gottgegeben hin. In dem Maße, wie dieses Machtverhältnis als Ideologie ,entzaubert' wurde, begann es auch unmoralisch zu werden, sein gutes Gewissen zu verlieren. Von da ab war es im Sinne der bisherigen Machtverhältnisse zumindest wünschenswert, die gewohnte und (eventuell weiter gewünschte) Über- bzw. Unterordnung ohne Zwangs- und Druckmittel zu errei-

chen.²⁰⁰ Die Selbstunterwerfung der ehemals auch mit Gewaltanwendung Unterworfenen war für die Herrschenden wesentlich attraktiver geworden, als auf ihr Machtmonopol zu pochen und die ‚Gefolgschaft‘ (wenn das überhaupt noch möglich war) zu erzwingen. Man wollte und will seitdem nach Möglichkeit ‚echte‘ Liebe, nicht eine erzwungene, ‚unechte‘, gekaufte, aus welchen Gründen auch immer vorgetäuschte Liebe. Da man in den Partner aber nicht hineinsehen kann, ist man wohl oder übel auf Mutmaßungen darüber angewiesen, wie ‚echt‘ die Liebe des Partners ‚in Wirklichkeit‘ ist.

Das Hohelied der Liebe besingt und beschwört nur die ‚Schokoladenseite‘ der Liebe; die Kehrseite ist nicht sein Thema. Wo es die positiven Seiten der Liebe auflistet, könnte man – Satz für Satz – auch die Kehrseiten benennen. Liebe (als das, was die Leidenschaft zu überdauern vermag) hat offenbar viel mit Kultur zu tun, ist eine merkwürdige Mischung aus Trieb und Triebverzicht, aus etwas, was man mit ‚Natur‘ (weiter gedacht aber auch: Chaos der Natur) umschreiben könnte und etwas, was man mit ‚Kultur‘ umschreiben könnte (weiter gedacht: ‚Ordnung‘, bewusstes Absetzen von ‚bloßer‘ Natur, dem Fressen und Gefressenwerden, dem Kampf aller gegen alle, wo – nach Thomas Hobbes – das Gesetz „Homo homini lupus“²⁰¹ herrscht). Die Natur, so muss man den Gedanken weiter spinnen, hat man mit den Tieren gemeinsam. Erst durch die Kultur unterscheiden sich die Menschen von den Tieren. So gesehen ist eine „Liebesordnung“, um den vom hl. Augustinus in die Welt gebrachten Begriff aufzunehmen, etwas, was dem Chaos der Liebe, der ‚tierischen‘, letztlich chaotischen und Feindschaft stiftenden Promiskuität, eine (christliche) ‚Ordnung der Liebe‘ entgegengesetzt. Heterosexuelle Liebe ohne eine Liebesordnung ist (in diesem Verständnis) nur Chaos, ist etwas, was der Vernunft entbehrt, ist unsittlich und illegitim gleichermaßen.

²⁰⁰ Alexis de Tocqueville macht anlässlich seiner Ausführungen über die Sklaverei in Amerika auf einen interessanten Mechanismus aufmerksam, der – mit Abstrichen – auch für das Über- bzw. Unterordnungsverhältnis Männer zu Frauen gelten dürfte: „Das Altertum kannte nur die Ketten und den Tod, um die Sklaverei aufrechtzuerhalten; die Amerikaner des Südens haben verfeinerte Sicherheiten für den Fortbestands ihrer Macht gefunden. Sie haben, wenn ich so sagen darf, den Despotismus und die Gewalt vergeistigt. Im Altertum suchte man den Sklaven daran zu hindern, seine Ketten zu brechen; heute geht man darauf aus, ihm den Wunsch danach zu nehmen.“ (Tocqueville, Alexis de: Über die Demokratie in Amerika, in: Alexis de Tocqueville, Werke und Briefe – Über die Demokratie in Amerika, Stuttgart 1959, Band I, S. 419)

²⁰¹ Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf; freier übersetzt: Die Menschen verhalten sich zueinander wie Wölfe

John Miltons Adam in „Das verlorene Paradies“ erläutert dem Engel, der trotz Eva gewissermaßen sein einziger ebenbürtiger geistiger ‚Sparringspartner‘ ist, dass das, was er für Eva empfindet, ganz anders gelagert ist, als seine Liebe zur Natur:

„>>Was mir die Sinne sonst an Blumen, Früchten,
Gerüchen, Kräutern, Wanderungen bieten,
Und Sang der Vögel, alles schön, doch hier
Vollkommen anders: denn verzückt betrachte,
Berühre ich, verspüre ich zuerst
Die Leidenschaft, ein unerhört Gefühl,
Da ich bei allen anderen Genüssen
Wie unbewegt und überlegen bleibe,
Hier einzig schwach, wo mich der Schönheit Glanz
Mit zauberhafter Macht betörend trifft.
Oder vielleicht versagte die Natur
Mir irgendwo die Stärke, mich zu schützen
Gegen ein Solches, oder nahm von mir
Mehr als genug aus meiner Brust heraus;
So daß sie ihr einen Überfluß
An Zierde gab, die außen reich gestaltet,
Doch innen weniger gediegen scheint.
Ich weiß ja auch, dass sie mir letzten Endes,
Wie die Natur sie schuf, nachstehen muß
An Geist und Intellekt, die höher sind,
Und auch im Äußern ist sie weniger
Nach seinem Bilde, der uns beide schuf,
Und weniger an ihr die Herrschgewalt,
Die uns verliehen worden, ausgeprägt.
Doch nahe ich mich ihr, so scheint ihr Wesen
In ihrer Lieblichkeit so absolut
Und in ihr selbst vollendet, dass sie alles,
Was sie zu sagen oder zu tun gewillt,
So gut als ihr Ureigenstes erkennt,
Daß es das Weiseste, das Tugendhaftste,
Das Wohlerwogenste, das Beste scheint;
Jegliche höhere Erkenntnis stürzt
In ihrer Gegenwart vom Piedestal,
In ihrem Umgang unterliegt entschieden
Die Weisheit und sieht wie die Torheit aus,
Vernunft und Meisterschaft sind ihr erbötig,
Wie einem Wesen, das zuerst ersonnen,
Und nicht nur nachgemacht, in einer Not,
Und schließlich bauen sich, das Ganze krönend,
Die Größe des Gemüts und Edelsinn
In ihr den Schönsten Sitz und schaffen so,
Wie eine Wacht von Engeln um ihr Wesen,
Sie rings umschauernd, eine heilige Scheu.<<²⁰²

²⁰² Milton, John: Das verlorene Paradies, Stuttgart 1968, Achtes Buch, S. 245 f.

Dem Engel geht Adams Loblied auf Eva und die Vorzüge seiner für sie empfundenen Leidenschaft entschieden zu weit. Mit „gekrauster Stirn“ bedeutet er ihm, nicht die Natur zu kritisieren. „>>Sie hat ihr Teil getan, tu du das deine<<“ Die Erwiderung des Engels gipfelt in der zornigen Ermahnung:

„>>Magst lieben dein Gesponst, (...).
Doch wenn aus der Berührung, deren Reiz
Die Menschheit mehrt, dir ein Entzücken ward,
Das alles übertrifft, so merke wohl,
Wie auch das Tier die gleiche Gabe hat,
Die ihm wohl nicht verliehen worden wäre,
Gemein gemacht, wenn irgend etwas, das
Dabei genossen wird, des Menschen Seele
Beherrschen oder ihn zur Leidenschaft
Bewegen sollte. Doch was du bei ihr
An Höherem, anziehend Menschlichem,
Vernunftgemäßem findest, liebe nur;
Gott ist die Liebe, nicht die Leidenschaft,
Worin die wahre Liebe nicht besteht;
Die Liebe weitet unser Herz und macht
Gedanken feiner und hat ihren Sitz
In der Vernunft und weiß zu unterscheiden;
Sie ist die Leiter, über welche du
Hinauf zur Himmelsleiter steigen kannst,
Wenn du den Fleischeslüsten nicht verfällst;
Drum warst du auch mit keinem Tier gepaart<<“²⁰³

Odysseus musste sich am Mast seines Schiffes festbinden lassen, damit er den wunderbaren Gesang der Sirenen genießen konnte. Ohne die Fesseln hätte er diesen Genuss nicht überlebt. Seine Männer mussten sich die Ohren mit Wachs verstopfen und hatten den ausdrücklichen Befehl, ihm nicht die Fesseln abzunehmen, auch wenn er sie noch so nachdrücklich dazu auffordert.

Miltons Adam ist in einer ähnlichen Situation. Die Natur (Gott) hat ihn gegen die ‚Waffen einer (seiner) Frau‘ leider nicht mit den nötigen Gegenwaffen ausgerüstet. Eva (das ‚schöne Luder‘) kennt seine diesbezügliche Schwäche und nutzt sie gnadenlos aus. Reizen soll Eva, so der Engel, Adam schon, denn schließlich geht es um nicht weniger, als seiner und Evas Proles-Funktion auf die Sprünge zu helfen. Wenn er sich aber einbilde, so möchte man in der heutigen Alltagssprache fortfah-

²⁰³ A.a.O. S. 246 f.

ren, dass die Leidenschaft als solche das Nonplusultra sei, habe er sich gehörig geschnitten, dann müsse man eben andere Saiten aufziehen. Man habe ihm mehr zugetraut als Odysseus, ihn (statt mit Fesseln) mit Vernunft und besonderen Freiheiten ausgestattet. Freilich seien das „riskante Freiheiten“ (Ulrich Beck). Ihr angemessener, vernunftgemäßer Gebrauch werde zu seinem Nutzen sein. Wenn es ihm aber wie dem Esel auf dem Eis zu wohl gehe, werde er schon sehen, wohin das führen könne. Wenn er meine, die Tiere hätten es in der Beziehung besser, bitteschön, dann könne er sich ja wie ein Tier benehmen. Er solle sich dann aber bitte nicht darüber beklagen, dass er davor nicht mehrfach und ausdrücklich gewarnt worden sei.

Das aus personaler Abhängigkeit und Bevormundung emanzipierte (männliche, später auch weibliche) Individuum hat für seinen (neuen und anders gearteten) Existenzkampf nur zwei (neue) ‚Waffen‘ mit auf den Weg bekommen, ein bisher unbekanntes Maß an persönlicher *Freiheit* (Unabhängigkeit von Personen, die bisher über ihn und sein Leben erheblich mitzubestimmen hatten) und die Ermutigung, mehr dem eigenen (zu wenig gebrauchten, trainierten) *Verstand*, der eigenen (bislang kaum genutzten) *Vernunft*, dem eigenen (in dieser Form neuen, vorher nicht da gewesenen) Ich zu trauen, als (unmündig) darauf zu warten und zu vertrauen, was ihm andere einreden, empfehlen, ‚verkaufen‘, ihn glauben machen wollen.

Michel de Montaigne²⁰⁴ hatte die Freundschaft, die aus sich heraus zwei Menschen miteinander verbindet, die sich von nichts und niemandem für andere Zwecke instrumentalisieren lässt und sich vor nichts und niemandem zu rechtfertigen braucht, als etwas außerordentlich Beglückendes bezeichnet. Seine Freundschaft mit Étienne de La Boétie bestand schlicht deswegen „>>Weil er er war, weil ich ich war.<<“²⁰⁵ Er hatte hinzugefügt, wenn man auch „mit den Frauen eine derart freie, freiwillige und vertrauensinnige Beziehung aufbauen könnte, dass darin nicht nur Geist und Seele, sondern auch die Körper an der Vereinigung teilnähmen und folglich der ganze Mensch sich hingäbe, dann würde das gewiß eine noch umfassen-

²⁰⁴ Vgl. Ausführungen auf S. 269

²⁰⁵ Montaigne, Michel de: Über die Freundschaft, in: Montaigne, Michel de: Essais, Hrsg. Hans Magnus Enzensberger, Frankfurt am Main 1998, S. 101

dere Freundschaft sein.“²⁰⁶ Damit wird Liebe (Freundschaft) bei Montaigne, wie Niklas Luhmann schreibt, erstmalig „als unbegründbar und als persönlich deklariert.“²⁰⁷ Man ahnt, was die Übertragung dieses Prinzips auf heterosexuelle Liebes- und Freundschaftsbeziehungen für das traditionelle Verständnis von Liebe und Ehe für Konsequenzen haben könnte. Wo soll das hinführen, wenn allein die Liebenden darüber befinden, ob sie zueinander passen, sich lieben, ob sie Intimbeziehungen unterhalten und Kinder haben wollen, wie sie ihre Beziehung gestalten und ob und wie lange sie zusammen bleiben wollen? Was ist, wenn der (wankelmütigen) Neigung und Leidenschaft ein Mitspracherecht eingeräumt wird, das alte Prinzip ausgehebelt wird, dass dem Entschluss zur Liebe und Ehe eine größere Bedeutung zukommt als der zufällig vorhandenen oder nicht vorhandenen, sich einstellenden oder nicht einstellenden Neigung? Wie soll das gut gehen, wenn die Autorität der Eltern, des Staates, der Kirche und der Religion (in dieser Hinsicht) gleichzeitig und gleichermaßen in Frage gestellt wird? Muss man nicht befürchten, dass das Individuum - selbst bei bestem Willen - seiner neuen Verantwortung gar nicht gerecht werden kann, ganz zu schweigen davon, dass es sie auch missbrauchen könnte und sehr wahrscheinlich auch missbrauchen würde, zumal die hoch gelobte Vernunft weitgehend eine Fiktion sei, mit der Realität wenig zu tun habe?²⁰⁸

Georg Wilhelm Friedrich Hegel scheint solche Befürchtungen geteilt zu haben, wenn er später (1821) schreibt, dass die angemessene Reihenfolge für das Heiraten (besser: das Verheiratetwerden) nach wie vor darin besteht, dass zunächst die „wohlgesinnten Eltern“ bestimmen, wen ihre Kinder zu heiraten haben, sodann die „zur Vereinigung der Liebe füreinander bestimmten Personen“ sich diesen Eltern-

²⁰⁶ A.a.O., S. 100 Vgl. Ausführungen S.

²⁰⁷ Luhmann, Niklas: Liebe als Passion – Zur Codierung von Intimität, Frankfurt am Main 1994, S. 22

²⁰⁸ Luhmann behandelt den Konflikt zwischen Liebe und Vernunft in einem besonderen Kapitel des vorgenannten Buches anhand eines 1667 veröffentlichten Textes von F. Joyeux. Es handelt sich um ein Streitgespräch, in dem die Vernunft und die Liebe darüber streiten, wer in Liebesdingen, speziell beim Heiraten, die höchste Autorität und damit das Sagen haben soll, die Vernunft (als Vertreterin der Gesellschaft) oder die Liebe (als Interessenvertretung der Liebenden selber). Die Vernunft verteidigt die Notwendigkeit der elterlichen Verfügungsgewalt und die Wahrung von Standesunterschieden; die Liebe hält bei der Partnerwahl die vorherige Zustimmung der Liebenden für unerlässlich und, was die Standesunterschiede betrifft, besteht sie ebenfalls darauf, dass die Wünsche der Liebenden den Vorrang vor Standesinteressen haben müssen. Vernunft und Liebe gehen letztlich im offenen Konflikt auseinander. Die Liebe besteht (offensiv) darauf, dass sie ihre eigene Vernunft hat und dass ihre Vernunftgründe schwerer wiegen als die der [offiziellen] Vernunft [der es offenkundig nur um die Interessen der Mächtigen gehe; H.H.]. Die Vernunft verhält sich defensiv und alles andere als überzeugend. Luhmann fügt hinzu: „Nachdem die Vernunft, die die ständische Gesellschaftsformation vertritt, Partei geworden ist, fehlt eine Instanz für eine Entscheidung des Konflikts, und man wird sich fragen müssen, ob eine solche Instanz jemals wieder den Titel der Vernunft tragen können.“ (Ebenda S.119 ff.)

Beschluss zu eigen machen, damit auf diesem Fundament schließlich dann die Neigung „entsteht“.²⁰⁹ „In dem anderen Extrem [bei dem die Neigung den Ausschlag gibt; H.H.] ist es die *unendlich besondere* Eigentümlichkeit, welche ihre Prä-tensionen geltend macht und mit dem subjektiven Prinzip der modernen Welt (...) zusammenhängt. - In den modernen Dramen und Kunstdarstellungen aber, wo die Geschlechterliebe das Grundinteresse ausmacht²¹⁰, wird das Element von durchdringender Frostigkeit, das darin angetroffen wird, in die Hitze der dargestellten Leidenschaft durch die damit verknüpfte gänzliche *Zufälligkeit*²¹¹, dadurch nämlich gebracht, dass das ganze Interesse als nur auf *diesen* beruhend vorgestellt wird, was wohl für *diese* von unendlicher Wichtigkeit sein kann, aber was es *an sich* nicht ist.“²¹²

Was für die Individuen zwar wichtig, aber „an sich“ nicht wichtig ist, wissen nur diejenigen, für die das Besondere, das Individuelle allemal nur ein Störfaktor im Allgemeinen ist. Hegel empfindet für die Apologeten dieser Subjektivität nichts als Verachtung: „Wenn das *Schließen* der Ehe als solches, die Feierlichkeit, wodurch das Wesen dieser Verbindung als ein über das *Zufällige* der Empfindung und *besonderer Neigung* erhabenes Sittliches ausgesprochen und konstatiert wird, für eine *äußerliche Formalität* und ein sogenanntes bloß *bürgerliches Gebot* genommen wird, so bleibt diesem Akte nichts übrig, als etwa den Zweck der Erbaulichkeit und der Beglaubigung des bürgerlichen Verhältnisses zu haben, oder gar die bloß

²⁰⁹ Thomas Mann kommentiert diese Passage, die uns heute eher befremdet, noch wie folgt: „Hegel hat gesagt, der sittlichste Weg zur Ehe sei der, bei dem zuerst der Entschluß zur Verehelichung stehe und dieser dann schließlich die Neigung zur Folge habe, so daß bei der Verheiratung beides vereinigt sei. Ich habe das mit Vergnügen gelesen, denn es war mein Fall, und zweifellos ist er sehr häufig. Das Wort >>auf Freiersfüßen gehen<< (was nicht verliebt oder verlobt sein heißt, sondern eben nur gestimmt und geneigt sein, zu heiraten) ist der populärste Ausdruck dafür.“ (Mann, Thomas: Die Ehe im Übergang, in: Das Ehe-Buch – Eine Sinnggebung im Zusammenklang der Stimmen führender Zeitgenossen, angeregt und herausgegeben von Graf Hermann Keyserling, 3. Auflage, Darmstadt (?) 1926, S. 225) Hegel konnte, so Niklas Luhmann, noch damit rechnen, dass Neigung und Liebe dem Entschluss zur Ehe normalerweise folgen, weil damals noch die Voraussetzung galt, „daß weder an selbstzentrierte Individualität noch an zwischenmenschliche Interpenetration allzu hohe Anforderungen gestellt wurden.“ (Luhmann, Niklas: Liebe als Passion - Zur Codierung von Intimität, Frankfurt am Main 1994, S. 182)

²¹⁰ Die sieben Romane, die das Untersuchungsmaterial für diese Arbeit bilden, veranschaulichen, dass sich der Trend, von dem Hegel berichtet, weiter fortgesetzt und noch gesteigert hat. Der Roman „Elementarteilchen“ von Michel Houellebecq, der ein modernes Musterbeispiel für Hegels Beobachtung wäre, ist aus diesen Gründen absichtlich nicht in die Romanauswahl aufgenommen worden.

²¹¹ Luhmann meint, Hegel habe sich täuschen lassen, weil er den Begriff ‚Zufälligkeit‘ zu wörtlich nehme, anstatt in ihm nur ein Trennsymbol zu sehen. (a.a.O. S.181). Ich meine, dass sich hierbei eher Luhmann als Hegel täuscht.

²¹² Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Grundlinien der Philosophie des Rechts, Hamburg 1962, § 162, S.151

positive Willkür eines bürgerlichen oder kirchlichen Gebotes zu sein, das der Natur der Ehe nicht nur gleichgültig sei, sondern das auch, insofern von dem Gemüt von wegen des Gebots ein Wert auf dies förmliche Schließen gelegt, und als voranzugehende Bedingung der gegenseitigen vollkommenen Hingebung angesehen werde, die Gesinnung der Liebe verunreinige und als ein Fremdes der Innigkeit dieser Vereinigung zuwiderlaufe. Solche Meinung, indem sie den höchsten Begriff von der Freiheit, Innigkeit und Vollendung der Liebe zu geben die Prätension hat, leugnet vielmehr das Sittliche der Liebe, die höhere Hemmung und Zurücksetzung des bloßen Naturtriebs, welche schon auf eine natürliche Weise in der *Scham* enthalten ist, und durch das bestimmtere geistige Bewußtsein zur *Keuschheit* und *Zucht* erhoben ist. Näher ist durch jene Ansicht die sittliche Bestimmung verworfen, die darin besteht, daß das Bewußtsein sich aus seiner Natürlichkeit und Subjektivität zum Gedanken des Substantiellen sammelt, und statt sich das Zufällige und die Willkür der sinnlichen Neigung immer noch vorzubehalten, die Verbindung dieser Willkür entnimmt und dem Substantiellen, den Penaten sich verpflichtend, übergibt, und das sinnliche Moment zu einem dem Wahrhaften und Sittlichen des Verhältnisses und der Anerkennung der Verbindung als einer sittlichen, nur *bedingten* herabsetzt. – Es ist die Frechheit und der sie unterstützende Verstand, welcher die spekulative Natur des substantiellen Verhältnisses nicht zu fassen vermag, der aber das sittliche unverdorbene Gemüt, wie die Gesetzgebung christlicher Völker entsprechend sind.“²¹³

Die Individuen von heute, die sich zu lieben glauben und sich möglicherweise auch heiraten wollen, tun gut daran, weder allein auf den Entschluss, noch allein auf die momentane Neigung zu setzen, sondern beides gleichermaßen zu beachten und sorgfältig zu prüfen, bevor sie sich gegenseitig auf langfristige Verpflichtungen einlassen. Sie tun auch gut daran, den Entschluss und die Neigung dauerhaft als revisionsanfällig zu betrachten und auf den Prüfstand zu stellen. Damit etwas so bleiben kann, wie es ist, hat Guiseppe Tomasi di Lampedusa sinngemäß formuliert²¹⁴, muss es sich ständig ändern. Statische Momente in einem Prozess ‚festhalten‘ zu wollen, der einer permanenten Dynamik unterliegt, gelingt heute weniger denn je mit der sturen Logik des ‚versprochen ist versprochen‘. Die Onto- und die Phyloge-

²¹³ A.a.O., § 164, S.153 f.

²¹⁴ Di Lampedusa, Guiseppe Tomasi: Der Leopard, München1965, S. 32 ff. Der Gedanke soll auf den deutschen Philosophen Lichtenberg zurückgehen (was ich aber nicht belegen kann).

nese verlangen von den modernen Individuen, die gemeinsam eine Beziehungskiste, eine Liebesordnung in Angriff nehmen wollen, eine ganze Menge: Sie sollen das, was sie vorhaben, nur dann tun, wenn sie (nach möglichst gründlicher Prüfung) zu der Überzeugung gelangt sind, dass sie ‚Kopf‘ und ‚Bauch‘, Geist, Seele und Körper gleichermaßen ‚konsultiert‘ haben. Das gilt erst recht und umso mehr, wenn sie Kinder in die Welt setzen wollen. Die christlichen, bürgerlichen und romantischen Ideale sind zwar einerseits ‚entrümpelt‘, ‚entschlackt‘, und ‚realistischer‘ geworden, andererseits sind sie aber gewissermaßen zu einem neuen, in sich widersprüchlichen und nach wie vor äußerst anspruchsvollen Forderungskatalog verschmolzen, an dem das Individuum, das eine heterosexuelle ‚Partnerschaft‘ wünscht, die ihren Namen verdient, nicht vorbeikommt.

Antoine de Condorcet hatte schließlich die These von der Unterlegenheit des weiblichen Geschlechts (das zu geistiger und seelischer Größe, wie sie Vertretern des männlichen Geschlechts zu Eigen sein könnten, wohl niemals fähig sein würde) als pure Ideologie²¹⁵ verworfen.²¹⁶

Für Liebende von heute, die sich diesen modernen Grundsätzen verpflichtet fühlen²¹⁷, gibt es kein Zurück in die alte Arbeitsteilung, bei der sich der eine schwerpunktmäßig um die Versorgung, der andere um die Familie zu kümmern hatte, bei der der eine die Grundsätze von Monogamie, Exklusivität und Treue weniger streng beachten musste, während der andere umso strenger auf diese Grundsätze verpflichtet wurde, bei der vor dem Gesetz der eine manche Privilegien hatte, der andere in dieser Hinsicht benachteiligt wurde. Die Paare, die den Existenzkampf im Sinne der neuen Grundsätze gemeinsam bestreiten wollen, können mit den alten Liebesordnungen wenig anfangen; sie müssen sich ihre für sie verbindliche Liebesordnung erst erarbeiten, schaffen, aushandeln. Dabei ergibt sich im Gegensatz zu früher fast nichts mehr ‚automatisch‘ und schon gar nicht lebenslang. Die Auftei-

²¹⁵ Condorcet benutzt diesen Begriff freilich noch nicht.

²¹⁶ Vgl. Ausführungen auf S.

²¹⁷ Es mag gleichwohl Zeitgenossen geben, die sich solchen Grundsätzen nicht verpflichtet fühlen. Wenn sich zwei Liebende darin einig sind, dass sie eher so wie ‚früher‘ leben wollen, kann ihnen das (in Grenzen) durchaus gelingen. Wenn Günter Burkart Ulrich Beck vorwirft, dass die Wirklichkeit Becks Individualisierungsthese (in dieser Allgemeingültigkeit) nicht bestätigt und dass herkömmliche Orientierungsmuster bei Liebenden viel verbreiteter sind, als angenommen wird, ist das (aus meiner Sicht) insofern ein Streit ‚um Kaisers Bart‘, als beide Recht haben, sich letztlich gar nicht ernsthaft widersprechen. Prinzipiell stimmt die Individualisierungsthese, und die These, dass Zeitgenossen sich vielfach noch nach alten Mustern orientieren, dürfte ebenfalls sehr realistisch sein.

lung von Rechten und Pflichten, die heute für beide Seiten akzeptabel ist, kann es morgen schon nicht mehr sein. Die angemessene und beiderseitig als gerecht und als ausgewogen empfundene Verteilung von Rechten und Pflichten ist bei der Existenzsicherung und bei der Wahrnehmung innerfamiliärer Betreuungspflichten schon schwer genug; noch schwieriger scheint es zu sein, die gegenseitigen (und gegenüber früher weiter gestiegenen) Ansprüche auf Liebe, Zärtlichkeit, Zuwendung und Sex zu erfüllen. Nicht nur sich ständig ändernde gesellschaftliche Rahmenbedingungen verlangen nach entsprechender Nachjustierung dieser Balance, sondern auch die Gesetze der Biologie im eigenen Körper und dem des Partners. Dass eine Beschädigung dieser Balance relativ einfach und schnell zu bewerkstelligen ist, eine Wiedergutmachung aber ein Mehrfaches an Anstrengung, gutem Willen und entsprechender Einlösung erfordert, ist leicht nachvollziehbar.²¹⁸

Damit hat die Liebe in den letzten Jahrhunderten mehrere Paradigmenwechsel vollzogen. Die Liebenden haben sich von Personen und Institutionen, die früher beim Verlieben, Lieben und Entlieben ein gehöriges Wörtchen mitzureden, mitzubestimmen hatten, emanzipiert. Sie befinden weitgehend allein darüber, ob sie ein Verhältnis eingehen wollen und wie dieses Verhältnis im Einzelnen (mit oder ohne Kinder) gestaltet werden soll, auch darüber, ob das Verhältnis aufrechterhalten oder beendet wird, gegebenenfalls auch, wann es zu beenden ist. Die eklatante Ungleichheit der Geschlechter, sprich die Benachteiligung des weiblichen Geschlechts, weicht einer mehr und mehr sich durchsetzenden Chancengleichheit. Zumindest formal sind Männer und Frauen inzwischen gleich. Was *de iure* (von Gesetzes wegen) gilt, gilt aber noch lange nicht *de facto* (tatsächlich). Verglichen mit anderen Kulturkreisen, ist diese Entwicklung in unserem Kulturkreis aber sehr weit fortgeschritten. Indem die Verantwortung für das Verlieben, Lieben, Kinderkriegen und Entlieben weitestgehend auf die Individuen, die Liebenden verlagert wurde, hat man dem Subjektiven, Relativen, Besonderen den ‚kleinen Finger‘ gereicht in der Hoffnung, dass die Individuen mit dieser neuen Unabhängigkeit und Freiheit vernünftig und verantwortungsvoll umgehen, ohne dabei das Ganze, die Solidargemeinschaft, aus dem Auge zu verlieren. Vermutlich wird man sagen kön-

²¹⁸ Die nach dem Psychologen John Gottmann benannte „Gottmann-Konstante“ besagt, dass Paare für jeden Streit, den sie vom Zaun brechen, und jede Kränkung, die sie sich zufügen, fünf positive gemeinsame Erlebnisse brauchen, um die ursprüngliche Beziehungsbalance einigermaßen wieder herzustellen. Quelle: Ein Artikel mit der Überschrift „Welche Ehe hält wie lange?“ TV Hören und Sehen, Nr.?, 2002

nen, dass diese ‚Rechnung‘ auch vielfach aufgegangen ist und weiterhin aufgeht. Es ist aber ebenso offensichtlich, dass nicht wenige nach dem Motto ‚wenn schon - denn schon‘ sich nicht mit dem ‚kleinen Finger‘ begnügen, sondern lieber ‚die ganze Hand‘ nehmen. Zumindest ist die im achtzehnten Jahrhundert verbreitete Hoffnung längst begraben, dass eine „invisible hand“ (Adam Smith) dafür sorgt, dass auch für das Ganze bestens gesorgt ist, wenn jeder seinen eigenen Interessen nachgeht. Allein die Geburtenraten, die im Kulturkreis seit längerer Zeit üblich sind, beweisen, dass diese Gesellschaft – ‚ceteris paribus‘ (wenn die zur Zeit geltenden sonstigen Rahmenbedingungen gleich bleiben) und keine Zuwanderung stattfindet - in relativ kurzer Zeit mit einem Bevölkerungsschwund sondergleichen zu kämpfen hätte, sich nicht mehr aus eigener Kraft regenerieren könnte.

Die neuen Freiheiten der Liebenden eröffnen auf der einen Seite für die Liebenden von heute Lebensentwürfe, um die sie Liebende früherer Generationen sicher beneidet hätten; auf der anderen Seite sind die Gefahren, die das Liebesleben von heute umlauern und bedrohen, um ein Vielfaches gestiegen. Insofern sind die Fortschritte, die, für sich genommen, beachtlich sind, auch Pyrrhus-Siege. Möglicherweise sind die Ansprüche, die Ideale beliebig steigerbar, während die Möglichkeiten zur Einlösung, zur Verwirklichung des Erwünschten jederzeit auf Grenzen stoßen.

Auf dem ‚Milch- und Honigmarkt‘ der Liebe ist heutzutage prinzipiell alles zu haben. Wenn, was offenbar nicht ganz einfach ist, die richtigen Partner zueinander finden, kann man die alte Über- und Unterordnung mit der alten Arbeitsteilung miteinander praktizieren oder die gleichrangige Partnerschaft mit einer ganz neuen Arbeitsteilung. Man kann sich in der gemeinsamen Lebensgestaltung mehr nach bürgerlichen, mehr nach romantischen oder mehr nach alternativen Idealen und Maßstäben richten, eher konservativen oder eher modernen Mustern folgen, dem Sex große oder geringe Bedeutung zuerkennen; wichtig ist ‚nur‘, dass die Partner ähnlich ‚gestrickt‘ sind, in etwa die gleiche Weltsicht haben. Dann kann man sich auch darauf einigen, ob man eine Ehe miteinander führen will oder eher meiden sollte, ob man Kinder haben will oder nicht, ob und gegebenenfalls wie man sich ‚bindet‘. Wenn aber, was sehr häufig der Fall zu sein scheint, die ‚Schnittmengen‘ der Partner nur gering sind, die Bildungshorizonte, die Herkunft, die regionale Verwurze-

lung, der Lebenszuschnitt zu wenig Gemeinsamkeiten aufweisen, dann zerbrechen diese Beziehungen früher oder später, um neuen Versuchen Platz zu machen oder irgendwann ganz eingestellt zu werden. Die Ehe hat ihre Monopolstellung als einzig legitimer Ort, als einzig legitime Form für Liebesbeziehungen längst eingebüßt. Sie konkurriert mit einer Vielzahl von anderen Beziehungskisten und Liebesordnungen. Die ehemals christliche Liebesordnung, die sich mit bürgerlichen und romantischen Elementen angereichert hatte und dadurch lange Zeit das Feld der Liebesordnungen und Beziehungskisten beherrscht hatte, hat ihre Monopolstellung verloren. Die Konkurrenz der ‚Billigmarken‘, die nicht solch hohen Ansprüchen genügen müssen, für die das Individuum weniger Bindung und Verantwortung einbringen, weniger ‚riskieren‘ muss, haben sich mehr und mehr durchgesetzt. Liebesbeziehungen, die ohne jeden Zwang entstehen und ein Leben lang in beiderseitigem Einvernehmen der Partner aufrecht erhalten werden, scheinen seltener zu werden. Der Kulturkreis insgesamt scheint seine Fähigkeit, sich ohne Zuwanderung mit Nachkommen aus den eigenen Reihen regenerieren zu können, auf absehbare Zeit eingebüßt zu haben. Die Interessen von Gesellschaft und Individuum fördern sich nicht mehr gegenseitig; sie laufen vielmehr in wichtigen Grundsatzfragen seit vielen Jahrzehnten und mit steigendem Tempo auseinander.

Die Entwicklungsgeschichte der modernen Individuen, der Akteure heutiger Liebesbeziehungen mit ihrem Liebesleben, hat eine phylo- und eine ontogenetische Seite.

Phylogenetisch gesehen, hat sich das Individuum im Laufe der letzten Jahrhunderte in unserem Kulturkreis von einem Wesen, das mit seinen gesellschaftlichen Bezugsgruppen mehr oder weniger eng verschmolzen war, als Einzelwesen gewissermaßen noch gar keine Daseinsberechtigung hatte und erkennbar war, allmählich erst zu dem entwickelt, herauskristallisiert, was wir heute Individuum nennen, ein Wesen mit eigenem Bewusstsein, Glücksanspruch, Lebensentwurf, einem eigenen privaten Bezirk, einer eigenen Weltsicht.²¹⁹ Im Laufe dieser Entwicklung löste sich dieses Individuum mehr und mehr aus den alten personalen und institutionellen Abhängigkeiten und übernahm weitgehend selber die Aufgaben, Entschei-

²¹⁹ „eigenes Leben – Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben“ nennt sich (nicht zufällig) ein Buch, das Ulrich Beck, Wilhelm Vossenkuhl, Ulf Erdmann Ziegler (mit Fotos von Timm Rautert) herausgegeben haben (München 1995)

dungsbefugnisse und Verantwortung, die mit seiner eigenen Existenzsicherung zusammenhängen. In der letzten Phase dieser Entwicklung hat das weibliche Geschlecht, haben auch die weiblichen Individuen entsprechende Abnabelungsprozesse wie die Männer durchlaufen, sich zugleich aber zusätzlich aus der geschichtlich gewachsenen Abhängigkeit vom männlichen Geschlecht, von den Männern insgesamt befreit, emanzipiert. Offiziell ist die Obrigkeit von Gottes Gnaden auf den neuen Souverän, den Bürger, das bzw. die Individuen selber übergegangen. Nach diesem Selbstverständnis regeln die Staaten im Namen und im Auftrag der Bürger nur die Angelegenheiten, welche der Einzelne nicht bewältigen kann. Alles Andere ist keine ‚öffentliche Angelegenheit‘, sondern Privatsache. Fast alles, was zum Verlieben, Lieben und Entlieben gehört, fällt, anders als früher, in diesen privaten Sektor, der grundsätzlich nur die Individuen etwas angeht, nicht die Öffentlichkeit, nicht den Staat oder sonstige Institutionen der Gesellschaft, auch nicht ‚die‘ Konvention, ‚die‘ Tradition, die inoffiziell Druck auf das Individuum ausüben, die ungern sehen, wenn der Einzelne sich allzu weit und eigensinnig von dem entfernt, was ‚man‘ im Regelfall tut, was die meisten Leute tun und für richtig halten. Die Individuen von heute können sehr verschieden auf die phylogenetischen Impulse in ihrem Inneren reagieren: Sie können diesen Impulsen mehr oder weniger ‚blind‘ folgen, sie ungeprüft übernehmen. Man fühlt, glaubt, denkt und handelt so, wie man es von jeher gewohnt ist. Stößt man auf Diskrepanzen zwischen dem, was Tradition und Konvention einem nahelegen, suggerieren wollen, und dem, was man möglicherweise selber etwas anders ‚sieht‘, was man also nicht für ‚selbstverständlich‘ hält, kann man sich so oder so, für oder gegen die Tradition/Konvention entscheiden.

Ob man solche Diskrepanzen überhaupt spürt und ob man, wenn man sie spürt, eher den Impulsen von Tradition und Konvention folgt oder ob man auch mal häufiger ‚gegenhält‘, indem man sich bewusst oder gefühlsmäßig ganz anders verhält, als dieses ‚Ratgeber-Konsortium‘ aus der Vergangenheit es einem einflüstern möchte, hängt sehr stark davon ab, wie die ontogenetische Entwicklung des Individuums verlaufen ist: Ein relativ selbstbewusstes, selbständiges, unabhängiges, anständiges Reflektieren gewöhntes, starkes (und in der Gesellschaft erfolgreiches) Individuum wird weniger ‚naiv‘ und blind alles von der Tradition übernehmen; ein relativ schwaches (von der Gesellschaft ‚gebeuteltes‘), wenig selbstbewusstes, unselbständiges, autoritätsgläubiges, ‚naives‘ Individuum wird die eingetretenen

Pfade eher häufiger nutzen, als risikofreudig gegenzuhalten. Das ‚starke‘ Individuum wird möglicherweise zu unterscheiden wissen, welchen Traditionen und Konventionen es bereitwillig folgen will und welchen es den Kampf ansagt. Professor Kepesh in Philipp Roths „Das sterbende Tier“ etwa beruft sich bei seinem Plädoyer gegen die Ehe und für den harmonischen Hedonismus auf die amerikanische Tradition von Freiheit und Unabhängigkeit. Die noch ältere Tradition, welche die monogame Ehe als die einzig vernünftige und legitime Liebesordnung propagiert, bekämpft er auf das Äußerste. Wie er selber sagt, hat er diese Sichtweise nicht von Anfang an gehabt, sondern erst im Laufe der Zeit entwickelt. Er selber sieht in seinem Wechsel von der Provinz in die Weltstadt New York sowie in seiner Ausbildung und seiner wissenschaftlichen Laufbahn die entscheidenden Ursachen für diese Meinungsänderung, die einer neuen Weltsicht gleichkommt.

Liebe, besser: die ‚*Liebesordnung*‘ war einmal die Absage an das ‚Chaos‘ naturhafter Triebbefriedigung, an das Chaos der ungebremsten Promiskuität, an das Aufgehen in Natur, das Ablenken von Gottesliebe. Das Zölibat markiert die radikalste Form dieser Abkehr. Die monogame Ehe kirchlich-katholischer Provenienz ist gewissermaßen eine Konzession an die Menschen, die zu solcher radikalen Abkehr, die das eigentliche Ideal ist, nicht fähig sind. Aber jede Empfängnis ist (in dieser Sicht) ‚befleckt‘, ein ‚Übel‘, wenngleich ein notwendiges Übel. Da man (auch von Seiten der Kirchen) auf Nachkommen und möglichst viele Nachkommen für den eigenen Machterhalt angewiesen ist, muss man gewissermaßen ‚gute Miene zum bösen Spiel machen‘, aber auch nur für diesen Zweck, nicht etwa der Lust und des Vergnügens wegen. Miltons Adam soll sich seinen Gefühlen, seiner ‚Neigung‘, seinen Trieben (seiner ‚Natur‘) nur insoweit hingeben, als das der Zeugung und der Aufzucht von Nachkommen dienlich ist. Was darüber hinausgeht, setzt die (für die notwendige Naturbeherrschung und Kulturfähigkeit unerlässliche) Vernunft außer Kraft, gefährdet die (eigene, mühsam erkaufte) Freiheit, gefährdet die Sittlichkeit. Wer das nicht beherzigt, wird Sklave seiner (eigenen) Natur, fällt auf die Stufe der Tiere zurück.

Der mit den Freiheits-, Unabhängigkeits- und Emanzipationsbewegungen entstehende ‚Individualismus‘ mit seinem Anspruch (Recht) auf persönliches, individuelles Glück, persönliche, individuelle Liebe, ein Leben, in dem Kopf (Vernunft) und

Bauch (Gefühle) des Einzelnen gleichermaßen zu ihrem Recht kommen, wehrt sich dagegen, alles allein der ‚kalten‘, (Romantik-feindlichen) berechnenden Vernunft unterzuordnen. Die Romantik ist der Inbegriff der Gegenbewegung, ein Kampf für die Zulassung von Gefühlen, von Neigung, von Liebe (die aus dem ‚Herzen‘ kommt, die sich aus sich selbst rechtfertigt und nicht für so genannte übergeordnete, angeblich von der ‚Vernunft‘ diktierte Zwecke instrumentalisieren lässt). Für die Wächter alter Werte ist diese Verlagerung von Werte-Instanzen, die über den Individuen stehen, zu den Individuen hin, in die Individuen hinein, ein folgenschwerer Fehler, weil der damit einsetzende Subjektivismus, Individualismus, Relativismus, Materialismus (angeblich) ‚objektive‘ Werte zu Gunsten ‚subjektiver‘, je nach Individuum wechselnder und schwankender Werte über Bord wirft, das mühsam gebannte Chaos wieder auf den Plan ruft. „Es entsteht“, so Kardinal Joseph Ratzinger in seiner Predigt zum Konklave (aus dem er als Papst Benedikt XVI. hervorging) „eine Diktatur des Relativismus, die nichts als endgültig anerkennt und als letzten Maßstab nur das eigene Ich und seine Wünsche gelten lässt.“²²⁰ Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim geben ihrem Buch über die heutige Liebe den Titel „Das ganz normale Chaos der Liebe“²²¹. Vermutlich würde der Papst den Becks darin Recht geben, dass die Entwicklung der Liebe in unserem Kulturkreis tatsächlich mehr und mehr (wieder) in ein „Chaos der Liebe“ abgleitet, zurückfällt; er würde aber sicher bestreiten, dass das etwas ganz Normales sei, geschweige denn, dass das zwangsläufig so sein *müsste*.

Dass die Individuen ohne Zwang und ohne Druck ‚von außen‘ genau das aus eigenem Antrieb tun, was sie aus Sicht der überindividuellen Instanzen und Wertegralshüter tun sollten, ist ein ‚frommer Wunsch‘, der auch dadurch nicht realistischer wird, dass die Repräsentanten von Kirchen, Staaten und Parteien ihn immer häufiger gebetsmühlenartig wiederholen. ‚Werte‘, die diesen Namen verdienen, kann man, wenn überhaupt, allenfalls in langfristigen und mühseligen Diskursen gezielt entwickeln und ‚setzen‘; man kann sie aber weder aus alten Zeiten und alten Schatztruhen mit ihrem ganz anderen Kontexten in die Gegenwart befördern, noch ‚nach Katalog bestellen‘, noch ‚von der Stange kaufen‘. Es hat schon seine (tieferen) Gründe, warum sich diese alten Werte nicht durchsetzen konnten. Richtig

²²⁰ Das Zitat ist dem Artikel „Diktatur des Relativismus“ – Die Predigt von Kardinal Joseph Ratzinger zum Konklave (in Auszügen) in der Zeitschrift Cicero, Mai 2005, entnommen (S. 62)

²²¹ Frankfurt am Main 1990

ist aber auch, dass ‚die Geister, die man rief‘ (nämlich die ‚vernünftigen‘ Individuen und die von ihnen beauftragten umsichtigen und effizienten Staaten), die in sie gesetzten Erwartungen vielfach auch nicht erfüllen. Man ist aufgebrochen, aber nicht angekommen. Die gewissermaßen durch Erdbeben weg gebrochenen alten Straßen der Kultur sind noch nicht durch neue (leistungsfähige) Straßen ersetzt worden; man hangelt sich von Baustelle zu Baustelle, von Großbaustelle zu Großbaustelle. Der Rückweg ist aber (hoffnungslos) verschüttet.

9.4 Ehe

Unter den Formen, in denen sich das heterosexuelle Verlieben, Lieben und Entlieben praktisch abspielt, ist die Ehe - im Gegensatz zu früher - heute nur noch *ein* Muster unter vielen. Die Bezeichnungen und Begriffe für Beziehungskisten, die jenseits oder (unter moralischen oder pseudomoralischen Gesichtspunkten) ‚unterhalb‘ dieser längerfristig angelegten ‚Liebesordnung‘ angesiedelt sind, gehen vermutlich in die Dutzende.²²²

Dass auch die Ehe keine geschichtslose Invariante ist, sondern ein schillerndes Chamäleon, das sich je nach Zeit und gesellschaftlichen Kontext anders darstellt und anzupassen versteht, sei der Vollständigkeit halber ebenfalls festgehalten. „Schotts Sammelsurium“ listet unter dem Stichwort „Ehe-Terminologie“ immerhin einundzwanzig (!) verschiedene, heute noch gebräuchliche Ehe-Begriffe auf.²²³ Ein Drittel dieser Begriffe befasst sich mit Eheformen, die nach wie vor im eigenen Kulturkreis verboten bzw. geächtet sind: Adelphogamie (Ehe zwischen Bruder und Schwester), Polygamie (Ehe mit mehreren Ehepartnern), Polyandrie (Ehe einer Frau mit mehreren Männern), Trigamie (Ehe zwischen drei Ehegatten...), Polygynie (Ehe eines Mannes mit mehreren Frauen), Bigamie (‚illegale‘ Vielehe), Polykointie (eheähnliche, plurale Paarungsgemeinschaft). Weitere fünf Begriffe bezeichnen

²²² Sie reichen von der Vergewaltigung, dem Sittlichkeitsverbrechen, der unsittlichen Annäherung über das Flirten, das Petting, das Spannen, das Schürzen-Jagen, den vor- und außerehelichen Geschlechtsverkehr, den One-Night-Stand, das Blind-Date, das Rendezvous, den Seitensprung, die heimliche Liebschaft, den Ehebruch, das Techtelmechtel, das Schäferstündchen, die Liaison, die Urlaubsbekannschaft, die Chat-Freundschaft, den Kurschatten, die Affäre, die Romanze, die Liebelei, die Beziehung, das Verhältnis, die Prostitution, die Hurerei, den Swingerclub, die Wochenendehe, die Bratkartoffelfreundschaft, den Gruppensex, das Fensterln bis hin zu den längerfristigen und eheähnlichen Beziehungen, wie Ehe auf Probe, Konkubinat, Living apart together, Lebensabschnittspartnerschaft, Lebenspartnerschaft, wilde Ehe, Rentnerehe, spätes Glück und so weiter, um nur das Ergebnis eines fünfminütigen Brainstormings einmal (ungeordnet) festzuhalten.

²²³ Schott, Ben: Schotts Sammelsurium, Berlin 2004, S. 130

Ehen, bei denen die soziale Herkunft etwas besonders Erwähnenswertes ist, möglicherweise auch etwas Brisantes, irgendwie Problemträchtiges: Hypergamie (Heirat in eine höhere soziale Gruppe), Heterogamie (Ehe zwischen Partnern ungleichen sozialen Hintergrunds), Homogamie (Ehe zwischen Partnern gleichen sozialen Hintergrunds), Mesalliance (Ehe zwischen Partnern, die füreinander ungeeignet sind), Morganatische Ehe (Ehe zwischen Partnern hohen und niedrigen sozialen Standes, in der derjenige niedrigeren Standes und alle seine Nachkommen keinen Anspruch auf Titel oder Besitz haben). Weitere Begriffe heben darauf ab, ob die Heiratenden beide aus ein und derselben Herkunftsgruppe stammen oder nicht und ob das heiratende Paar in der Gruppe des Mannes oder in der der Frau ‚zu Hause‘ ist, nicht zuletzt, ob die Ehe für einen der Partner (durch Partnertod oder aus anderen Gründen) die erste Ehe oder bereits eine zweite oder dritte ist.

Die Vielzahl der Begriffe für Paarbeziehungen ‚unterhalb‘ und ‚oberhalb‘ der von ‚der Konvention‘ eingezogenen Schwelle für weniger selbstverständliche, eher geächtete Paarbeziehungen und solchen, die als ‚normal‘, als gesellschaftsfähig gelten, deutet an, dass das Thema Verlieben-Lieben-Entlieben mit dem ‚prallen Leben‘ zu tun hat und trotz seines privaten Charakters einen extrem hohen Aufmerksamkeitswert besitzt, gerade auch bei denen, die außerhalb solcher Beziehungskisten stehen.

Mit dem katholischen Ehebegriff, der über Jahrhunderte hinweg bis heute relativ konstant geblieben ist, hat man einen Fixpunkt, eine Muster-Messlatte für eine ‚Liebesordnung‘, an der man gewissermaßen ablesen kann, welche zusätzlichen Beziehungskistenmuster sich inzwischen zusätzlich neben diesem Ideal-Monopol mehr oder weniger ‚eingenistet‘, fest- und durchgesetzt haben.

Max Weber hatte, wie schon erläutert, darauf aufmerksam gemacht, dass die Ehe sich aus einer Vielzahl von sexuellen Beziehungen als die Beziehung herausgeschält hat, deren Nachkommen erberechtigt waren. Die anderen Sexualbeziehungen hatten also im Laufe der kulturellen Entwicklung unter dem lebenswichtigen Gesichtspunkt der Reproduktion des Lebens etwas ‚Illegitimes‘, Niederrangiges, Schmarotzerhaftes, ein das geordnete Gesellschaftsleben Störendes, Konterkarierendes bekommen.

Der katholische Ehebegriff knüpft nahtlos an dieses Grundverständnis von legitimer (gleich sittlich guter) ‚Ordnung‘ einerseits und illegitimer (gleich unsittlicher, chaotischer) ‚Unordnung‘ andererseits an und steigert die gewünschte positive Ordnung zu einer göttlichen (heiligen, d.h. von Menschen unantastbaren) Ordnung, zu einem ‚Sakrament‘, der bzw. dem andererseits das negative, unsittliche, ‚teuflische‘ und ‚unsittliche‘ ‚Chaos‘ gegenübersteht.

Kirche, Staat und Gesellschaft sorgen eine Zeit lang gemeinsam dafür, dass die ins Chaos führende ‚tierische‘ Promiskuität wenigstens für das Gros der Menschen (im Kulturkreis) in geordnete, ‚kulturelle‘ Bahnen gelenkt wird. Wer etwas Illegitimes, letztlich Strafbares tut, muss mit Strafen und Sanktionen rechnen. Das beginnt auf der ‚Erde‘, in ‚diesem‘ Leben, und setzt sich unter Umständen im ‚Jenseits‘, in der ‚Hölle‘, fort. Wenn diejenigen, die das vorschreiben, nicht nur das Sagen, sondern (wie früher) auch das Gewaltmonopol haben, sind die Individuen gut beraten, sich der ‚Konvention‘ zu fügen, keine ‚Sperenzchen‘ zu machen. Dass die kirchliche ‚Weihe‘ der Ehe nicht nur dem Staat, der Gesellschaft nützte, sondern auch der eigenen Institution, der eigenen Machtentfaltung zugute kam, versteht sich von selbst. Für den (damals höchst willkommenen, zahlreichen) Nachwuchs haben sich nicht nur die Familien und Sippen selber interessiert, sondern auch die Staaten, die Religionsgemeinschaften und Kirchen.

Die Ehe galt lange Zeit als die einzige von Religion (Kirchen), Staat (Gesetz und Rechtsprechung) und Gesellschaft (Tradition, Konvention) gleichermaßen anerkannte Form für ‚erlaubte‘ Paarbeziehungen. Der euphemistische (aus der Theologie stammende) Begriff ‚Liebesordnung‘ suggeriert(e) von Anfang an, dass es sich bei solchermaßen besiegelten ‚Ordnungen‘ um etwas Geordnetes, ‚Positives‘, Legales handelt und dass das, was einer Ordnung zugeführt wird, einer ‚Ordnung‘ bedarf, die Liebe ist, also etwas, was mit den möglicherweise (relativ zeitlosen) nicht so einfach erfüllbaren Trieben und Sehnsüchten von jedermann zu tun hat. Die Ehe war also das ‚angemessene‘ Gehäuse für das, was die ‚Natur‘ (die Hormone, der Geschlechtstrieb, die Biologie und Chemie des Körpers) und die Kultur bzw. die ‚Konvention‘ (in Form der Selbsterhaltung, der Regeneration, der Machtentfaltung) ihren Individuen gleichermaßen abverlangen mussten, wenn die über-

individuellen Familien, Gruppen, Sippen, Staaten, Gesellschaften (und die Individuen selber) überleben und ihre Macht erhalten und ausbauen wollten.

Elfriede Jelinek würde vermutlich sagen, die ‚Liebe‘ sei der ‚Schmierstoff‘ (bestenfalls die vom eigentlichen Betrieb ablenkende Schokoladenseite), mit dem (mit der) die Individuen (von der bösen Gesellschaft) zunächst ‚angelockt‘ und dann mehr oder weniger gnadenlos in Ehen ‚verheizt‘ wurden bzw. werden.

In der Tat hatten diese Liebesordnungen mehr mit dem Stuserhalt von Ständen und Familien und handfesten wirtschaftlichen Interessen zu tun als mit dem, was wir heute Liebe, Lust und Liebesglück nennen. Man ‚warb‘ also schon damals mit dem Begriff ‚Liebe‘ für die Ehe, für etwas, was mit ‚Liebe‘ unter Umständen gar nichts oder nur wenig oder nur bedingt zu tun hatte. Aber Werbung hat ihre eigene Dialektik: Irgendwann fordern die ‚Kunden‘ vom ‚Hersteller‘ auch ein, dass das, was auf der ‚Packung‘ (vollmundig) angekündigt wird, auch in der ‚Packung‘ enthalten ist.

Bekanntlich hat man dem (damals) privilegierten männlichen Geschlecht gewissermaßen augenzwinkernd mehr Rechte und Freiheiten eingeräumt, als der Kodex der Liebesordnung das eigentlich erlaubt hätte. Männer, die sich das finanziell erlauben konnten, durften (im Gegensatz zu Frauen) auch außerhalb der Ehe der ‚Liebe‘ nachgehen und mit Prostituierten, Konkubinen und Mätressen das tun, was ihnen (zumindest nach ihrer Einschätzung) in ihrer Ehe verwehrt war. Diese Doppelmoral, derzufolge zwar vor Gott (und im Himmel) alle Menschen (irgendwie) den gleichen Rang hatten, auf der Erde und in der Ehe aber die einen – wie in einer ‚Mogelpackung‘ - doch ‚gleicher‘ waren als die anderen, musste früher oder später mindestens den Unmut der Benachteiligten hervorrufen. Ibsens Nora ist eine von ihnen. Und Nora hatte und hat viele Nachfolgerinnen.

In der Ehe ging es um Nachkommenschaft und darum, die (in der Regel kinderreiche) Familie, die Keimzelle der Gesellschaft, wirtschaftlich abzusichern. Da ging es in erster Linie weder um Liebe (im Sinne der Romantik), noch (wie heute) um Lust oder Glück (von Individuen), sondern darum, den ‚Betrieb‘ Familie, sozusagen die Keimzelle der Gesellschaft, zu optimieren. Wenn sich dabei zufällig auch Liebe,

Lust und Glück einstellten, war das willkommen; zu erwarten oder zu verlangen war das aber nicht.

Mit der Romantik werden, wie Niklas Luhmann feststellt, Ehe und Liebe erstmalig nicht als grundsätzlich getrennte Welten angesehen, sondern als etwas, was unabdingbar zusammengehört. Die Ehe ohne Liebe verliert ihr gutes Gewissen. Die Liebe, die in die Ehe einmündet, wird etwas Normales. Die Ehe behält ihre ursprüngliche Funktion bei, ein auch unter wirtschaftlichen und sozialen Gesichtspunkten vernünftige, arbeitsteilige Gemeinschaft zu sein. Sie bleibt auch die Institution, in der üblicherweise etwaige Kinder geboren und großgezogen werden. Freilich sind das im Zeitalter der bequemen Verhütungsmittel und gesteigener individueller Glücksansprüche viel weniger Kinder als früher. Der Kinderwunsch (der früher eher ein als Kinderwunsch verbrämter ‚Kinderbefehl‘ war) ist im Kulturkreis stark rückläufig. In der Sprache der (überall im Vormarsch befindlichen) Ökonomen sind Kinder ein ‚emotionales Gut‘.²²⁴ Das ‚Bedürfnis‘ nach diesem ‚Gut‘ ist (wenn man es überhaupt noch verspürt) schon mit ein, zwei Kindern ‚gedeckt‘. Viele Kinder sind (im Gegensatz zu früher) ‚unwirtschaftlich‘, schmälern die Chancen der Eltern, sich selber zu ‚entfalten‘, selber das Leben zu ‚genießen‘. Man will selber etwas ‚vom Leben haben‘, nicht nur für andere da sein müssen. Diesen Glücksanspruch melden (anders als früher) verstärkt auch die Frauen an, nicht mehr nur die Männer. Die liebevolle Aufopferung für andere, eine Rolle, welche die Gesellschaft früher vorzugsweise den Frauen zugemutet hatte, hat den ehemals hohen Kurswert eingebüßt. In Deutschland sind vierzig Prozent der Akademikerinnen kinderlos. Voll berufstätig zu sein und gleichzeitig für zahlreiche Kinder die Verantwortung zu tragen, ist schwer miteinander vereinbar. Die Hausfrauenehe hat weitgehend ausgedient; sie ist fast so obsolet geworden, wie eine Hausmännerehe es schon immer war. Die Ehe erschöpft sich nicht mehr im Kinderkriegen und –aufziehen. Die Großfamilie ist zur Kleinfamilie geschrumpft; die Kleinfamilie besteht immer mehr nur noch aus einem Ehepaar (mit ein bis zwei oder gar keinen Kindern). Die Familie ist auch längst nicht mehr (wie früher) die Keimzelle der Gesellschaft. Diese Rolle hat weitestgehend der Wirtschaftsbetrieb übernommen. Die innerfamiliären Beziehungen reduzieren sich auf tendenziell weniger Mitglieder. Diese haben erheblich gestiegene Ansprüche an solche ‚persönlichen‘ Beziehungen, an Liebe, Zunei-

²²⁴ Die Politikwissenschaftlerin Irene Gerlach unterscheidet „Ökonomische und emotionale Reproduktion“ (Gerlach, Irene: Familienpolitik, Wiesbaden 2004, S. 43)

gung, Zärtlichkeit, Vertrauen untereinander. Diese Beziehungen sollen sich gegen das Meer von unpersönlichen Beziehungen wohltuend abheben, sollen auch und gerade den Erwachsenen (die in der Gesellschaft vermisste) ‚Nestwärme‘ gewährleisten.

Die Ehe soll heute alles in sich vereinen: die Existenzsicherung für das Paar und seine Kinder, die pädagogisch und finanziell anspruchsvolle Heranführung der Jungen an die Welt der Erwachsenen, die ausgewogene Arbeitsteilung der Ehepartner, die ‚amour passion‘ und die sexuelle Freizügigkeit der Franzosen, die ‚companionship‘ bzw. Kameradschaft/Freundschaft der Engländer, die Vorliebe für ‚Familie‘, ‚Familienidylle‘ und ‚Innerlichkeit‘ der Deutschen, je nach Bedarf auch die (alten) religiösen ‚Werte‘ der Katholiken und Protestanten, Juden, Amerikaner und Polen.

Die alten Ideale einer monogamen Paarbeziehung, nach Möglichkeit einer auf Lebenszeit mit gegenseitig zugesicherter Exklusivität und Treue, beiderseitigen Freiräumen zur Selbstentfaltung und Selbstverwirklichung, einem Höchstmaß an Übereinstimmung in rationaler, emotionaler und sexueller Beziehung, mit einer gelungenen Balance zwischen Distanz und Nähe bis hin zu weitgehend überlappenden oder sich gegenseitig ergänzenden Weltansichten: Das ist in etwa das postmoderne Credo, das sich aus den Idealen für Liebesordnungen des Christentums, des Bürgertums und der Romantik bis in die Postmoderne gerettet hat und die heutige Schokoladenseite der Beziehungskisten ausmacht. Obwohl man sehr genau weiß, dass mehr als ein Drittel, um nicht zu sagen: nahezu die Hälfte solcher Beziehungskisten an der Nichtrealisierbarkeit dieser anspruchsvollen Ideale scheitert, ist die Anziehungskraft solcher Kisten für das Gros der Menschen weiterhin nahezu ungebrochen.

„Wenn zwei Paare“, schreibt Birgit Schöneberger, „zum Standesamt gehen, muss man nicht Nostradamus sein, um einem von beiden die Scheidung zu prophezeien. Vielleicht werden deshalb Treueversprechen heute so aufwändig inszeniert wie Werbespots. Moderne Paare heiraten auf hohen Brücken, in Heißluftballons, auf Segelschiffen, in Schlosskapellen oder am Strand von Hawaii. Wenn sie es sich leisten können, lassen sie es bei der Party danach richtig krachen. Mit Feuerwerk,

kubanischer Kapelle und magischen Liebeszauber-Ritualen. Doch es nützt alles nichts. Das Paar wird aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vom Tod, sondern vom Richter geschieden. Der Mann fürs Leben ist nur noch Lebensabschnittsbegleiter einer Teilzeit-Traumfrau.“²²⁵

Die alten Ideale haben mächtig ‚Federn lassen‘ müssen. Hätten sie das nicht getan, hätten die Individuen ihnen noch viel häufiger den Rücken gekehrt, als sie das heute ohnehin schon tun. Die ehemals strengen Vorgaben wurden erheblich aufgeweicht oder Stück für Stück zurückgenommen: die Unauflöslichkeit in Richtung Scheidungsmöglichkeiten (das Schuldprinzip in Richtung Zerrüttungsprinzip), die kirchliche und standesamtliche Heirat in Richtung ‚selbstgestrickte‘ Alternativen, das Moral-Monopol der Ehe in Richtung weniger verantwortungsgeladene und ‚bindende‘ ‚Billigmarken‘ von Beziehungskisten aller Art.

Die regionalen und kulturellen Unterschiede in den Paarbeziehungen geraten mehr und mehr in den Globalisierungs-Schmelztiegel der Vereinheitlichung. Dabei sind (im gesamten Kulturkreis) die gleichen Trends am Werk; lediglich der Umfang und das Tempo dieser Trends sind verschieden.

Ohne die Druckmittel und Sanktionen (von früher) kann man die Gehäuse der Paarbeziehungen, die Beziehungskisten, heute leichter aufkündigen und verlassen. Anders als früher wird man hierfür nicht bestraft oder geächtet. Jeder weiß, dass das, was dem oder der anderen passiert, ihn oder sie morgen selber treffen kann, sei es, dass man der eher passive oder der eher aktive ‚Zerrütter‘ oder eher eine Mischung aus beidem ist. Was dem einen hierbei (noch) unheimlich ist, empfindet der andere (schon) als etwas ganz Normales. Einer der beiden männlichen Protagonisten in Julian Barnes Roman „Liebe usw.“, der aus England stammende Stuart, der für ein paar Jahre auch in den USA gearbeitet, gelebt und dort auch geheiratet hat, aber nach drei Jahren wieder geschieden wurde, bemerkt zur Dauer seiner amerikanischen Ehe, dass Amerikaner, hierauf angesprochen, das eher als eine bemerkenswerte *Ehedauer* ansehen, während Engländer eher eine erschreckende *Ehekürze* assoziieren.

²²⁵ Schöneberger, Birgit: Bis dass der Tod euch scheidet – Liebe und Treueversprechen, in: Liebe – Zwischen Sehnsucht und Simulation (Hrsg. Peter Kemper und Ulrich Sonnenschein), Frankfurt a.M. 2005

Die Länge oder die Kürze der Paarbeziehungen scheint möglicherweise das auffälligste Merkmal heutiger Beziehungskisten zu sein. In allen diesen Kisten geht es mehr oder weniger um das Gleiche: um Liebe, Leidenschaft, Intimität, Nähe, Sex, Exklusivität, Treue, Arbeitsteilung, um das Kinderkriegen oder das Verhüten, das tägliche Miteinander, Gegeneinander, Ohneeinander, das Aufkeimen und Abklingen von Leidenschaften und außerordentlichen Gefühlen, der Wechsel von aufregendem Neuen und stumpfsinniger Wiederholung und nervender Routine. Wie lange solche Beziehungen dauern, hat wesentlich mit ihrer Qualität zu tun. Je ‚solider‘ die Kisten gebaut sind, desto länger halten sie. Je ‚schlampiger‘, blinder und unverantwortlicher die Partner ihre Kiste gebaut haben, desto kurzlebiger wird sie sein.

Das ist aber nur die eine Seite der Medaille, nämlich die Seite, bei der die Individuen, die eine Beziehungsordnung selber *mit*stricken, für das Gelingen oder Misslingen auch selber eine *Mit*verantwortung tragen. Die Liebenden sind aber nicht allein in der Welt. Es kommt nicht nur auf sie an, sondern auch darauf, was ihnen – ohne dass sie Einfluss darauf hätten – bei ihrem Zusammenleben widerfährt: der Rückenwind, der beflügelt, der Gegenwind, der ins Gesicht bläst und bremst. Von Krankheiten, Unfällen und ähnlichen Schicksalsschlägen, die einen aus der Bahn werfen können, einmal abgesehen, gibt es in den modernen Systemen allseitiger Abhängigkeit genügend Stolpersteine und Fallen, die das Individuum, die Liebenden unter die Räder geraten lassen, ihnen Tiefschläge versetzen, die auf ihre Beziehungen ausstrahlen oder sie zerstören. Barnes Oliver ist so einer, der in der Gesellschaft scheitert und dadurch auch seine Beziehung zu Gillian zerstört.

Das Forschungsinstitut für Soziologie der Universität Köln hat untersucht²²⁶, welche Faktoren das Scheidungsrisiko (in welchem Ausmaß statistisch) verringern und welche es (in welchem Ausmaß statistisch) erhöhen. Dabei stieß man auf insgesamt 25 Faktoren, die ein solches Risiko (statistisch) beeinflussen. 13 dieser Faktoren haben der Untersuchung zur Folge eher eine das Scheidungsrisiko verrin-

²²⁶ Quelle 1: <http://www.uni-protokolle.de/nachrichten/id/7269> mit Datum vom 09.10.2002 unter dem Titel :Früh- und Zweitehen besonders scheidungsbedroht. Quelle 2: Artikel „Welche Ehe hält wie lange?“ (Bericht über die o.g. Untersuchung): in der Funk- und Fernsehzeitschrift „TV Hören und Sehen“ vom (?), 2002

gernde, die restlichen 12 eher eine erhöhende Wirkung. Unter Beachtung der das Scheidungsrisiko betreffenden Gewichtung dieser Faktoren wurde eine Art Ehe-TÜV entwickelt, der (interessierten) verheirateten Paaren Anhaltspunkte dafür liefern kann, ob ihre Ehe (und in welchem Ausmaß) zumindest aus statistischer Sicht mehr oder weniger gefährdet, scheidungsanfällig ist. Der TÜV besteht aus einem Fragebogen mit 25 Fragen an die Verheirateten. Für jede bejahende Antwort kann sich der Befragte die von den Forschern jeweils vorgegebenen Plus- bzw. Minuspunkte gutschreiben; je positiver der Punktesaldo nach Beantwortung der 25 Fragen ausfällt, desto größer ist (angeblich) die Chance für einer dauerhafte Ehe, desto geringer ist das Scheidungsrisiko:

Gemeinsamer **Freundeskreis**²²⁷ vorhanden? (+5); Gemeinsames **Wohneigentum** vorhanden? (+4); In etwa gleich(wertiger) **Bildungsabschluss** bei beiden Partnern? (+4); Mindestens ein **gemeinsames Kind**? (+3); Standesamtliche und **kirchliche Hochzeit**? (+3); Frau bei der Hochzeit schwanger? (+3); Hat das Paar vor der Hochzeit mindestens drei Jahre zusammen gelebt? (+3) Ist mindestens einer der Partner **katholisch**? (+2); Kommt die **Frau** gut mit **Stress** zurecht? (+2); Für jedes Jahr, das die **Frau** bei der Hochzeit **über 21** war? (+2); Für jedes Jahr, das der **Mann** bei der Hochzeit **über 21** war? (+1); Arbeitet der **Mann Vollzeit** (mindestens 35 Stunden pro Woche)? (+1); Kommt der **Mann** gut mit **Stress** zurecht? (+1); War mindestens einer von beiden Partnern schon einmal **untreu** und der **Partner weiß davon**? (-15); War mindestens einer der Partner bei der Hochzeit unter 21? (-5) Lebt **in der Familie** mindestens ein **Kind aus einer früheren Beziehung**? (-4) Wurde ein Ehevertrag geschlossen? (-3) Wurden die Eltern der Frau geschieden? (-3); Hat zumindest einer der Partner schon eine **Scheidung hinter sich**? (-3) Wurden die Eltern des Mannes geschieden? (-3) Hat die **Frau** eine **höhere Bildung** als der Mann? (-3) Lebt das Paar in einer **Stadt mit mindestens 100 000 Einwohnern**? (-3) Haben die Partner kaum **gemeinsame Hobbys**? (-3)

²²⁷ Die fett gedruckten Passagen sind von mir hervorgehoben. Sie weisen darauf hin, dass diese Faktoren auch in der Roman-Auswahl der Autoren eine Rolle spielen, wenn auch nicht immer im Sinne der Kölner Untersuchung. Die übrigen (nicht durch Fettdruck markierten) Faktoren haben also bei den Romanautoren (zumindest in den von mir ausgewählten Werken) keine erwähnenswerte Rolle gespielt. Umgekehrt behandeln die Literaten auch beziehungsrelevante Faktoren, die in der Kölner Untersuchung keine, zumindest keine besonders erwähnenswerte Rolle spielen, zum Beispiel das Thema Sexualität. Das zeigt, dass weder eine kleine Gruppe von Literaten, noch ein einschlägiges Forschungsprojekt mit empirischem Ansatz ein solches Thema erschöpfend behandeln kann. Die komplette Wirklichkeit ist eben ein Phantom, dem man sich nur mit vielerlei Ansätzen bedingt nähern kann.

Arbeitet die **Frau Vollzeit** (mindestens 35 Stunden pro Woche)? (-2); War die **Ehe der Eltern** zumindest eines Partners **schlecht**? (-1)

Bis 25 Punkte sprechen, statistisch gesehen, eher für eine stabile und krisenfeste Ehe. Bei 0 bis 24 Punkten überwiegen trotz vorhandener Risiken noch die Einflüsse, die (statistisch) eine eher stabilisierende Wirkung haben. -1 bis -25 Punkte deuten an, dass die Ehebiografie trotz einiger stabilisierend wirkender Faktoren ein nicht unbeträchtliches Potential für ein Scheitern aufweist. -25 oder mehr Minuspunkte weisen darauf hin, dass die Beziehung unter statistischen Gesichtspunkten besonders krisenanfällig ist.

Ob und in welchem Umfang derartige (auf empirischen Ansätzen und Methoden fußende Methoden) Ergebnisse die in Frage stehende ‚Wirklichkeit‘ verlässlicher einfangen als andere, bleibe dahingestellt. Da es im Übrigen nur um die statistisch ermittelten Wahrscheinlichkeiten von Zusammenhängen geht, kann es im Einzelfall auch ganz andere Verknüpfungen geben, als sie sich nach dem ‚Gesetz der großen Zahl‘ ergeben. Aber wie schon häufiger in dieser Arbeit betont, ist das Sowohl-als-auch fruchtbarer als das Entweder-oder. Es spricht viel dafür, dass die 25 Faktoren beziehungsrelevant sein können. Ob diese qualitativen Phänomene sich aber quantitativ so ‚einfangen‘ lassen, bleibe dahingestellt.

Immerhin kann man Birgit Schöneberger, die meint, wenn zwei Paare sich trauen lassen, könne man, ohne ein Nostradamus zu sein, einem der beiden Paare prophezeien, dass nicht der Tod, sondern der Scheidungsrichter die Eheleute scheiden werde, erwidern, dass das im Großen und Ganzen so sein mag, aber eben nicht im Einzelfall. Da kommt es schon sehr auf die spezifische Gemengelage der beziehungsrelevanten Faktoren oder Indikatoren an, ob die Eheleute vor dem Scheidungsrichter landen oder nicht. Da kann es durchaus sein, dass von fünf Paaren, die am selben Tag und am selben Ort heiraten, alle oder keines beim Scheidungsrichter landen. Und ob das, dass auch unter heutigen Bedingungen immerhin über die Hälfte der Heiratenden erst durch den Tod und nicht vom Scheidungsrichter getrennt werden, nicht doch (mit ‚amerikanischer Brille‘ betrachtet) eine ganz erfreuliche, positive Bilanz ist, anstatt (mit ‚englisch-europäischer Brille‘) zu sagen, dass schon knapp die Hälfte aller Ehen scheitert, bleibe ebenfalls dahin-

gestellt. Das mag jeder für sich anders sehen und bewerten. Und ob die Geschiedenen durch ihre Scheidung unglücklicher oder letzten Endes glücklicher geworden sind oder werden, ist eine weitere Frage, die letztlich nur auf den Einzelfall bezogen, wenn überhaupt, beantwortet werden kann. Nur eines kann man mit Sicherheit sagen, dass eine absolute Verhinderung von Scheidungen unter heutigen Rahmenbedingungen ein unverantwortlicher Rückschritt sein würde, den keiner verantworten könnte. Aber selbst das mögen andere ganz anders sehen und bewerten.

10 Epilog zum Thema ‚Verlieben – Lieben - Entlieben heute‘

10.1 Machtverschiebungen und Emanzipationsbewegungen

Hans und Grete sind gegen Bevormundung aller Art allergisch. Sie akzeptieren über sich im Grunde genommen nur eine Autorität, nämlich die des Staates. Nur der Staat darf für jedermann, also auch für sie, verbindliche Gesetze erlassen. In Form der Rechtsprechung hat er auch das Auslegungsmonopol. Der Staat ist auch die einzige Institution, die notfalls Gewalt anwenden darf, wenn er nur auf diese Weise seinen Gesetzen und seiner Rechtsprechung Geltung verschaffen kann. Wenn Hans und Grete sich zusätzlich auch anderen Institutionen oder Personen unterordnen, geschieht das freiwillig, weil sie sich davon etwas versprechen. Das passiert beispielsweise, wenn sie ein Arbeitsverhältnis eingehen und in diesem Zusammenhang einen Arbeitsvertrag unterschreiben oder wenn sie Mitglied einer Kirche oder Religionsgemeinschaft sind oder werden. Sollten sie mit den Verhältnissen auf ihrer Arbeitsstelle nicht einverstanden sein, können sie ihren Arbeitsvertrag kündigen. Entspricht die Kirche insgesamt nicht dem, was sie sich von ihrer Mitgliedschaft versprechen, können sie aus der Kirche austreten.

Wenn Hans und Grete sich mögen und daher übereinkommen, erst einmal zusammenzuziehen und bis auf weiteres auszuprobieren, ob sie sich eventuell auch vorstellen könnten, längerfristig oder gar für immer zusammen zu bleiben, möglicherweise sogar später miteinander eine Familie zu gründen, ist das ihre Sache. Weder die Eltern, noch der Familienverband, noch der Staat, noch die Kirche kann das verhindern, auch dann nicht, wenn aus deren Sicht triftige Gründe dagegen sprächen. Das war, wie beide wissen, nicht immer so. Sie empfinden das als einen echten Fortschritt. Hans und Grete können - das finden sie ebenfalls gut - auch ganz allein darüber befinden, in welcher Form, auf welche Weise und wie lange sie künftig zusammenleben wollen. Sie können nur standesamtlich oder zusätzlich auch kirchlich heiraten. Sie können aber auch auf beides verzichten und einfach ‚nur so‘, also ohne formelle Legitimierungsrituale, weiter zusammenleben. Anders als früher hat Hans als Mann gegenüber Grete als Frau rechtlich keine Privilegien mehr. Das ist auch im eigenen Kulturkreis etwas Neues, denn bis in die jüngste Zeit war das gesetzlich nicht so klar und unmissverständlich geregelt. Hans und

Grete sind auch damit voll einverstanden und können sich gar nicht vorstellen, dass das einmal ganz anders war. Auch wenn Hans und Grete gewissermaßen kein ‚unbeschriebenes Blatt‘ waren, als sie sich kennen lernten, weil beide bereits feste ‚Beziehungen‘ hinter sich hatten, auch solche mit Geschlechtsverkehr, ist so eine ‚Ehe auf Probe‘ schon eine ganz andere Sache. Bevor sie eine ‚echte‘ Ehe oder eine auf Dauer angelegte eheähnliche Verbindung eingehen, erst recht, bevor sie etwaige Kinder in die Welt setzen, wollen sie sich, wie sie fest vereinbart haben, erst einmal eine Zeit lang auf ‚Herz und Nieren‘ prüfen, um besser beurteilen zu können, ob ein länger- oder gar ein langfristiges (unter Umständen lebenslanges) Zusammensein als Paar vorstellbar ist oder nicht.

Beide gehen, jung wie sie sind, nicht ohne einen gewissen Optimismus in ihre selbst vereinbarte Probezeit. Sie stellen nämlich gemeinsam fest, dass bei ihnen eine Menge so genannter beziehungsrelevanter Faktoren ganz gut zu ‚stimmen‘ scheint: Sie sind ineinander verliebt und gleichzeitig im besten Sinne des Wortes auch miteinander befreundet. Auch sexuell verstehen sie sich gut. Beide kennen niemanden, mit dem sie lieber zusammen leben, geschweige denn verheiratet sein möchten. Auch sonst glauben sie, ein gutes Paar zu sein: weil sie den gleichen Bildungsabschluss in miteinander verwandten Fachgebieten gemacht haben und auch ihre Interessen, Neigungen und Hobbys in vielen Punkten übereinstimmen, nicht zuletzt, weil sie einen sehr interessanten und netten gemeinsamen Freundeskreis haben.

Hans und Grete stellen mit großer Genugtuung auch fest, dass sie in fundamentalen Fragen, die ihre Beziehung betreffen, auch gemeinsame Grundüberzeugungen und Ideale haben: dass ihre Beziehung, wenn eben möglich, für immer bestehen sollte und dass eine Voraussetzung dafür bedingungslose Exklusivität und Treue ist. Hans und Grete wissen, dass diese Ideale sehr alt und sie selber also, mindestens in diesem Punkt, sehr konservativ²²⁸ sind. Sie sind sich auch darin einig, dass

²²⁸ Cornelia Koppetsch, Soziologin an der Universität Flensburg, kommt bei der Erforschung der gegenwärtigen Dynamik von Paarbeziehungen zu folgendem Fazit: „Wenn wir unsere Umfrageergebnisse anschauen, dann ist unsere Gesellschaft weniger postmodern, als normalerweise von Journalisten behauptet wird. Und auch die Liebe ist keineswegs so abenteuerlich, wie man gern sagt. Die vorherrschende Lebensform ist nach wie vor die Ehe. Das bedeutet, achtzig bis neunzig Prozent der von uns befragten Personen führen eine Ehe oder eine feste Paarbeziehung. (...) Der Anteil der echten Singles [bei denen z.B. allein stehende Witwen und Witwer, die 75 und älter sind, nicht mitberücksichtigt sind; H.H.] liegt dagegen ungefähr bei zehn Prozent, wobei die meisten Sin-

die Frage Kinder ja oder nein vorerst offen bleibt, dass deshalb bis auf weiteres ‚verhütet‘ wird. Hans und Grete ist auch klar, dass es nicht nur aus finanziellen Gründen wichtig ist, einen guten Job zu haben, sondern auch und gerade aus Gründen der Persönlichkeitsentwicklung. Insofern wäre eine Zukunft mit etwaigen Kindern, aber ohne Job, für beide keine akzeptable Sache. Aber ebenso unbefriedigend könnte es sein, zwar akzeptable Jobs zu haben, aber keine Kinder. Hans und Grete sehen diese Problematik. Gerade deswegen wollen sie diese Entscheidung ja vorerst vertagen. Sie ahnen aber, dass ihnen bei derlei Entscheidungen niemand so recht helfen kann, weder die Eltern, noch der Staat, noch die Kirche, noch die Freunde. Wie sie sich auch immer entscheiden, sie müssen das letztlich allein mit sich ausmachen und selber verantworten.

Hans und Grete beginnen also, wie Verheiratete zu leben, obwohl sie gar nicht verheiratet sind. Punkt für Punkt entwickelt sich allmählich eine Arbeitsteilung. Mit Hilfe der ‚himmelstürmenden Macht der Liebe‘ verteilen sie untereinander ihre Rechte und Pflichten, regeln Zuständigkeiten und Verantwortung und klären, wer von ihnen was grundsätzlich und ohne spezielle Aufforderung und ‚Neuverhandlung‘ zu tun hat. Dabei versuchen sie mehr oder weniger geschickt, ihre Stärken und Schwächen, ihre Vorlieben und Abneigungen zu berücksichtigen. Sie einigen sich auch darauf, über welche Gelder jeder allein und über welche sie gemeinsam verfügen.

In dem Maße, wie die Stendhalsche Kristallisierung (die ‚List‘ der Natur und die ‚List‘ der Kultur, der ‚Konvention‘) mit ihrer ‚verkuppelnden‘, verzaubernden, verklärenden Wirkung aber nachlässt und sich hier und da schon die Routine einschleicht, lernen Hans und Grete auch ihre weniger vorteilhaften Seiten kennen. Desto mehr müssen sie auch mal ‚Tacheles‘ miteinander reden, wenn der eine oder der andere hier und da (mit oder ohne Absicht) versucht, die mühsam ‚ausgefüllte‘ Aufgabenverteilung (und Machtbalance) zu seinen Gunsten ein wenig, unter Umständen sogar mehr als ein wenig zu verändern. Das schließt auch ein, dass sie sich auf Feldern, in denen der eine dem anderen hoffnungslos über- oder unter-

gles auf der Suche nach einer dauerhaften Paarbeziehung sind. Lediglich drei Prozent der Singles verstehen sich als überzeugte Singles, die keine dauerhafte Paarbeziehung eingehen möchten.“ (zitiert nach Kemper, Peter: Sein heißt Erregtsein – Paare und Paarungen in der Postmoderne, in: Kemper, Peter, und Sonnenschein, Ulrich (beide Hrsg.): Liebe – Zwischen Sehnsucht und Simulation, Frankfurt am Main 2005, S. 23

legen ist, besondere Mühe geben, aber auch geben müssen, keine neuen, dramatischen Ungleichgewichte entstehen zu lassen. Grete wacht auch eifrig darüber, dass Hans sich jeden Anflug von Machogebaren verkneift. Hans wiederum achtet besonders darauf, dass Grete ‚die Waffen der Frau‘ nicht überstrapaziert. Sie sind nicht nur gegen Bevormundung im Allgemeinen allergisch, sondern auch und gerade sich selbst gegenüber. Das Bedürfnis, vom Partner ja nicht instrumentalisiert oder dominiert zu werden, sitzt bei beiden sehr tief.

Wie Hans und Grete miteinander umgehen, ist nur die eine Seite der Medaille. Da wissen sie ganz gut, was sie zu tun und zu lassen haben, was sie voneinander erwarten und halten. Ihre ganz persönliche Beziehung ist eben auch ihre ganz persönliche Sache. Aber neben diesem Binnenverhältnis gibt es, und das ist die Kehrseite der Medaille, auch ein Außenverhältnis, genauer gesagt, ganz viele solcher (übrigens meistens relativ unpersönlicher, anonymer) Außenverhältnisse. Auch die muss man ständig im Auge behalten, muss beachten, ob es in und mit der Arbeit klappt, wie man mit Vorgesetzten auskommt, überhaupt, wie man sich im ‚Kampf ums Dasein‘ schlägt, ob man mit der Karriere zufrieden sein kann oder nicht, ob man weitere Anstrengungen unternehmen muss, um mitzuhalten, ob der eingeschlagene Weg richtig ist oder dringend überprüft werden müsste, ob der Staat mit weiteren Einschnitten und Restriktionen ‚zuschlägt‘ und dergleichen mehr. Hans und Grete sind, mit anderen Worten, nicht allein auf der Welt, sondern in vielfältiger Weise in Systeme allseitiger Abhängigkeit eingebunden. Diese können ihre Pläne positiv, aber auch negativ beeinflussen. Jede Ungewissheit oder Unsicherheit am Arbeitsplatz kann von heute auf morgen privat ‚durchschlagen‘ und in Frage stellen, was man sich mühsam und sorgfältig gemeinsam ausgedacht und vorgenommen hat. Hans und Grete haben vereinzelt schon zu spüren bekommen, was es für sie bedeuten kann, wenn ‚draußen‘, in der Wirtschaft und politisch, Schlechtwetterfronten aufziehen, wenn einzelne Systeme, zum Beispiel der Staat, nicht das halten, was sie versprechen. Überhaupt, die wirtschaftliche und politische Großwetterlage finden sie alles andere als ‚berauschend‘. *Der Markt* und *die Globalisierung* scheinen sich überall zu allmächtigen Götzen und Tyrannen aufzuplustern und der

‚sozialen Marktwirtschaft‘, der ‚Demokratie‘ überhaupt, der sie bisher viel Lebensqualität verdanken, immer mehr das Wasser abzugraben.²²⁹

Dass sie sich eines Tages auseinander leben könnten, beschäftigt sie weniger. Sie machen sich eher Gedanken darüber, wie man das alles zugleich hinkriegen kann: eine gute Beziehung mit beiderseitigen Freiräumen und Entwicklungsmöglichkeiten mit einer guten, gesunden Mischung von Nähe und Distanz, für beide einen Job, der ihnen einerseits Spaß macht und Entwicklungschancen bietet, der sie aber andererseits auch nicht ‚auffrisst‘ und so ‚verschlingt‘, dass sie nicht mehr genügend Zeit füreinander haben. Solche Überlegungen werden noch komplizierter, wenn sie daran denken, dass sie, vielleicht nicht gerade jetzt, aber möglicherweise schon bald ganz gern ein oder zwei Kinder hätten. Grete stellt klar, dass sie auf keinen Fall eine Hausfrauenehe führen will. Ein Kind oder Kinder, das könnte sie sich gut vorstellen, aber Kinder statt Beruf, das kommt für sie nicht in Frage. Ideal wäre, da stimmt auch Hans zu, wenn beide, zumindest in der ersten Phase der Familienbildung, eine interessante Teilzeitarbeit hätten. Hans und Grete sind sich weiterhin darin einig, dass eine gerechte, gleichwertige Arbeitsteilung zwischen ihnen beiden beide Sphären betrifft und umfassen muss, die berufliche und die der Familie. Theoretisch ist ihnen das sonnenklar, wie das praktisch funktionieren soll, aber weniger.

Was beide ebenfalls beschäftigt und was sie immer wieder durchdiskutieren, ist die Frage, ob sie heiraten sollten und, wenn ja, wann und in welcher Form das geschehen könnte. Im Freundes- und Bekanntenkreis haben sie Beispiele für alle drei Optionen, für die ‚nur mit Standesamt‘, die ‚mit Standesamt und Kirche‘ und die ‚ohne beides‘ geschlossene Ehe, die ‚wilde Ehe‘ sozusagen. Insgeheim denken beide daran, dass es auch eine vierte Option gibt, nämlich gar nicht zusammen zu bleiben, sondern wieder getrennte Wege zu gehen. Sie behalten diese für sie peinliche Assoziation aber tunlichst für sich. Nebenbei kommt man auch ins Gespräch

²²⁹ „Arbeiter, Bauern, Landlose, Frauen, Tagelöhner organisieren sich in tausenden lokalen Widerstandsformen. >>Via Campesina<<, Attac und andere umfassen heute bereits hunderte Millionen Menschen. Sie ersetzen den kränkelnden Nationalstaat und versuchen den Finanzoligarchien und ihren Söldnern (Weltwährungsfonds, Welthandelsorganisation, Weltbank) die planetarische Gestaltungsmacht zu entreißen. Diese neue Bruderschaft der Nacht, diese noch fraktionierte, aber bereits unglaublich dynamische und kreative Zivilgesellschaft ist heute die Hoffnung der freiheitsliebenden Menschen [und nicht etwa das „anämische nationale Restbürgertum“; H.H.]. (Ziegler, Jean: Nekrolog auf das Bürgertum, Cicero, März 2006)

über einen künftigen Namen, über Ringe, Hochzeitskleid, Hochzeitskleidung überhaupt, Trauzeugen, Art und Zahl der Gäste, Einladungen, Geschenke, Hochzeitsessen, Hochzeitsreise usw. Nach wochen-, nein, monatelangen Beratungen und etlichen Gläsern Rotwein einigen sie sich - übrigens ohne große Probleme - darauf, wenn überhaupt, dann nur standesamtlich zu heiraten, auf die für eine kirchliche Trauung übliche Kleidung (zum Beispiel das berühmte weiße Brautkleid) zu verzichten, sich aber sehr wohl Ringe zu kaufen und nur die als Gäste einzuladen, die sie unbedingt dabei haben möchten, aber nicht die, die ihnen ihre Elternhäuser möglicherweise noch zusätzlich ‚aufschwätzen‘ wollen. Mit ihrer eigenen Begründung sind sie hochzufrieden: Da sie von Hause aus katholisch (er) und evangelisch (sie) sind, ihre Ehe kirchlicherseits als „Mischehe“ gelten würde, was sie absurd finden, erst recht die Ambitionen der Katholischen Kirche, in eine solche Ehe und Familie durch Auflagen für die Kindererziehung hineinzuregieren, wurden sie sich schnell einig, auf eine kirchliche Trauung ganz zu verzichten, erst recht, nachdem sie nebenbei im Katechismus nachgelesen hatten, welche Auffassungen die (katholische) Kirche zum Thema Ehe und Sexualität bis auf den heutigen Tag hat. Sie hatten das zwar irgendwie geahnt, waren aber doch schockiert, wie krass und realitätsfern das dort formuliert ist. Danach befinden sie sich schon jetzt in einem ‚Sündenpfehl‘ sondergleichen („vor- und außerehelicher Geschlechtsverkehr“, „Konkubinät“, „Verhütung“ usw. usf.). Bei den beiden anderen Optionen mussten sie länger überlegen und abwägen. Von der Sache her fanden sie die Option ohne staatliche und kirchliche Legitimation eigentlich am besten, weil sie der Auffassung waren, dass nicht Dritte sie zu Eheleuten machen (auch nicht Gott), sondern einzig und allein sie selbst diejenigen sind, die dieses Bündnis eingehen wollen und daher auch allein zu verantworten haben. Bei einer Diskussion über dieses Thema mit einem befreundeten Paar, das schon seit Jahren ‚nur so‘, also ohne standesamtliche und kirchliche Trauung (wie Hans und Grete finden, recht gut) zusammenlebt und inzwischen schon zwei (wie sie meinen, sehr nette, aufgeweckte) Kinder hat, war man bei der Diskussion über ‚kirchlich heiraten‘ einerseits und die ständig steigenden Scheidungsziffern andererseits nebenbei auch auf Nietzsche und seine diesbezüglichen Anmerkungen im „Zarathustra“²³⁰ zu sprechen gekommen. Und

²³⁰ Gemeint ist die folgende Passage: „Ehe nennen sie dies alles; und sie sagen, ihre Ehen seien im Himmel geschlossen, (...) Ferne bleibe mir (...) auch der Gott, der heranhinkt, zu segnen, was er nicht zusammenfügte! (Nietzsche, Friedrich: Also sprach Zarathustra, Leipzig, Kriegsausgabe (o.J., S. 103)

die passen, wie Hans und Grete finden, tatsächlich ganz gut zu dem, wie sie selber darüber dachten. Für die standesamtliche Version sprach aber, dass sie durchaus auch nach außen hin dokumentieren wollen, dass sie quasi ‚verheiratet‘ sind, nicht zuletzt auch, dass man dadurch steuerliche Vorteile hat. Zu dieser Argumentation passt auch, dass sie Ringe tragen und die Hochzeit ‚ordentlich‘, aber in kleinem Kreise feiern wollen.

10.2 Großbaustelle Moral

In ihren unendlichen Diskussionen über die hoffentlich gemeinsame Zukunft checken Hans und Grete, ohne dass ihnen das selber so richtig bewusst wird, in welchen Punkten sie gleiche oder ähnliche Auffassungen haben und in welchen sie verschiedener Meinung sind. Das reicht von der passenden oder nicht passenden Wandfarbe in den einzelnen Zimmern über die sympathischen oder weniger sympathischen Dessins bei der Bettwäsche bis hin zum passenden oder weniger passenden Stil bei den Anzihsachen und den einzelnen Möbeln, die sie anschaffen. Genau genommen, geht das sogar bis hin zu Fragen, bei welchem Thema welche der beiden Herkunftsfamilien, welche Religion und welche Partei, ja, welcher Staat wohl besser oder, wie sie sich auszudrücken pflegen, ‚fortschrittlicher‘ und welcher eher noch ‚hinter dem Mond‘ ist. Letztlich geht es dabei aber auch um die Frage, wer von ihnen beiden auf welchem Gebiet oder sogar insgesamt ‚moderner‘ (besser) und wer ‚altmodischer‘ (schlechter) ist. Hier und da kommt es auch zu strukturellen Meinungsführerschaften, also zu Situationen, in denen sich normalerweise nur er oder nur sie durchsetzt. Diese Sonder-Arbeitsteilung wird, ohne dass ihnen das so recht bewusst wird, allmählich fester Bestandteil der allgemeinen Arbeitsteilung.

Bei den Geschmacksfragen in der Wohnung wollen sie bei wichtigen Anschaffungen allerdings weiterhin nur im Konsens entscheiden, weil beide ja tagtäglich damit leben müssen. Wenn sie gute Laune haben, sind sie übrigens beide ungeheuer kompromissbereit. Wenn sie ‚vergnatzt‘ sind, sind solche Diskussionen zäh und unergiebig. Sie lernen daraus, solche Gespräche zu umgehen, wenn die Stimmung nicht danach ist.

Ein besonders heißes Eisen sind Moralfragen. Es beunruhigt sie nachhaltig, wenn sie bei solchen Fragen ganz verschiedene Maßstäbe haben. Moralische Positionen beanspruchen nämlich normalerweise Allgemeingültigkeit. Wenn das ‚Universum der Verbindlichkeit‘ (Welzer) an den Grenzen des Kulturkreises endet, kann man damit noch ganz gut leben. (Immanuel Kant würde allerdings nicht einmal das akzeptieren.) Wenn aber schon der eigene Partner die Allgemeinverbindlichkeit in Frage stellt, kann man sich damit nur schwer oder gar nicht abfinden; das verunsichert, nagt am Selbstverständnis (und an der Liebe). Das kann man nicht so einfach auf sich beruhen lassen, da fängt man an, gereizt, wie sie sich gegenseitig halb im Spaß und halb im Ernst vorwerfen, ‚fundamentalistisch‘ und fanatisch zu werden. Mit der Zeit wird ihnen auch bewusst, das sie bei vielen solcher Geschmacks-, Bewertungs- und Glaubensfragen gar keine klare, unumstößliche, eigene Meinung haben, sondern in sich selbst ein einerseits-andererseits verspüren, ein ganzes Orchester widersprüchlicher Stimmen in sich haben, bei dem sich erst in der gemeinsamen Diskussion allmählich das Ergebnis abzeichnet, mit dem sie dann anschließend beide ganz gut leben können.

Da Hans und Grete nicht auf den Kopf gefallen sind, sondern durch Zeitunglesen, Rundfunkhören, Fernsehen, Chatten, Lesen und rege Diskussionen mit Freunden ‚am Puls der Zeit sind‘, entgeht ihnen auch nicht, dass nicht nur sie sich manchmal die Köpfe heiß reden, sondern dass das im politischen Raum, in Parlamenten, zwischen Parteien, zwischen Regierungen und Staaten, ganzen Staatenbünden, zwischen Kirchenvertretern und Politikern, zwischen Wirtschaftsbossen und Politikern, zwischen Medienleuten und irgendwelchen Vertretern der Gesellschaft, ja eigentlich überall gang und gäbe ist, vielleicht mit dem Unterschied, dass man ‚da draußen‘ noch viel unerbittlicher verbal, manchmal sogar auch im wahrsten Sinne des Wortes, nämlich mit Waffen, aufeinander regelrecht *eindrischt*. Ihnen fällt auch auf, dass bei nicht wenigen gewaltsam ausgetragenen Konflikten in der Welt offen oder unterschwellig religiöse Unterschiede, unterschiedliche Glaubensauffassungen eine zentrale Rolle spielen. All das hat zur Folge, dass sie immer mehr auf so genannte Autoritäten in der Gesellschaft ‚pfeifen‘, seien es Staatmänner, Minister, Präsidenten, Vertreter von Kirchen oder Verbänden aller Art. Man bekommt wohl mit, dass alle diese ‚Vertreter‘ für irgend etwas Bestimmtes eintreten, für etwas werben, etwas wollen. Aber jeder von ihnen hat seine Widersacher, Gegner, Fein-

de, die genau das ‚madig‘ machen, was der andere will. Und eh man sich selbst mühsam eine eigene Meinung bilden konnte, ist man schon beim nächsten Thema, beim nächsten ‚Kopfen‘ oder Interessenvertreter und seinen Widersachern angelangt. Die Themen und Fragestellungen ändern sich so schnell, dass man dauernd unverdaute Diskusselemente mit sich herumschleppt und gewärtig sein muss, dass man auf andere trifft, die dazu eine fundiertere Meinung haben oder zu haben scheinen. Dass in den Medien dauernd ‚Experten‘ herangezogen werden, macht die Sache auch nicht einfacher; im Gegenteil, man kommt sich noch erbärmlicher vor, weil man das Gefühl kriegt, dass einem bei einem einigermaßen komplexen Thema jede Menge Fachwissen und Spezialausbildung fehlt, um einigermaßen vernünftig mithalten und mitreden zu können. Und so gewöhnt man sich an, die Leute mehr und mehr danach zu beurteilen, wie sie ‚auftreten‘ und ‚ankommen‘, weniger danach, was sie eigentlich sagen.

Während man sich bei vielen Themen, die irgendwie anonym durch die Medien geistern, ganz gut leisten kann, keine dezidierte Meinung zu haben, weil es den anderen im Großen und Ganzen ganz ähnlich geht, ist das bei Themen, die in der Beziehung, also im ganz persönlichen Umgang miteinander eine wichtige Rolle spielen, ganz anders. Hier kann man sich nicht im einerseits-andererseits und sowohl-als-auch unverbindlich ‚verstecken‘, hier muss man ‚Farbe bekennen‘. Hier muss man sich zum Beispiel einig werden, ob man miteinander schläft, wann und wie das ablaufen soll, was dabei wem erlaubt ist. Etwas vom Partner zu wollen, was der grundsätzlich nicht will, nicht mag, ist mindestens problematisch, um nicht zu sagen, unmöglich. Was in der Leidenschaft ‚erlaubt‘ ist, muss in der Leidenschaft überdauernden Liebe noch lange nicht erlaubt sein. Die Routine kappt die Spontaneität, und die Spontaneität bricht die Routine. Spontaneität und Routine richtig zu mischen und zu dosieren, erfordert so etwas wie ‚blindes‘, aber immer wieder neu erfülltes und erarbeitetes Einvernehmen, Vertrauen, ein immer wieder nachjustiertes Eingehen auf gegenseitige Erwartungen. Wenn das häufiger nicht klappt, entstehen Risse oder Bruchstellen in der Beziehung. Diese Risse und Bruchstellen sind wie tickende Zeitbomben oder Blindgänger, die auch nach Jahren noch in die Luft gehen können, wenn andere Erschütterungen dazu kommen.

Hans und Grete haben in vielerlei Hinsicht eine andere Moral und ein anderes Gewissen als ihre Vorfahren: Mit Befremden lesen sie in der von Papst Pius XI. noch 1930 (!) geschriebenen Ehe-Enzyklika „Casti Connubii“, was der Papst unter „Ordnung der Liebe“ verstanden wissen will, nämlich die *Überordnung des Mannes über Frau und Kinder und die willfährige Unterordnung, den bereitwilligen Gehorsam von seiten der Frau*. Hans und Grete haben verinnerlicht, dass sie sich von dieser Welt und Moral des Papstes gewissermaßen um Lichtjahre entfernt haben. Sie teilen auch die Auffassung der Katholischen Kirche nicht, dass eine Ehe unter keinen Umständen geschieden werden darf, dass Sexualität, die nicht der Fortpflanzung dient, ‚Sünde‘ ist, dass man unschuldig in die Ehe gehen muss, dass es unsittlich ist, Verhütungsmittel zu benutzen usw. usf. Hans und Grete staunen vielmehr darüber, dass Teile solcher Vorstellungen auch in staatliche Gesetze übernommen wurden und erst in den letzten Jahren aus diesen Gesetzen verschwunden sind oder durch neue Gesetze ersetzt wurden.

Ganz allmählich entwickeln Hans und Grete ihre eigenen Gesetze, ihre eigene Rechtsprechung, ihre eigene Moral. Besonders letztere wird ein starker Stützpfeiler ihrer Liebesordnung. Ihr Gewissen meldet sich nirgendwo so heftig, wie wenn sie gegen ihren eigenen Moralkodex verstoßen. Der Partner ist nicht nur derjenige, den man liebt, mag, unter Umständen auch begehrt; er ist auch der Staatsanwalt, die ‚social control‘, die Kripo, denen nichts oder nur wenig entgeht.²³¹ Den Partner hinters Licht zu führen, ist gar nicht so einfach, die Gefahr, dabei ‚erwischt‘ zu werden, ziemlich groß. Selbst wenn so ein Doppelleben hier und da in Ansätzen gelingt, ist das Zusammenleben hochgradig gefährdet. Was man sich einmal gefallen lässt, muss man sich nicht häufiger und schon gar nicht immer bieten lassen. Spätestens dann denkt man wieder ans Aussteigen, lieber an ein Ende mit Schrecken als an einen Schrecken ohne Ende. Aber vorerst wenigstens scheinen Hans und Grete nicht auseinander zu driften; im Gegenteil: Sie haben das Gefühl, mehr und mehr zu einem richtig guten Team zusammenzuwachsen, bei dem ‚das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile‘.

²³¹ „Die Individuen selbst, die zusammenleben wollen, sind oder, genauer: *werden* mehr und mehr die Gesetzgeber ihrer eigenen Lebensform, die Richter ihrer Verfehlungen, die Priester, die ihre Schuld wegküssen, die Therapeuten, die die Fesseln der Vergangenheit lockern und lösen. Aber auch die Rächer, die Vergeltung üben an erlittenen Verletzungen.“ (Beck, Ulrich, und Beck-Gernsheim, Elisabeth (beide Hrsg.): Riskante Chancen – Gesellschaftliche Individualisierung und soziale Lebens- und Liebesformen, in: Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt am Main 1990, S. 13

10.3 Vom Liebestraum über die Traumliebe zum Liebestrauma

Wenn Hans und Grete ihren Verpflichtungen ‚draußen‘, im ‚feindlichen Leben‘, gerecht werden, ihren Lebensunterhalt selber verdienen, ihre Steuern, Gebühren und Beiträge bezahlen, nicht mit dem Gesetz in Konflikt kommen und niemandem zur Last fallen, können sie ihre Beziehung ‚drinnen‘, im ‚Nest‘, im ‚Familienbunker‘, weitgehend so gestalten, wie sie das für richtig halten. ‚Draußen‘ interessiert man sich für die beiden vorwiegend nur in ihren atomisierten Teilrollen, nicht für die Rollenkoordinatoren selber. Die müssen sehen, wie sie miteinander und in den zwei Welten, denen sie beide angehören, klarkommen. Beide sind voll von Wünschen und Erwartungen: Sie möchten Liebe, Zärtlichkeit, Mitgefühl, Verständnis, Geborgenheit für sich und etwaige Kinder, aber auch Freundschaft, Freiheit, Freiraum, Entfaltungsmöglichkeit, Glück, Erotik, Lust, Leidenschaft, Sexualität, Leben, Nähe, Distanz, Gesundheit, einen interessanten, sicheren Job, der sie einerseits ausfüllt, aber andererseits auch nicht auffrisst.

Hans und Grete wollen sich weder das christliche Modell von Liebe und Ehe zu Eigen machen, noch das bürgerliche, noch das romantische. Alle drei Modelle oder Traditionen haben nach ihrer Einschätzung ihre Licht- und Schattenseiten. Weshalb sollten sie bei dem Modell, das ihnen vorschwebt, nicht versuchen, das, was sich bei diesen Modellen bewährt hat, so weit wie möglich zu beherzigen und zu übernehmen und das, was sich nicht bewährt hat, was obsolet geworden ist, in der Versenkung zu belassen? Warum sollten sie sich aus ihrem christlichen, bürgerlichen und romantischen ‚Erbe‘ nicht die Rosinen herauspicken, also das, mit dem sie sich auch heute noch voll identifizieren können, und das, was sie für überholt halten, mit dem sie sich nicht mehr identifizieren können, was sie weder leben können, noch wollen, ruhig auf dem Friedhof der Geschichte zurücklassen?

Monogamie und Exklusivität von Liebesbeziehungen ja, aber unauflösliche Ehe nein. Ehe als eine interessante und empfehlenswerte Liebesordnung ja, Ehe als einzig legitimes Gehäuse für Liebesbeziehungen nein. Sexuelle Beziehungen ausschließlich im Dienste einer möglichst zahlreichen Nachkommenschaft nein, sexuelle Beziehungen, weil es Spaß macht, aber auch, um (freiwillig) so viele Kinder zu

bekommen, wie man möchte, wie man es sich leisten kann, ja. Recht auf Verhütung ja, Verbot von Verhütung nein. Gleiche Rechte für Männer und Frauen ja, indirekte Privilegierung und Doppelmoral für Männer nein. Gleichrangigkeit von männlichem und weiblichem Geschlecht ja, gegenseitige Über- und Unterordnung der Geschlechter nein. Neigungsehe ja, Ehe nur aus übergeordneten Gesichtspunkten nein. Verheiratung durch Dritte nein, Heirat auf ausdrücklichen Wunsch der Liebenden ja. Ehe ohne Liebe nein, Ehe aus Gründen von Liebe ja. Ehe als arbeitsteiliges Unternehmen ja, Ehe, bei der die Männer grundsätzlich für die Versorgung, die Frauen für Familie und Haushalt zuständig sind, nein. Gegenseitige Instrumentalisierung von Männern und Frauen nein, gleichberechtigte Partnerschaft ja. Partnerschaft, an der Geist, Seele und Körper gleichermaßen beteiligt sind, ja, Beziehungen ausschließlich aus Gründen der Triebbefriedigung nein. Romantische Gefühle ja, romantische Gefühlsduselei nein...

Hans und Grete müssen sich gewissermaßen von den Augen ablesen, welche Wünsche sie bewegen und was bzw. wie man zu ihrer Erfüllung beitragen könnte. Alles andere könnte als Gleichgültigkeit und im Wiederholungsfalle als nachlassende Liebe ausgelegt werden. Insofern müssen Hans und Grete ihre Wünsche, auch die unterschwelligeren, kennen lernen und Punkt für Punkt und bei veränderter Situation immer neu und so lange aushandeln und einbringen, bis Angebot und Nachfrage übereinstimmen. Gelingt das einigermaßen, wird der Traum von Liebe ein Stück Wirklichkeit. (Und bis jetzt empfinden Hans und Grete ihre Beziehung durchaus so.) Gelingt das weniger (weil sich ein etwaiges ‚dickes Ende‘ eben üblicherweise nicht am Anfang zeigt) oder kommt man gar nicht mehr klar miteinander, beendet man die Beziehungskiste nach dem Motto: Neues Spiel! Neues Glück! Möglicherweise ist (was Hans und Grete zwar nicht sehen, auch nicht ansatzweise, was sie aber auch nicht ausschließen können) irgendwann der Beziehungskistentraum in ein Beziehungskistentrauma umgeschlagen und damit der Wunsch nach Partnerschaft endgültig erloschen. In diesem Sinne sind alle (und Hans und Grete empfinden sich als einen Teil dieser endlosen Polonaise) ständig unterwegs auf dem Weg vom Sakrament zur Beziehungskiste, von der einfachen zur seriellen Monogamie, auf dem Weg vor, in oder auch nach der ersten, zweiten, dritten, oder n-ten Beziehungskiste.

So, wie dieser Hans und diese Grete (und in diesem Alter) ihre Beziehung angelegt haben, nämlich unter Ausnutzung vieler Chancen, die sich heute bieten, bei gleichzeitiger bewusster Vermeidung möglichst vieler Risiken, die lauern, mag es ihnen (ohne oder mit Kindern) und mit viel Glück durchaus gelingen, eine Liebesordnung, eine Beziehungskiste zu leben, die auch heute noch ein ganzes Leben lang hält. Warum sollten nicht auch sie eine gute Chance haben, die ‚Restsüße‘²³² einer lebenslangen Partnerschaft allen Unkenrufen zum Trotz zu erleben?²³³ Wenn die Rahmenbedingungen aber weniger günstig sind oder werden, kann es natürlich auch ganz anders laufen.

Die Chancen, dass die beiden (besser gesagt: Paare mit vergleichbar ‚positiven‘ Voraussetzungen und Rahmenbedingungen) auch heutzutage lange, vielleicht sogar lebenslang zusammenbleiben oder irgendwann doch wieder getrennte Wege gehen, dürften auch heute noch in der Größenordnung von siebzig zu dreißig liegen.²³⁴ Die Romanautoren (zumindest die in der von mir getroffenen Auswahl) scheinen sich grundsätzlich mehr für die Liebenden zu interessieren, die sehr prob-

²³² „Durch das avancierte und etwas ältere Junggesellentum geht ein archaisches Verlangen, doch noch, wenn auch auf radikal individualistische Weise, von der Restsüße der Arterhaltung zu kosten.“ (Ina Hartwig in: Eine Liebe fürs Leben – Von der Theorie schlecht vorbereitet, suchen sie dennoch die Meisten, in: Kursbuch 44 Liebesordnungen, Juni 2001)

²³³ Möglicherweise sieht Anthony Giddens die Chancen für das Liebesleben der Zeitgenossen zu optimistisch, wenn er meint, dass die Demokratisierung der Gesellschaft immer weiter fortschreitet und immer mehr auch in die Liebesbeziehungen eindringt und diese zum Vorteil für die Liebenden verändert. (Vgl. Giddens, Anthony: Wandel der Intimität – Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften, Frankfurt am Main 1993, S.199 ff.) Niklas Luhmann dagegen zieht eher ein zu düsteres, ein zu pessimistisches Fazit. Dass die Liebe sich (unter dem Gesichtspunkt der Semantik) geschichtlich aus einer Phase der Idealisierung, über eine Phase der Paradoxierung schließlich und endlich zu einer der Problemorientierung entwickelt hat, ist (für mich) von Luhmann nicht schlüssig dargelegt worden. Die Phänomene, an denen Luhmann die ‚Idealisierung‘, die ‚Paradoxierung‘ und die ‚Problemorientierung‘ festmacht, sind zwar einleuchtend und nachvollziehbar, nicht aber ihre geschichtlich verortete, diachrone Aufeinanderfolge. Alle drei Typisierungen sind (nebeneinander) auch in der Postmoderne (nicht zuletzt in den sieben Romanen) auszumachen, die Idealisierung beispielsweise auch bei (virtuellen) Chat-Beziehungen, Paradoxierungen sind sogar gang und gäbe, Problemorientierungen, ein unscharfer Allerweltsbegriff, sowieso. (Vgl. Luhmann, Niklas: Liebe als Passion – Zur Codierung von Intimität, Frankfurt am Main 1994, Kapitel 15 und 16, S. 197 ff.)

²³⁴ Je nach ‚Geschmack‘ und ‚Weltsicht‘ mag man die Prozentzahlen auch anders ansetzen. Es gibt jeweils gute Gründe für ganz verschiedene Optionen. Die literarischen ‚Theoretiker‘ scheinen sich hierbei von denen der Wissenschaft nicht grundsätzlich zu unterscheiden. Julian Barnes etwa sieht die Welt anders als Elfriede Jelinek. Und „Gelungenes Leben“, meint Zeruya Shalev in einem Interview im Cicero, Heft März 2006, „ist literarisch letztlich uninteressant.“ Anthony Giddens, der zeitweise auch die Regierung seines Landes berät (wie Ulrich Beck die bayrische), scheint grundsätzlich optimistischer an die Probleme und ihre Lösung heranzugehen als Niklas Luhmann, der bei diesem Thema (für mich unnötigerweise) hier und da eher einem Kulturpessimismus anheim fällt. Punktuell scheint mal der eine, mal der andere näher an der Wahrheit, an der Wirklichkeit zu sein. Man tut gut daran, bei der Wahrheits- und Wirklichkeitsfindung möglichst viele (Welt)sichten zu konsultieren, auch und gerade aus ganz verschiedenen ‚Lagern‘.

lematische Zweierbeziehungen haben. Das gelungene Leben, meint Zeruya Shalev, „ist literarisch letztlich uninteressant“. (Siehe Fußnote zu den Prozentzahlen)

Eines scheint aber sicher zu sein, dass die Geburtenraten - in Deutschland und anderswo im Kulturkreis - nicht ausreichen, um die Gesellschaften des Kulturkreises ceteris paribus und ohne Zuwanderungsgewinne am Leben zu erhalten.

Hans und Grete kommen immer wieder auf ihr Hauptproblem und ihre Lieblingsutopie zurück: Noch sehen sie keine realistische Chance dafür, wie man Job und Familie (Kinder) unter einen (vernünftigen, für beide Seiten akzeptablen) ‚Hut‘ kriegen kann. Dass Familie ‚normalerweise‘ grundsätzlich jobfeindlich und Jobs grundsätzlich familienfeindlich sind, damit wollen und können sie sich einfach nicht abfinden. Das würden sie zu gern ändern, wenn sie es nur ändern könnten! Sie nennen das ihre Lieblingsutopie. Die wollen sie sich nicht nehmen lassen. Sie sind dankbar für jeden Strohalm und jedes ‚Zeichen‘, auch international, das ihre Hoffnung ermuntert, ihren grundsätzlich (noch) vorhandenen Optimismus bestärkt. Aber je nach Stimmung geraten sie dabei auch des Öfteren in trostloses Grübeln, in Schübe von handfestem Pessimismus.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W.: Gesammelte Schriften, Frankfurt am Main 1997, Band 11
- Aristoteles: Philosophische Schriften, 6 Bde., Politik (Band 4), Hamburg 1995
- Barnes, Julian: Liebe usw., Köln 2002
- Bayrisches Fernsehen, Datum und Uhrzeit (?)
- Beck, Ulrich, und Beck-Gernsheim, Elisabeth (beide Hrsg.): Riskante Freiheiten, Frankfurt am Main 1994
- Beck, Ulrich, und Beck-Gernsheim, Elisabeth: Riskante Chancen - Gesellschaftliche Individualisierung und soziale Lebens- und Liebesformen, in: Beck, Ulrich, und Beck-Gernsheim, Elisabeth (beide Hrsg.): Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt am Main 1990
- Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (beide Hrsg.): Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt am Main 1990
- Beck, Ulrich; Vossenkuhl, Wilhelm; Ziegler, Ulf Erdmann; Rautert, Tim: „eigenes Leben – Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben“, München 1995
- Benedikt XVI., Papst: Enzyklika DEUS CARITAS EST, http://vatican.va/holy_father/benedict_xvi/encyclicals/documen...
- Benjamin, Walter: Goethes Wahlverwandtschaften, in Benjamin, Walter: Illuminationen – Ausgewählte Schriften, Frankfurt am Main 1961
- Bibel, Die, Einheitsübersetzung, Stuttgart 1980
- Bourdieu, Pierre : Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main 1987
- Brombach, Sabine: Literatur als Erkenntnisquelle gesellschaftlicher Wirklichkeit – Interpretationen ausgewählter Eheromane und Analysen ehe- und familiensoziologischer Forschungsarbeiten aus der westdeutschen Nachkriegszeit bis 1961, Frankfurt am Main 1995
- Brouwers, Jeroen: Geheime Zimmer, Stuttgart München 2002
- Bruhns, Wibke: Meines Vaters Land – Geschichte einer deutschen Familie, München 2004
- Bundesumweltministerium/Umweltbundesamt: Handbuch Lokale Agenda 21 – Wege zur nachhaltigen Entwicklung in den Kommunen, Bonn 1998
- Bürgerliches Gesetzbuch (BGB), 55. Auflage, München 2004
- Burkart, Günter: Lebensphasen – Liebesphasen. Vom Paar zur Ehe, zum Single und zurück?, Opladen 1997
- Cicero, Magazin für politische Kultur
- Coetzee, John Maxwell: Schande, Frankfurt am Main 2000
- Condorcet, Antoine de, Wilhelm Alff (Hrsg.): Entwurf einer historischen Darstellung der Fortschritte des menschlichen Geistes [1793/1794], Frankfurt am Main 1963
- Drewermann, Eugen (Quelle: Diskussionsbeitrag von D. in einer Diskussionsrunde im Fernsehen, Sender, Datum, Uhrzeit (?))
- Dux, Günter: Die Moral in der prozessualen Logik der Moderne – Warum wir sollen, was wir wollen, Göttingen 2004
- Eickelpasch, Rolf / Rademacher, Claudia: Identität, Bielefeld 2004
- Eugenides, Jeffrey: Middlesex, Reinbek bei Hamburg 2003
- Faktum Lexikoninstitut (Hrsg.): Lexikon der Psychologie, Gütersloh/München 1995
- Ferguson, Adam: Abhandlung über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft

[1767], Jena 1923

- Flaubert, Gustave: Madame Bovary – Sitten der Provinz, Zürich 1980
Frankfurter Rundschau
- Fuchs, Peter: Liebe, Sex und solche Sachen, Konstanz 1999
- Gehrlein, Ulrich: Nachhaltige Entwicklung, Geschichte, Gegenwart und Umsetzungsperspektiven, in: Gehrlein, Ulrich (Hrsg.): Wege zur Zukunftsbeständigkeit – Strategien und Instrumente zur Umsetzung des Leitbildes nachhaltiger Entwicklung, Münster 2000
- Gerlach, Irene: Familienpolitik, Wiesbaden 2004
- Giddens, Anthony: Wandel der Intimität – Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften, Frankfurt am Main 1993
- Goebbels, Josef: Rede vor den Leitern aller deutschen Sendegesellschaften am 25. März 1933, in: Riedel, Heide: Lieber Rundfunk...75 Jahre Höregeschichte(n), in: Deutsches Rundfunkarchiv (DRA) und Deutsches Rundfunk-Museum (DRM) (Hrsg.), Berlin 1999
- Habermas, Jürgen: Erläuterungen zur Diskursethik, Frankfurt am Main 1991
- Haffner, Sebastian: Geschichte eines Deutschen, Stuttgart/München 2000
- Harenbergs Lexikon der Weltliteratur. Autoren – Werke - Begriffe, Band 2, Dortmund 1989
- Hartwig, Ina: Eine Liebe fürs Leben – Von der Theorie schlecht vorbereitet, suchen sie dennoch die meisten, in: Kursbuch 44 Liebesordnungen, Juni 2001
- Hebert, Hermann: Essay über das Thema: Glokales Allgemeinwohl versus glokale Partikularinteressen – Anmerkungen zum Motto der Agenda 21 „Global denken und lokal handeln“, Werne 2003, (Hausarbeit im WS 02/03 im Institut für Politikwissenschaft bei Prof. Dr. Paul Kevenhörster, Westfälische Wilhelms-Universität Münster)
- Hebert, Hermann: Zum Begriff der Ehe in der Literatur der bürgerlichen Gesellschaft, (soziologische Diplomarbeit), Frankfurt am Main 1964
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Grundlinien der Philosophie des Rechts, Hamburg 1955
- Herrmann, Horst: Liebesbeziehungen – Lebensentwürfe. Eine Soziologie der Partnerschaft, Münster 2001
- Hite, Shere, und Barraud, Philippe: Vom Stolz, eine Frau zu sein – Über Liebe und Sexualität, Frankfurt am Main 2003
- Houlebecq, Michel: Elementarteilchen, München 2001
- Illouz, Eva: Der Konsum der Romantik – Liebe und kulturelle Widersprüche des Kapitalismus, Frankfurt am Main 2003
- Jelinek, Elfriede: Lust, 9. Auflage, Hamburg 2004
- Kafka, Franz: Auf der Galerie, in: Kafka, Franz: Erzählungen, Frankfurt am Main Wien 1994
- Kant, Immanuel: Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, Berlin-Steglitz 1910
- Katechismus der Katholischen Kirche (Kompendium), Übersetzung aus dem Italienischen, Deutsche Bischofskonferenz, Bonn 2005
- Kelek, Necla: Die fremde Braut, Köln 2005
- Köhler, Horst: Rede bei der Konferenz „Demographischer Wandel“ am 06.12.05 in Berlin, Entwurfsfassung, www.bundespraesident.de: Der Bundespräsident / Home
- Koppetsch, Cornelia, in: Kemper, Peter, in: Sein heißt Erregtsein – Paare und Paarungen in der Postmoderne, in: Kemper, Peter, und Sonnenschein,

- Ulrich (beide Hrsg.), in: Liebe – Zwischen Sehnsucht und Simulation, Frankfurt am Main 2005
- Kursbuch 44 Liebesordnungen, Juni 2001
- Lampedusa, Guiseppe Tomasi di: Der Leopard, München 1965
- Lexikon der Psychologie, Faktum Lexikoninstitut (Hrsg.), Gütersloh/München 1995
- Luhmann, Niklas: Copierte Existenz und Karriere. Zur Herstellung von Individualität, in: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (beide Hrsg.): Riskante Freiheiten, Frankfurt am Main 1994
- Luhmann, Niklas: Liebe als Passion – Zur Codierung von Intimität, Frankfurt am Main 1994
- Luwig, Ralf: Kant für Anfänger – Der kategorische Imperativ – Eine Lese-Einführung von Ralf Ludwig, 9. Aufl. München 2004
- Mann, Thomas: Die Ehe im Übergang, in: Keyserling, Hermann Graf (Hrsg.): Das Ehe-Buch. Eine Sinnggebung im Zusammenklang der Stimmen führender Zeitgenossen. Angeregt und herausgegeben von Graf Hermann Keyserling
- Meyers, Reinhard, und Waldmann, Jörg: Der Begriff „Sustainable Development“ – Seine Tauglichkeit als Leitbild künftiger Entwicklung, in: Engelhard, Karl (Hrsg.): Umwelt und nachhaltige Entwicklung. Ein Beitrag zur Lokalen Agenda 21, Münster 1998
- Millar, John: The Origin of the Distinction of Ranks [1779; andere Fassung unter anderem Titel bereits 1771], Cambridge 1960
- Milton, John: Das verlorene Paradies, Stuttgart 1986
- Milton, John: Der Anspruch von Königen und Obrigkeiten..., in: Milton, John: Zur Verteidigung der Freiheit, Leipzig 1987
- Montaigne, Michel de: Über die Freundschaft, in: Montaigne, Michel de (Hrsg. Hans Magnus Enzensberger): Essais, Frankfurt am Main 1998
- Nietzsche, Friedrich: Also sprach Zarathustra, Leipzig, Kriegsausgabe (o.J.)
- Nietzsche, Friedrich: Zur Genealogie der Moral, in: Nietzsche, Friedrich: Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral, Leipzig 1930
- Orwell, George: Farm der Tiere, Mainz 1998
- Otten, Dieter: Männer Versagen – Über das Verhältnis der Geschlechter im 21. Jahrhundert, Bergisch Gladbach 2000
- Pius XI., Papst: (Ehe-Enzyklika) Casti connubii – Über die Hoheit und Würde der reinen Ehe“. 3. Aufl., Luzern 1930
- Rademacher, Claudia: Jenseits männlicher Herrschaft – Pierre Bourdieus Konzept einer Geschlechterpolitik, in: Bittlingmayer, Uwe H.; Eickelpasch, Rolf; Kastner, Jens; Rademacher, Claudia (Hrsg.): Theorie als Kampf? – Zur politischen Soziologie Pierre Bourdieus, Opladen 2002
- Ratzinger, Joseph: Die Diktatur des Relativismus (Die Predigt von Kardinal Joseph Ratzinger zum Konklave, Auszüge), in: Cicero, Magazin für politische Kultur, Mai 2005
- Reichle, Verena: Die Grundgedanken des Buddhismus, Frankfurt am Main 2000
- Robert, Rüdiger (Hrsg.): Bundesrepublik Deutschland – Politisches System und Globalisierung – Eine Einführung, 2. verbesserte Auflage, Münster New York München Berlin 2001
- Roth, Philip: Das sterbende Tier, München Wien 203
- Saint-Simon, Claude Henry de: Gleichnis (La Parabole), in: Saint Simon, Claude Henry de: Ausgewählte Texte, Berlin 1957
- Schiller, Friedrich: Das Lied von der Glocke, in: Schiller, Friedrich: Gedichte und Erzählungen, Leipzig 1906

- Schneider, Manfred: Herzensschriften – Liebesbriefe und Liebesroman, in: Kemper, Peter, und Sonnenschein, Ulrich (beide Hrsg.): Liebe – Zwischen Sehnsucht und Simulation, Frankfurt am Main 2005
- Schöneberger, Birgit: Bis dass der Tod euch scheidet – Liebe und Treueversprechen, in: Kemper, Peter, und Sonnenschein, Ulrich (beide Hrsg.): Liebe – Zwischen Sehnsucht und Simulation, Frankfurt am Main 2005
- Schott, Ben: Schotts Sammelsurium, Berlin 2004
- Schulz von Thun, Friedemann: Miteinander reden – Das >>innere Team<< und situationgerechte Kommunikation, Reinbek bei Hamburg 2000
- Sennett, Richard: Der flexible Mensch – Die Kultur des neuen Kapitalismus, 6. Aufl., Berlin 2000
- Shalev, Zeruya, (Interview mit Zeruya Shalev), in: Cicero, Magazin für politische Kultur, März 2006
- Shalev, Zeruya: Liebesleben, Berlin 2000
- Sill, Oliver: Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft - Systemtheoretische Perspektiven auf ein komplexes Phänomen, Wiesbaden 2001
- Simmel, Georg: Über sociale Differenzierung, in: Simmel, Georg: Aufsätze 1887 bis 1890, Über sociale Differenzierung. Die Geschichtsphilosophie 1892, Frankfurt am Main (Erscheinungsjahr [?])
- Smith, Adam: Eine Untersuchung über Natur und Ursachen des Volkswohlstandes [1775/1776], 3 Bde., Jena 1923
- Stendhal (alias Henri Beyle): Über die Liebe, Frankfurt am Main und Leipzig 1999
- Stiemerling, Dietmar: Was die Liebe scheitern lässt – Die Psychologie der chronisch gestörten Zweierbeziehung, Stuttgart 2000
- Störig, Hans Joachim: Kleine Weltgeschichte der Philosophie, Frankfurt am Main 1993
- Thirlwell, Adam: Strategie, Frankfurt am Main 2004
- Tocqueville, Alexis de: Über die Demokratie in Amerika, 2 Bde., Stuttgart 1960, Band 2
- TV Hören und Sehen
- Universität Köln, <http://www.uni-protokolle.de/nachrichten/id/7269> mit Datum vom [09.10.2002](http://www.uni-protokolle.de/nachrichten/id/7269): Früh- und Zweitehen besonders scheidungsbedroht
- Vereinigte Staaten: Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von 1776 (Quelle: <http://www.verfassungen.de/us/unabhaengigkeit76.htm>)
- Vester, Michael: Das rationale Paradigma und die politische Soziologie sozialer Klassen, in: Bittlingmayer, Uwe H.; Eickelpasch, Rolf; Kastner, Jens; Rademacher, Claudia (Hrsg.): Theorie als Kampf? Zur politischen Soziologie Pierre Bourdieus, Opladen 2002
- Walser, Martin: Der Lebenslauf der Liebe, Frankfurt am Main 2001
- Walser, Martin: Halbzeit, München Zürich 1964
- Watzlawik, Paul: Wie wirklich ist die Wirklichkeit, München 1978
- Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft, 2 Halbbände, 4. Auflage, Tübingen 1956, 2. Halbband
- Wellershoff, Dieter: Der verstörte Eros. Zur Literatur des Begehrens, Köln 2001
- Welzer, Harald: Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden, Frankfurt am Main 2005
- Westfälischer Anzeiger
- Wilber, Ken: Eine kurze Geschichte des Kosmos, Frankfurt am Main 1997
- Ziegler, Jean: Nekrolog auf das Bürgertum, in: Cicero, Magazin für politische Kultur, März 2006